



Tom Brown, Jr.
**Das
 Vermächtnis der
 Wildnis**

Visionen und
 Prophezeiungen zur Rettung
 unserer gefährdeten Welt
 Die Geschichte eines
 spirituellen Kriegers



Schon als Junge von acht Jahren begegnete Tom Brown seinem geistigen Lehrer Stalking Wolf, einem alten Schamanen vom Stamm der Apache, den er mit liebevollem Respekt «Großvater» nennt. Mit den offenen Augen und dem empfänglichen Geist eines Kindes läßt er sich einführen in die ahnungsvolle Welt der Visionen. Er wird eins mit der reinen Welt der Wildnis, in der die Natur ihn lehrt, durch ein Leben in beispielhafter Verantwortung für die Schöpfung seine eigene Zukunft und die der gesamten Menschheit zu bestimmen.

Tom Brown durchläuft eine harte und abenteuerliche Ausbildung zum spirituellen Krieger unserer Zeit - zur Rettung einer gefährdeten Welt. Denn die

Erde ist in Gefahr und mit ihr alles Leben, wie wir es kennen. Vier große Prophezeiungen sind es, die der alte Weise seinem jungen Schüler mit auf den Weg gibt als Warnung und Unterweisung für alle, geschildert in der einfachen und würdevollen Sprache der Indianer. In diesen erschütternden Prophezeiungen, bereits vor Jahrzehnten ausgesprochen, erkennt jeder, der Augen hat, die großen Gefahren unserer modernen Zivilisation.

Gewaltig ist die Autorität, mit der ein alter Schamane diese Warnungen ausspricht. Und groß ist auch der Mut und die Kraft eines Jungen, der auf seine eigene Visionssuche geht und während langer Wanderungen in der Wildnis nicht nur lernt zu überleben, sondern auch seinen Urängsten begegnet und schließlich in einer überwältigenden Schau seine Bestimmung erfährt: einen ganz konkreten Weg zu zeigen, wie jeder bewußte Mensch die Zerstörung der Erde aufhalten kann.

Nach langjährigen Wanderungen verläßt Tom Brown seine geliebte Wildnis, um mit seinem spannenden und ergreifenden Bericht viele Menschen zu bewegen, vom Zug der Verderbnis abzuspringen.

ISBN 3-7157-0159-5

Zum Andenken an Abigail

Zweite Auflage

Meinem Sohn Tommy und meinem Enkel Jake gewidmet, die mich noch größere Anstrengungen unternehmen ließen, um das, was von der Erde übriggeblieben ist, für sie zu retten.

Inhalt

Inhalt	3
Dank	4
Vorwort	5
Einleitung.....	8
Die Prophezeiung.....	11
Das vergessene Grab.....	45
Der Dämon der Ablenkung.....	73
Die Verschmelzung des Geistes	97
Großvater erklärt die Vision.....	128
Jesus, der große Lehrer	155
Meine Visionssuche	177
Die Begegnung mit dem Stalker	207
Das heilige Gewand	232
Falsche Propheten.....	253
Die Zukunft zeigt sich	268
Die verschwundene Abigail.....	280
Das Wildnisbewußtsein	311
Der Weg zurück aus der Wildnis	322
Über den Autor	325

Dank

Ich möchte meiner Frau Judy danken, die für mich unzählige Zeitschriften durchging auf der Suche nach den Zitaten für dieses Buch. Meinem Sohn Paul und meiner Tochter Kelly danke ich für ihre große Liebe und Unterstützung und Lisa, unserer unentbehrlichen rechten Hand, für das Schreiben und Durchsehen des Manuskripts. Besonderer Dank gebührt auch Frank Rochelle, Jr., Frank und Karen Sherwood und Wanda Terhaar, den besten Ausbildern, die eine Schule sich nur wünschen kann. Der größte Dank aber gilt Onkel Howard Crumm, der mich in die Wildnis eingeführt und auf den Weg gebracht hat.

Vorwort

Stalking Wolf war ein alter Schamane vom Volk der Apachen, der mein Großvater wurde. Nicht mein wirklicher, sondern mein geistiger. Diese Geschichte ist eine Fortsetzung meiner Erlebnisse mit Großvater und ein Bericht über die Lehren, die ich von ihm empfang. Zehn Jahre, von meinem siebenten bis achtzehnten Lebensjahr, war ich, so oft es ging, mit ihm zusammen. Sein Enkel Rick und ich liefen jeden Tag nach der Schule und auch an den Wochenenden zu ihm in den Wald. Als wir älter geworden waren, verbrachten wir ganze Sommer zusammen. Großvater war in die Pine Barrens gekommen, weil seine Vision es ihm befohlen hatte. Und hier fand er Rick und mich, wie seine Vision es ihm angekündigt hatte. Dreiundsechzig Jahre lang war Großvater durch Nord- und Südamerika gewandert, immer bemüht, die alten Überlieferungen zu verstehen und die Philosophie der Erde zu vereinfachen.

Als wir uns am Fluß begegneten, war Großvater dreiundachtzig. Ich war sieben. Unterschiede des Alters und der Kultur hatten wenig Einfluß auf unsere Freundschaft. Er sprach kaum Englisch, doch wir verstanden uns. In den zehn folgenden Jahren lehrte er mich vor allem die Techniken des Survival, also des Überlebens in der wilden Natur. Bei ihm lernte ich meine eigenen Werkzeuge herstellen, mir Obdach und Kleidung zu fertigen und Nahrung zu sammeln. Auch

unterwies er mich im Fährtsuchen und in der Beobachtung des Lebens in der Wildnis. Sein Ziel war, Teil dieser Lebenskraft zu werden — ein Zustand, den er «Eins-Sein» nannte. Vor allem lehrte er mich die geistigen Gesetze der Schöpfung. So lernte ich jeden Tag viele Dinge über das Unsichtbare und das Ewige, und am Ende wurde das geistige Leben für mich wirklicher als das Leben in Fleisch und Materie.

Nachdem Großvater zu seinem Volk zurückgekehrt war, durchwanderte ich zehn Jahre dieses Land. Ich nährte mich von dem, was die Natur mir bot, verfolgte die Spuren der Tiere, beobachtete die Wildnis, studierte das Leben und strebte nach geistigen Dingen. Meist blieb ich für mich allein. Nach Hause kehrte ich immer nur kurz zurück, um aufzubrechen zu neuen Abenteuern. Ich übte mich fleißig in allem, was Großvater mich gelehrt, und lernte von alten Menschen und Lehrern, die ich auf meinen Wanderungen traf. Vor allem aber lernte ich von der Erde, wie es die Ureinwohner Amerikas taten. Meine Lehrerin war die Natur. Auch nutzte ich meine Gaben und Fähigkeiten im Fährtsuchen, um verirrte Menschen zu finden, Verbrecher in ihrem Versteck aufzuspüren und ähnliche Aufgaben zum Nutzen anderer Menschen zu bewältigen.

Nach zehnjähriger Wanderschaft kam ich aus den Wäldern und begegnete Judy. Bald heirateten wir. Zu der Freude an Judys zwei Kindern wurde uns Tommy geschenkt, unser Sohn. Dann schrieb ich

das Buch über mein Leben und gründete eine Schule. Ich hatte immer davon geträumt, mit meiner Familie in die Wildnis zurückzukehren. Aber ich muß in der Gesellschaft bleiben und für meine Vision leben. Denn meine Vision ist das Lehren. Seit damals habe ich drei Bücher über mein Leben geschrieben und sieben über die Kunstfertigkeiten, die ich von Großvater lernte und mir selber beibrachte. Dieses Buch Das Vermächtnis der Wildnis ist das erste Buch einer Trilogie über die geistige Suche.

Einleitung

Die einzige Wirklichkeit ist der Geist der Wildnis. Er ist denen eingeboren, die nach der Stille im Tempel der Schöpfung streben, ungestört durch die Fesseln und Annehmlichkeiten der Gesellschaft. Wir suchen die Wildnis auf, um dort Wahrheit, Erleuchtung und Frieden zu finden: eine andere Realität des Lebens, wo alles natürlich und lauter ist. Dort gewinnt der Mensch seine Wirklichkeit; dort findet er seine Bestimmung - und Nahrung für seine Seele. Dort tritt er auf jedem Schritt in Verbindung mit seinem Schöpfer. Dann aber muß der Mensch zurückkehren in die Gesellschaft, um seine Vision zu leben und die Weisheit der Wildnis anderen mitzuteilen. Und mit dieser Rückkehr beginnt die eigentliche Suche des Menschen. Die Suche nach einem Leben der Lauterkeit in all dieser Künstlichkeit und Verschmutzung. Es ist ein Leben für die Wirklichkeit der Wildnis, und zwar an einem Ort, wo Oberflächlichkeit und Sterilität herrschen, wo alles im Irrsinnsrhythmus menschlicher Dummheit und Zerstörungswut tanzt. In einer Höhle, wo die Wahrheit verbogen wird und wo man das Leben kauft und verkauft für Geld, wo die Ansammlung äußerer Reichtümer zum Tempel des Materiellen wird und wo der Geist in die Wüste der Gleichgültigkeit verbannt wird.

Dies also ist die Suche. Die Suche nach der lebendigen Vision.

Und dieses Buch ist eine Reise. Eine Reise in Körper und Geist.

Eine Reise aus der lauterer Welt der Wildnis - in die unlautere, verbogene und zerstörerische Welt der modernen Gesellschaft. Auch ist es ein Buch über Großvaters Lehre und über die Vision. Er lehrte uns, in der Gesellschaft so zu leben, daß unsere Vision Wirklichkeit wird und sich im Leben aller manifestiert, mit denen wir in Verbindung treten. Für jeden, der die Wildnis liebt, ist es schwer, in die Gesellschaft zurückzukehren. Es ist der schwierigste Weg, den ein Mensch gehen kann.

Dieses Buch handelt von den guten Gründen, warum wir aus der Wildnis zurückkehren sollten. Die Entscheidung, ein Leben der Lauterkeit zu verlassen, um in einer Welt zu leben, die unlauter ist und fern aller spirituellen Freude und Begeisterung, ist eine der schwersten im Leben jedes Menschen. In der Gesellschaft für die Vision zu leben ist ein sehr schwieriger Weg. Wir wandern auf Messers Schneide. Auf der einen Seite der Klinge die Wildnis, auf der anderen die Gesellschaft; und wir sind die Brücke. Wenn wir abstürzen, werden wir tief verletzt, und es ist schwer, manchmal unmöglich, wieder hinaufzusteigen.

Oft werde ich von Schülern gefragt: Wie kann ich das, was ich in der Wildnis lernte, mitbringen in die «Zivilisation»? Wie kann ich weiterhin leben für das, was ich in der Lauterkeit der Schöpfung gefunden habe? Dieses Buch versucht Antwort zu geben auf diese Frage. Die Antwort liegt in Großvaters Lehren, in der Überlieferung

der Vision und auch in meiner Erfahrung. Es ist also ein Handbuch und Führer für alle, die den Versuch wagen, mit dem Bewußtsein der Wildnis in dieser Gesellschaft zu leben. Wie alle meine Bücher ist auch Das Vermächtnis der Wildnis in der Sprache des Koyoten geschrieben. Da gibt es den äußeren Sinn der Erzählung, darunter aber liegen viele tiefere Lektionen. Der Leser muß gründlich und zwischen den Zeilen lesen, manchmal ein paarmal lesen, bis er versteht, bis ihm alle Ebenen der Lehre offenkundig werden.

Dies ist also ein Führer zum Leben in der modernen Zivilisation, ohne Verrat an unserer Vision, ohne Abweichen von unserem Pfad. Es ist eine der schwierigsten Aufgaben, die wir auf körperlicher und auf geistiger Ebene bewältigen müssen. Wenn wir aber unsere Vision verwirklichen und in die Gesellschaft hineintragen wollen, müssen wir in dieser Gesellschaft leben. Fortzulaufen in die Wildnis heißt fortlaufen vor unserer Vision, vor unserer Liebe und vor unserer Verantwortung gegenüber dem Geist-der-in-allem-Dingen-wirkt.

Die Prophezeiung

Rückblickend kann ich erkennen, daß Großvaters Prophezeiungen - wie alles andere, das er mich lehrte - größten Einfluß auf mein Leben hatten. Damals machten sie mir höchstens Angst und zwangen mich aufzumerken. Aber erst als seine Prophezeiungen sich bewahrheiteten, spürte ich ihre tiefe, beunruhigende Wirkung. Mehr als bei jedem anderen, dem ich begegnet bin — ob Prophet, religiöser Führer oder Medium -, haben sich Großvaters Prophezeiungen stets bewahrheitet: im Kleinen wie im Großen, genau zu der Zeit und in der Weise, wie er es vorausgesagt hatte. Nach solchen Erfahrungen blieb mir nichts anderes übrig, als den Einfluß dieser Prophezeiungen auf mein Leben anzuerkennen.

Großvater konnte die Zukunft sehr exakt vorhersagen. Nicht nur sagte er uns sehr genau, was im nächsten Augenblick, am nächsten Tag, eine Woche oder ein Jahr später passieren würde. Mit der gleichen Genauigkeit konnte er auch die mögliche Zukunft für zehn Jahre und mehr voraussagen. Bald fing ich an, mir ausführliche Notizen über seine Vorhersagen zu machen - neben anderen Aufzeichnungen über Survival-Techniken, das Fährtensuchen, die Schulung der Aufmerksamkeit und auch geistige Dinge. Großvater gab mir Hunderte von kleineren Vorhersagen, die mich betrafen, und mehr als die Hälfte davon ist eingetreten. Neben diesen kleineren

Vorhersagen über persönliche Dinge gab es einhundert und drei große Vorhersagen, von denen sich fünfundsechzig bis heute absolut bewahrheitet haben: nicht nur was Zeit und Ort betrifft, sondern auch genau in der Reihenfolge, in der sie vorausgesagt waren.

Großvater behauptete, daß es nicht eine einzige Zukunft gibt, sondern mehrere Zukunftsmöglichkeiten. Dies erklärte er am Beispiel einer flachen Hand: jeder Finger ist eine mögliche Zukunft, und immer ist eine dieser künftigen Möglichkeiten die vorherrschende; nämlich die Hauptrichtung der Ereignisse, die uns bevorstehen. Also betrafen seine Vorhersagen die mögliche Zukunft, und das hieß, daß immer eine Entscheidung offen blieb. Großvater sagte: «Wenn ein Mensch die richtige Entscheidung treffen könnte, dann könnte er den Verlauf der möglichen Zukunft bedeutsam verändern. Kein Mensch sollte sich also unbedeutend fühlen, denn nur ein einziger Mensch ist nötig, um das Bewußtsein der ganzen Menschheit zu ändern, und zwar durch den Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt. Ein Gedanke beeinflusst den anderen und dieser den nächsten, bis dieser Gedanke sich in der ganzen Schöpfung offenbart. Es ist der gleiche Gedanke, die gleiche Kraft, die einen Vogelschwarm veranlaßt, seine Richtung zu wechseln. Denn der Schwärm handelt dann aus einem Geist.»

Von allen Prophezeiungen, die Großvater tat, ob im Persönlichen oder im Großen, ragen vier über alle anderen heraus. Diese vier

Prophezeiungen beziehen sich auf die Vernichtung der Menschheit und allen Lebens auf Erden, wie wir es heute kennen. Aber Großvater sagte, daß wir die Dinge noch abwenden können, auch nachdem die ersten zwei Prophezeiungen eingetreten sind. Nach der dritten jedoch gibt es keine Umkehr mehr. Heute, da wir über die zweite Prophezeiung der drohenden Vernichtung schon weit hinaus sind, zeigen sich Gefahr und Zerstörung überall, und uns bleibt nur, uns noch mehr anzustrengen, um das vielleicht Unvermeidbare doch noch zu ändern. Wir stehen unter Zeitdruck, mehr denn je. Denn die zweite, unglaubliche Prophezeiung ist bereits wahr geworden. Dies ist der Grund, warum ich lehre; manchmal mit einer gewissen Verzweiflung und immer in dem Gefühl, daß unsere Zeit knapp wird.

Viel früher schon hätte ich anfangen sollen, hart und mit der gleichen Verzweiflung zu arbeiten. Aber wie alle Menschen brauchte ich eine starke Botschaft, um motiviert zu werden. Ich hätte wissen sollen, daß diese Dinge, die Großvater prophezeit hatte, eines Tages eintreten "würden. Denn auch seine kleineren, persönlicheren Vorhersagen bewahrheiteten sich jeden Tag. Er hatte Ricks frühen Tod auf einem weißen Pferd vorhergesagt, auch daß ich eines Tages lehren würde, daß ich einen Sohn haben würde und daß es für immer mein Leben verändert hat, als ich Tommy mitnahm in die Pine Barrens. Großvater hat die Gründung meiner Schule vorausgesehen, auch meine Bücher, meine Familie und sogar die furchtbaren Fehler,

die ich anfangs machte, als ich in der Gesellschaft zu leben versuchte. All dies bewahrheitete sich jeden Tag. Und doch wollte oder konnte ich nicht glauben, daß auch die große Prophezeiung von der Vernichtung der Menschheit wahr werden würde; und diese Realität traf mich schwer. Damals wurde mir bewußt, daß wir unter Zeitdruck stehen.

An die Nacht der vier Prophezeiungen kann ich mich lebhaft erinnern. So nenne ich diese Nacht, in der Großvater uns zum erstenmal auf diese Zukunftsmöglichkeit hinwies. Fünf Jahre waren wir schon mit Großvater zusammen und hatten uns an die Genauigkeit seiner Prophezeiungen gewöhnt. Wir verstanden ein wenig von geistigen Dingen und hatten einige Fähigkeiten im Überleben und Fährtensuchen. Paranormale Erscheinungen, wie die Gesellschaft wohl solche Dinge nennt, konnten uns nicht erschrecken, denn Wunder gehörten zu unserem Alltag. Großvater selbst war ein lebendes Wunder, und vieles von dem, was er tat, hätte manchen als übernatürlich gegolten. So bewandert wir aber in geistigen Dingen auch waren - die Nacht der vier Prophezeiungen erschreckte uns mehr als alles, was wir bis dahin erlebt hatten. Wir waren den ganzen Tag gewandert, ohne Pause, unterwegs zu einem Platz, wo wir unser Camp aufschlagen wollten: auf einem Hügel, den ich den Berg der Prophezeiung nenne. Es war eine typische Hochsommer-Wanderung: heiß, feucht und staubig, ohne Wasser an

unserem Weg. Wir machten oft halt, wie immer, oder wir machten kleine Umwege, um die verschiedenen Landschaften am Weg zu erforschen. Abenteuerlust und Forscherdrang hielten uns frisch und munter, so daß Müdigkeit, Hitze und Durst uns wenig ausmachten. Oft blieb Großvater stehen, um uns zu belehren - nicht über physische Fertigkeiten des Überlebens, des Spurenlesens oder der Aufmerksamkeit, sondern in Dingen, die mit der Bewußtheit des Geistes zu tun hatten. Oft sprachen wir auch über die Zukunft, ebensooft über die Vergangenheit — die ferne Vergangenheit. Irgendwann verließen wir den Wildwechsel, auf dem wir wanderten, und folgten Großvater durch das dichte Unterholz. Bäume und Büsche waren ganz anders als sonst in den Pine Barrens, und ich erkannte sofort, daß hier eine alte Ansiedlung oder ein Dorf gewesen sein mußten. Obwohl die Gebäude längst zu Staub zerfallen waren, bezeichneten Pflanzen und Bäume noch immer den Ort, wo es einst menschliche Zivilisation gegeben hatte. Nach Durchquerung dichten Buschlandes kamen wir schließlich in einen Wald hoher, alter Platanen. Von ihren Ästen und an ihren Stämmen hingen riesige Schlingpflanzen herab, wie man sie in einem Urwald vermuten würde. Tatsächlich sah es hier aus wie im Urwald, so fern von den Kiefern, Fichten, Eichen und Heidelbeersträuchern, die für die Pine Barrens typisch sind. Wir setzten uns, und mich überfiel ein tiefes Gefühl geistiger Klarheit. Und dann entdeckte ich die Grabsteine.

Es war ein sehr alter, wahrscheinlich längst vergessener Friedhof, und wahrscheinlich hatte er zu dem Dorf gehört, das hier einst gestanden hatte. Sehr alt waren die Steine, manche lagen flach auf der Erde, manche standen aufrecht, keiner stand ganz gerade. Pflanzen und Büsche überwucherten viele der Steine, die Inschriften konnte ich kaum entziffern. Viele Namen und Daten waren verwittert und kaum noch lesbar. Uns beschlich Ehrfurcht und Demut vor diesem Ort des Todes. Zugleich wunderten wir uns, daß Großvater ihn so schnell gefunden hatte. Soviel ich wußte, war keiner von uns schon einmal hier gewesen. Auch hatte Großvater nie von diesem Friedhof gesprochen. Und doch schien er irgendwie angezogen davon, wußte davon auf einer geistigen Ebene, die für uns Jungen unbegreiflich war. Rückblickend vermute ich heute, er wußte, daß uns hier eine lehrreiche Lektion bevorstand.

Großvater ging zu einem der Grabsteine, der fast ganz von Fuchsreben überwuchert war. Er schob die Ranken sachte beiseite und winkte uns herbei. Den Namen und die Jahres-Zahlen auf dem Grabstein konnten wir kaum entziffern, aber ganz unten war deutlich eingemeißelt: «Zwölf Jahre alt.» Dann sprach Großvater: «Wer waren diese Menschen? Wer war dieser Junge? Wofür hatten sie gearbeitet? Welche Hoffnungen, Träume und Visionen hatten sie? Arbeiteten sie nur für ihre körperlichen Bedürfnisse? Oder arbeiteten sie für Dinge jenseits des Materiellen, für ein höheres Ziel?

Sicherlich lebten sie in dem Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt. Aber arbeiteten sie wirklich nach besten Kräften, um eine bessere Zukunft für ihre Kinder und Kindeskiner zu schaffen? Oder taten sie nichts anderes, als den Mythos der Gesellschaft zu verewigen? Waren sie glücklich, fröhlich und voll geistigen Entzückens? Oder lebten sie nur ein Leben der Mühe und Mittelmäßigkeit? Und lebte dieser Junge in enger Verbindung mit der Erde und dem Schöpfer? Oder verzichtete er auf seine Jugend, sein Abenteuergefühl, um sich zu placken, wie seine Eltern und deren Eltern es vor ihm taten? Der Junge war genau in eurem Alter. Und ich vermute, er hatte Hoffnungen und Träume, genau wie ihr. Und dies hier ist sein Vermächtnis: ein vergessenes Grab.»

«Aber Großvater», sagte ich, «genügt es denn nicht, einfach glücklich zu sein und das Leben in seiner Fülle zu leben?»

Nach längerem Schweigen antwortete Großvater: «Es genügt nicht, daß der Mensch nur in materieller Hinsicht glücklich ist. Er muß auch im Geist froh und glücklich sein. Denn ohne geistiges Glück, ohne spirituelle Freude und Begeisterung ist das Leben seicht. Ohne Streben nach geistigen Dingen ist das Leben nur ein halbes Leben und leer. Unter geistigem Leben verstehe ich nicht, daß wir eine Stunde oder einen Tag pro Woche dem Gottesdienst vorbehalten, sondern daß wir jeden Moment eines jeden Tages nach geistigen Dingen streben. Ich frage euch also: Suchten diese

Menschen wirklich nach geistiger Erleuchtung und Entzücken? Oder begnügten sie sich mit einem Leben, das kaum mehr war als Mühe und Arbeit? Jeden Tag ihres Lebens konnten sie sich entscheiden, wie auch ihr euch entscheiden werdet, entweder nach geistiger Freude zu streben oder sich mit einem Leben sinnloser Plackerei zu begnügen. Die Folgen sind immer die gleichen: vergessene Gräber, vergessene Träume vergessener Menschen. Es kommt nicht darauf an, daß jemand sich an euch erinnert, sondern daß ihr euch anstrengt, mit Gott in Verbindung zu treten und das Bewußtsein des Geistes-der-in-allen-Dingen-wirkt positiv zu beeinflussen. So führt ihr das Bewußtsein der Menschen zum Schöpfer heran.»

Wortlos verließen wir den Friedhof und stiegen den Berg hinauf zu unserem Lager. Als wir dort ankamen, war es kälter geworden; die Sonne war längst untergegangen. Wir bauten uns einen Unterstand, machten Feuer, sammelten Nahrung, und die Zeit schien unbemerkt zu verfliegen. Meine Gedanken aber verweilten bei der Lektion auf dem Friedhof. Ich fragte mich, ob es mir nicht genauso ging wie diesem namenlosen Jungen in dem vergessenen Grab? War ich nicht in Gefahr, nach Materiellem zu streben und mich in geistigen Dingen nicht stark genug anzustrengen? Erst jetzt erkannte ich den tieferen Sinn der Lektion, die Großvater mir hatte erteilen wollen. Jetzt erkannte ich, daß ich so leben wollte, als müsse ich morgen sterben. Denn genau dies war dem Jungen geschehen. Niemand darf sich des

morgigen Tages sicher sein, aber jeden Tag sollen wir leben in seiner Fülle, im Fleisch und vor allem im Geist. Es kommt nicht darauf an, daß sich jemand an uns erinnert, sondern daß wir im Bewußtsein des Geistes-der-in-allen-Dingen-wirkt und aus der Kraft der Erde eine positive Veränderung herbeiführen und dadurch spirituelle Freude finden und mit dem Schöpfer in Verbindung treten.

Ich saß am Feuer, nachdem alle Arbeit getan war, entspannte mich und dachte an den Jungen in seinem Grab. Großvater saß mir gegenüber, die Augen geschlossen, doch ich vermutete, daß er nicht schlief. Sein Gesicht wirkte im Feuerschein wie das eines Geistes, nicht aus Fleisch und Blut. Langsam beugte er sich vor, um auf die vielen Fragen zu antworten, die ich auf dem Herzen hatte. Zuweilen war seine Fälligkeit, zu erraten, was mir durch den Sinn ging, wirklich beunruhigend. Manchmal ärgerte es mich sogar, mir vorzustellen, daß er meine Gedanken kannte.

«Hast du schon mal einen Schwärm Uferschnepfen am Strand beobachtet? Wie sie mit den Gezeiten hin und her fluten, so daß es scheint, als wären sie nicht eine Ansammlung einzelner Tiere, sondern ein einziger Organismus, der sich vor der Brandung bewegt? Im Flug ist ihr Zusammenhalt noch erstaunlicher und wunderbarer. Gleichzeitig fliegen sie los, in eine bestimmte Richtung, und im nächsten Moment wendet der ganze Schwärm, alle gleichzeitig, um eine neue Richtung einzuschlagen.

Genau betrachtet, trifft nicht ein einzelner Vogel die Entscheidung zum Richtungswechsel, sondern es scheint ein Gedanke zu sein, ein gemeinsames Bewußtsein, das durch den ganzen Schwärm fließt. Aus der Ferne betrachtet sieht es so aus, als sei der Schwärm ein einziges Tier, ein einziger Organismus, ein einziges Bewußtsein, geleitet von der kollektiven Kraft und dem Geist all der einzelnen Tiere. Dieses selbe Bewußtsein fließt auch durch die Menschheit, die Natur und die Erde. Wir nennen es den Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt oder die Lebenskraft.

Wahrscheinlich», so fuhr er fort, «hat nur ein einzelner Vogel diesen Gedanken, der den ganzen Schwärm zu einer Wendung bewegt, und dieser eine Gedanke manifestiert sich sofort in allen anderen. Das Individuum transzendiert also sein Selbst und wird eins mit dem Ganzen. Der Vogel bewegt sich in dem Schwärm, und gleichzeitig bewegt sich der Schwärm in dem Vogel. Ihr braucht nicht zu fragen, was ihr tun könnt, um die Lebenskraft positiv zu beeinflussen. Denn derselbe Geist, der in den Vögeln wirkt, wirkt auch in euch. Ein einziger Mensch, eine einzige Idee, ein einziger Gedanke kann den Schwärm der Gesellschaft vom zerstörerischen Weg dieser modernen Zeit abbringen. Es geht nicht darum, ob wir etwas bewirken; denn alle bewirken wir etwas, jeder von uns auf seine Art. Sondern die Wirkung ist es, auf die es ankommt.»

«Wenn wir also ein Leben in enger Verbindung zum Geist führen

und nach dem geistigen Entzücken des Eins-Seins streben, so wird dies das ganze Leben beeinflussen?» Ich hatte es eher als Frage gemeint, nicht als Feststellung.

«Es genügt nicht», sagte Großvater, «nur im persönlichen Bereich nach geistigen Dingen zu streben. Das wäre egoistisch. Und jene, die das Geistige für sich selbst suchen, arbeiten nicht für die Veränderung des Geistes, der im Bewußtsein des Menschen wirkt. Vielmehr laufen sie davon, fliehen vor ihrer Verantwortung und nutzen ihr Wissen nur zu ihrer Selbstverherrlichung. Der geistige Mensch muß aber für ein Prinzip, eine Sache, für ein Streben arbeiten, für etwas viel Höheres als die Selbstverherrlichung, um jenen Geist zu beeinflussen, der allein den Menschen von seinem zerstörerischen Weg abbringen kann.»

Lange saß ich in der Stille der Nacht und bemühte mich, Großvaters Worte zu verstehen. Es genügte also nicht, für die eigene geistige Erleuchtung zu arbeiten, sondern man mußte sich für die geistige Erleuchtung der ganzen Menschheit einsetzen. Nur für sich selbst zu arbeiten, sich im Streben nach geistiger Ekstase von anderen abzuschließen, hieß, vor der Verantwortung wegzulaufen. Großvater meinte also, daß ein geistiger Mensch die Weisheit und Philosophie der Erde in die moderne Gesellschaft hineinbringen sollte.

Und wieder sprach Großvater: «Ein geistiges Leben in der modernen Gesellschaft zu führen, das ist der schwierigste Weg, den

man gehen kann. Es ist ein Weg der Leiden, der Isolation, des wankenden Glaubens. Doch es ist der einzige Weg, auf dem unsere Vision verwirklicht werden kann. Die wahre Suche im Leben ist also, die Philosophie der Erde innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu leben. Wir brauchen keine Kirche und keinen Tempel, um Frieden zu suchen, denn unser Tempel ist die Wildnis. Wir brauchen keine geistigen Führer, denn unsere einzigen Führer sind unser Herz und der Schöpfer. Wir sind in alle Winde zerstreut. Nur wenige sprechen unsere Sprache oder verstehen, wofür wir leben. Darum gehen wir den Weg allein, denn jede Vision, jede Suche ist einzig die Sache des einzelnen. Aber wir müssen innerhalb der Gesellschaft wandern, sonst stirbt die Vision.

Denn ein Mensch, der seine Vision nicht lebt, ist ein lebendiger Toter.»

Lange wurde kein Wort mehr gesprochen. Ich zog mich in meine eigenen Gedanken und Zweifel zurück. Ich wollte nicht in der Gesellschaft leben. Die Wildnis war mein Zuhause, meine Liebe, mein Leben und meine geistige Ekstase. Ich sah nicht ein, warum man seine Vision nicht in der Lauterkeit der Wildnis leben konnte, fern von den Ablenkungen der Gesellschaft. Ich fand nicht, daß die Zeit drängte, und ich sah keinen Grund, warum ich das, was ich gelernt hatte, in die Gesellschaft tragen sollte.

Großvaters Stimme unterbrach meine Grübelei: «Die Erde stirbt.

Die Vernichtung der Menschheit steht nah bevor, sehr nah. Wir alle müssen uns anstrengen, diesen Pfad der Zerstörung zu verlassen. Wir müssen bezahlen für die Sünden unserer Großväter und Großmütter, denn seit langem sind wir eine Gesellschaft, die ihre Enkel tötet, um ihre Kinder zu nähren. Es darf kein Ausruhen geben, wir dürfen nicht weglaufen: allzu viele sind in der Vergangenheit weggelaufen. Es ist sehr leicht, fern von der Menschheit ein geistiges Leben zu führen. Aber die Wahrheit der Vision kann im geistigen Leben nur erprobt und verwirklicht werden, wenn wir in der Gesellschaft leben.»

«Wie kann ich wissen, daß die Vernichtung so nah bevorsteht?» fragte ich.

«Meine Vision hat es mir gesagt», antwortete Großvater. «In der Vision sah ich die Vernichtung der Menschheit. Aber der Mensch erhielt vier Warnungen vor der Vernichtung. Zwei dieser Warnungen geben dem Menschen die Chance, sich zu ändern. Zwei andere Warnungen sollen den Kindern der Erde Zeit geben, vor dem Zorn des Schöpfers zu fliehen.»

«Wie erkenne ich diese Warnungen, diese Zeichen?» fragte ich. Großvater fuhr fort: «Du wirst sie erkennen, du und all jene, die gelernt haben, dem Geist der Erde zu lauschen. Alle anderen aber, die nur im Fleisch leben und nur das Materielle kennen, werden nicht wissen und nicht verstehen. Wenn diese Zeichen, diese Warnungen und Prophezeiungen sich offenbaren, wirst du verstehen, warum ich

sage: die Zeit wird knapp. Dann wirst du verstehen, warum wir nicht nur für unsere eigene geistige Glückseligkeit arbeiten, sondern diese Freude auch dem Bewußtsein der modernen Menschheit vermitteln sollen.»

Großvater war schon seit Jahren auf der Wanderschaft und weit über vierzig, als ihm die Vision der vier Zeichen zuteil wurde. Gerade hatte er seine dritte Visionssuche in der Höhle der Ewigkeit beendet, als die Vision sich ankündigte. Er saß vor dem Eingang der Höhle, wartete auf den Sonnenaufgang, als der Geist des Kriegers ihm erschien. Großvater wußte nicht, ob er sich im Traum oder in der Wirklichkeit befand, ob er schlief oder wachte, bis endlich der Geist zu ihm sprach und er wußte, daß es keine Einbildung war. Der Geist rief Großvater beim Namen und gebot ihm zu folgen. Als Großvater aufstand, wurde er plötzlich in eine andere Welt versetzt. Wieder glaubte er zu träumen, aber sein Körper spürte die Wirklichkeit dieses Ortes. Seine Sinne wußten, dies war ein Zustand von äußerster Realität, doch in einer anderen Zeit und an einem anderen Ort.

Der Kriegergeist sprach zu Großvater: «Dies sind die Zeichen, die kommen werden, um die Vernichtung des Menschen anzukündigen. Vielleicht wirst du diese Zeichen niemals sehen, doch du mußt arbeiten, um sie abzuwenden, und diese Warnungen an deine Enkel weitergeben. Es sind Möglichkeiten der Zukunft, die eintreten werden, wenn der Mensch nicht zur Erde zurückkehrt und den

Gesetzen der Schöpfung und des Schöpfers gehorcht. Es sind vier Zeichen, vier Warnungen, die nur die Kinder der Erde verstehen werden. Jede dieser Warnungen kündigt den Anfang einer möglichen Zukunft an. Und wenn eine der Warnungen wirklich geworden ist, wird auch die Zukunft, die sie ankündigt, Wirklichkeit werden.» Damit wandte der Kriegergeist sich ab, und Großvater blieb allein in dieser fremden neuen Welt.

Die Welt, in der er sich befand, war anders als alles, was er bis dahin kannte. Es war ein dürres Land, fast ohne Vegetation. In der Ferne sah er ein Dorf, doch es bestand aus Zelten und Leinwand, nicht aus den Baustoffen der Erde. Als er sich dem Dorf näherte, überwältigte ihn der Gestank des Todes, und ihm wurde übel. Er hörte Kinder schreien, alte Menschen stöhnen und Klagelaute der Krankheit und Verzweiflung. Haufen von Leichen lagen in offenen Gruben und warteten auf Bestattung. Ihre verzerrten Gesichter und ausgemergelten Körper verrieten, daß sie Hungers gestorben waren. Es waren eher Skelette denn Körper aus Fleisch. Kinder, Erwachsene und Greise sahen sich gleich, ihre einst dunkle Hautfarbe jetzt grau wie Asche.

Großvater betrat dieses Dorf, und das Grauen des Hungertodes schlug über ihm zusammen. Da waren Kinder, die kaum noch gehen konnten, alte Leute, die im Sterben lagen, und überall Schmerz- und Angstschreie. Der Geruch des Todes und das Gefühl überwältigender

Hoffnungslosigkeit drohten Großvater aus dem Dorf zu vertreiben. Und da erschien Großvater ein alter Mann, der ihn in einer Sprache anredete, die er nicht verstand. Großvater erkannte, daß dieser Alte der Geist eines Menschen war, nicht mehr aus Fleisch und Blut, sondern ein Mensch, der einst einen geistigen Weg gegangen war, vielleicht ein Schamane dieses Stammes. Und da verstand er dann, was dieser Alte ihm sagen wollte.

Der alte Mann sprach leise: «Willkommen im Land des Hungers, wie es dereinst heißen wird. Denn eines Tages wird die Welt all dies mit Entsetzen sehen. Und sie wird dem Klima und der Erde die Schuld an dieser Hungersnot geben. Dies aber wird die erste Warnung sein, daß der Mensch nicht außerhalb der Schöpfungsgesetze leben und gegen die Natur ankämpfen kann. Wenn die Welt sieht, daß sie selbst für diese Hungersnot verantwortlich ist, für dieses sinnlose Sterben, dann wird eine große Lektion gelernt sein. Aber ich fürchte, die Welt wird nicht sich verantwortlich machen, sondern die Natur. Die Welt wird nicht erkennen, daß sie selbst diesen Ort des Todes geschaffen hat, indem sie diese Menschen zwang, vielköpfige Familien zu haben. Mit dem Verstoß gegen die Naturgesetze des Landes begann der Hunger unter den Menschen - ähnlich wie die Natur das Wild im Winter verhungern läßt, wenn es allzu zahlreich wird, um sich vom Land ernähren zu können.

Und der Alte fuhr fort: «Man hätte diese Menschen in Ruhe lassen sollen. Einst verstanden sie es, im Einklang mit der Erde zu leben. Und ihr Reichtum bemaß sich an ihrem Glück, an Liebe und Frieden. All dies wurde ihnen jedoch genommen, als die Welt diese Menschen als primitive Ureinwohner anzusprechen begann. Denn nun wollte die Welt diese Menschen lehren, auf weniger primitive Art Ackerbau zu treiben und zu leben. Die Welt zwang diese Menschen, außerhalb der Schöpfungsgesetze zu leben, und zwingt sie folglich, jetzt zu verhungern.» Langsam wandte der Alte sich ab und ging fort, zurück in Tod und Verzweiflung. Noch einmal drehte er sich nach Großvater um und sagte: «Dies wird das erste Zeichen sein. Auch vor und nach dieser Hungersnot wird es Hungersnöte geben, doch keine wird soviel Aufmerksamkeit in der Welt erregen wie diese. Die Kinder der Erde werden diese Lektion verstehen, die all dieses Leiden und Sterben enthält. Aber die Welt wird nur Dürre und Hunger sehen und die Natur verantwortlich machen statt sich selbst.» Damit verschwand der alte Mann, und Großvater fand sich wieder am Eingang zur Höhle der Ewigkeit.

Großvater lag und dachte nach über das, was er erlebt hatte. Er wußte, es war eine Vision der möglichen Zukunft, und der Geist dieses Kriegers hatte sie ihm gebracht, um ihm zu zeigen, was geschehen könnte. Großvater wußte, daß Menschen überall auf der Erde verhungerten. Warum aber war diese Hungersnot so

entscheidend, so viel wichtiger als alle anderen? Noch wichtiger als der Hunger, der heute herrschte? Und nun erinnerte sich Großvater, daß der Stammesälteste gesagt hatte, daß die ganze Welt aufmerken würde, daß aber dieselbe Welt nicht bereit sein würde, die Lektion zu lernen, die ihr Hunger und Tod erteilten. Die Kinder würden vergebens sterben.

Großvater überblickte die Einöde rings um die Höhle der Ewigkeit. Er versuchte sein Realitätsgefühl wiederzufinden. Es fiel ihm immer noch schwer, zwischen wacher Realität und der Welt der Vision zu unterscheiden, aber er fand doch zurück in seine Zeit und an seinen Ort. Die Höhle der Ewigkeit, so erzählte er mir, sei immer ein Ort gewesen, wo man Visionen der möglichen und der wahrscheinlichen Zukunft fand. Auch sei es nicht ungewöhnlich, daß ein Suchender eine Vision am Eingang zur Höhle und nicht nur im Innern empfangt. Körperlich und emotional erschöpft sank Großvater in tiefen Schlaf. Doch im Schlaf erschien ihm wieder der Kriegergeist und verkündete ihm den Rest dieses ersten Zeichens.

Im Traum sprach der Geist zu Großvater: «In der Zeit der Hungersnot, dieses ersten Zeichens, wird der Mensch von einer Krankheit befallen werden; einer Krankheit, die durch das Land fegen und die Massen erschrecken wird. Die Ärzte in ihren weißen Kitteln werden keine Antworten haben auf die Fragen der Menschen, und ein großes Geschrei wird sich im Land erheben. Die Krankheit

wird ausgehen von Affen, Drogen und Sex. Sie wird den Menschen von innen zerstören und jede kleine Erkältung zur tödlichen Krankheit machen. Diese Krankheit wird sich der Mensch durch seine Lebensweise zuziehen, durch seine Anbetung von Drogen und Sex, durch sein Leben fern der Natur. Auch dies ist Teil jener ersten Warnung, aber die Menschheit wird diese Warnung nicht beachten, und sie wird fortfahren, falsche Götter wie Sex und bewußtlos machende Drogen anzubeten.»

Der Geist fuhr fort: «Die Drogen werden Krieg in den Städten des Menschen auslösen, und die Völker werden aufstehen gegen solche Kriege und sich erheben gegen diese mörderische Krankheit. Aber die Völker werden den falschen Kampf führen. Sie werden die Folgen geißeln und nicht die Ursache. Keine Nation, keine Gesellschaft wird in diesen Kriegen den Sieg davontragen, solange sie nicht ihre Werte ändert und aufhört, Göttern wie Sex und Drogen nachzujagen. Denn in dieser Zeit des ersten Zeichens kann der Mensch noch den Verlauf der wahrscheinlichen Zukunft ändern. In dieser Zeit kann er noch die Lektionen verstehen, die Krankheit und Hunger ihm erteilen wollen. In dieser Zeit gibt es noch Hoffnung. Wenn aber das zweite Zeichen der Zerstörung erschienen ist, kann die Erde auf physischer Ebene nicht mehr geheilt werden. Nur eine geistige Heilung kann den Verlauf der möglichen Zukunft des Menschen dann noch verändern.» Damit entließ der Kriegergeist

Großvater in einen tiefen, traumlosen Schlaf, damit er sich ausruhe, bevor ihm eine weitere Vision zuteil würde.

Wieder erwachte Großvater am Eingang zur Höhle. Und die Erinnerung an den Kriegergeist war noch lebendig in ihm. Die Worte des Geistes waren in seine Seele eingegangen. Als Großvater das Land überblickte, hatte alles sich verändert. Die Landschaft war noch dürrer geworden, kein Zeichen von Pflanzenwuchs war zu sehen, und Tiere lagen im Sterben. Ein furchtbarer Todesgeruch stieg auf von dem Land, erstickender Staub hing in der Luft, die Hitze war bedrückend. Die Sonne am Himmel schien größer und intensiver zu strahlen. Weder Vögel noch Wolken waren zu sehen. Und die Luft schien noch undurchdringlicher. Nun schien der Himmel sich zu dehnen, und riesige Löcher rissen auf.

Die Löcher platzten mit einem donnernden Knall, und die Erde selbst, die Felsen und der Boden bebten.

Es schien, als seien klaffende Wunden in die Haut des Himmels gerissen worden. Durch diese Wunden sickerte eine Flüssigkeit, wie Eiter bei einer Infektion: ein unermessliches Meer von schwimmendem Müll, Öl und toten Fischen. Durch eines dieser Löcher sah Großvater die treibenden Leichen von Delphinen. Heftige Erdbeben und mächtige Stürme tobten. Während Großvater sich festklammerte an die schwankende Erde, sah er ringsumher nichts als Verwüstung. Müllhalden türmten sich bis zum Himmel, Wälder

lagen gerodet und sterbend, Küsten waren überflutet, und Flüsse waren tosend über die Ufer getreten. Die Erde bebte immer noch heftiger, sie drohte sich aufzutun und Großvater zu verschlingen.

Plötzlich hörte das Erdbeben auf, der Himmel wurde klar. Aus der staubigen Luft trat der Kriegergeist hervor und blieb kurz vor Großvater stehen. Als Großvater dem Geist ins Gesicht blickte, sah er Tränen aus seinen Augen fließen. Die Tränen fielen mit zischendem Laut zur Erde. Lange sah der Geist Großvater an, dann sprach er endlich: «Löcher im Himmel.» Großvater besann sich einen Moment. Dann fragte er ungläubig: «Löcher im Himmel?» Der Geist antwortete: «Sie werden das zweite Zeichen der Vernichtung der Menschheit sein. Die Löcher im Himmel und alles, was du gesehen hast, könnte Wirklichkeit werden für die Menschheit. Und hier, zu Beginn dieses zweiten Zeichens, kann der Mensch die Erde nicht mehr mit physischen Maßnahmen heilen. Hier muß der Mensch die Warnung beachten und sich noch stärker anstrengen, um die unmittelbare Zukunft zu verändern. Aber der Mensch muß nicht nur physisch arbeiten. Er muß auch geistig arbeiten, durch das Gebet. Denn nur durchs Gebet kann der Mensch dann noch hoffen, die Erde und sich zu heilen.»

Eine lange Pause entstand, und Großvater überlegte, wie unglaublich Löcher am Himmel doch wären. Gewiß, es konnte ein geistiges Loch entstehen, eine Leere; aber ein Loch, das die Völker

der Erde bemerken würden, schien kaum wahrscheinlich. Der Geist trat näher und sprach, beinah flüsternd: «Diese Löcher sind unmittelbare Folge der Lebensweise des Menschen: seiner touristischen Reisen und aller ändern Sünden der Großväter und Großmütter. Diese Löcher, das zweite Zeichen, werden den Tod der Enkel ankündigen. Sie werden das Vermächtnis sein für die Lebensweise des Menschen, fern der Natur. In der Zeit dieser Löcher aber wird ein großer Umschwung im Denken der Menschen stattfinden. Dann wird der Mensch sich entscheiden müssen, entweder auf dem Weg der Zerstörung fortzuschreiten oder zurückzukehren zur Philosophie der Erde und einer einfacheren Lebensweise. Diese Entscheidung muß getroffen werden, sonst sind alle verloren.» Ohne ein weiteres Wort wandte der Geist sich ab und entfernte sich in der staubigen Luft.

Die nächsten vier Tage verbrachte Großvater vor dem Eingang zur Höhle. Nichts sprach in diesen vier Tagen zu ihm, nicht einmal die Erde. Für ihn war es eine Zeit der Trauer, der Einsamkeit und eine Gelegenheit, all das zu verarbeiten, was er erfahren hatte. Er wußte, all diese Dinge würden nicht zu seinen Lebzeiten eintreten, aber die Wahrheit mußte an die Menschen der Zukunft weitergegeben werden, mit der gleichen Eindringlichkeit und Macht, mit der sie ihm zuteil geworden war. Großvater wußte aber nicht, wie er jemandem diese unglaublichen Vorgänge erklären sollte. Die Ältesten und

Schamanen der Stämme würden verstehen, nicht aber die Gesellschaft - und ganz gewiß nicht jemand, der getrennt von Erde und Geist lebte. Vier Tage lang saß Großvater da, reglos, wie zu Stein erstarrt, und sein Herz war schwer von der Bürde, die er nun trug.

Am Ende des vierten Tages kam ihm die dritte Vision. Während er über das Land in die sinkende Sonne blickte, wurde der Himmel plötzlich flüssig und dann blutig rot. Soweit das Auge blickte, war der Himmel rot, ohne Schattierung, ohne Struktur, ohne Leuchten. Die ganze Schöpfung schien stillzustehen, als warte sie auf einen unsichtbaren Befehl. Zeit, Raum und Schicksal schienen versunken in eine Unterwelt, erstickt durch den blutenden Himmel. Lange starrte Großvater zu diesem Himmel hinauf, voll Ehrfurcht und Schrecken. Denn diese rote Färbung des Himmels war anders, als er es je bei einem Sonnenaufgang oder - Untergang gesehen hatte. Es war eine Farbe des Menschen, nicht der Natur, und ein widerlicher Geruch ging von ihr aus. Sie schien die Erde zu versengen, wo immer sie diese berührte. Während die Nacht heraufzog, fingen die Sterne an, rot zu leuchten. Die Farbe wich nicht vom Himmel, und überall wurde Angst- und Wehgeschrei laut.

Wieder kam der Kriegergeist zu Großvater, diesmal aber als Stimme vom Himmel. Donnernd, so daß die Erde bebte, sagte die Stimme: «Dies also ist das dritte Zeichen. Die Nacht der blutenden

Sterne. Sie wird der ganzen Welt kundgetan werden, denn über allen Ländern wird der Himmel rot sein vom Blut der Sterne, bei Tag und bei Nacht. Bei diesem Zeichen der dritten wahrscheinlichen Zukunft wird es keine Hoffnung mehr geben. Das Leben auf Erden, wie die Menschen es kannten, wird zu Ende sein. Und es wird keine Umkehr geben, weder physisch noch geistig. Wenn die Dinge sich beim zweiten Zeichen nicht geändert haben, wird der Mensch mit Sicherheit wissen, daß die Vernichtung der Erde bevorsteht. Dann müssen die Kinder der Erde in die Wildnis fliehen und sich verstecken. Wenn Feuer vom Himmel blutet, gibt es keine Sicherheit mehr in der Welt der Menschen.»

Großvater saß wie betäubt vor Entsetzen, während die Stimme fortfuhr: «Von diesem Moment, da die Sterne bluten, bis zu dem vierten und letzten Zeichen werden vier Jahreszeiten des Friedens vergehen. In dieser Zeit müssen die Kinder der Erde tief verborgen in der Wildnis leben und eine neue Heimat finden, nah bei der Erde und beim Schöpfer. Nur die Kinder der Erde werden überleben. Und sie müssen die Philosophie der Erde leben und nie zum Denken der Menschen zurückkehren. Überleben allein wird nicht genügen, denn die Kinder der Erde müssen auch in enger Verbindung mit dem Geist leben. Befiehl ihnen also, nicht zu zögern, wenn dieses dritte Zeichen in den Sternen erscheint. Denn es gibt dann nur vier Jahreszeiten, um zu entkommen.» Die Stimme und auch der rote Himmel blieben noch

eine Woche, erzählte Großvater. Und dann verschwanden sie so rasch, wie sie erschienen waren.

Großvater wußte nicht, wie viele Tage er vor dem Eingang der Höhle verbracht hatte. Auch war es ihm gleich, denn er hatte die Vision empfangen, derentwegen er gekommen war. In dieser letzten Nacht vor der Höhle der Ewigkeit aber empfing Großvater die vierte Vision. Diesmal gebracht von der Stimme eines Kindes. Das Kind sprach: «Das vierte und letzte Zeichen wird sich zehn Winter lang zeigen, anschließend an die Nacht der blutenden Sterne. In dieser Zeit wird die Erde sich selber heilen, und der Mensch wird sterben, Diese zehn Jahre müssen die Kinder der Erde versteckt bleiben in der Wildnis; sie dürfen nie seßhaft werden und müssen umherwandern, um jeden Kontakt mit den letzten, übriggebliebenen Horden der Menschheit zu vermeiden. Sie müssen sich verborgen halten wie die Pfadfinder der alten Stämme und ankämpfen gegen den Drang, in die Vernichtung des Menschen zurückzukehren. Die Neugier wird viele töten.»

Es folgte ein langes Schweigen, bis Großvater zu dem Kind-Geist sprach und fragte: «Was wird mit der Welt der Menschen geschehen?»

Wieder entstand ein Schweigen, bis endlich das Kind sagte:

«Überall auf der Welt wird es große Hungersnot geben, wie der Mensch sie sich nicht vorstellen kann. Gewässer werden vergiftet

sein, denn die Folgen menschlicher Sünden dringen ins Grundwasser ein, in die Seen und Flüsse. Es wird Mißernten geben, die Haustiere des Menschen werden sterben, und Krankheiten werden die Massen dahintragen. Die Enkel werden die sterblichen Reste der Toten verzehren, und überall gibt es Schmerz- und Wehgeschrei. Plündernde Banden werden Jagd auf ihre Mitmenschen machen, um sie aufzufressen. Das Wasser wird knapp sein und immer knapper werden jedes Jahr. Das Land, das Wasser, der Himmel werden vergiftet sein. Und der Mensch wird leiden unter dem Zorn des Schöpfers. Zuerst werden die Menschen sich in den Städten verbergen. Aber dort werden sie sterben. Einige werden in die Wildnis fliehen. Aber die Wildnis wird sie vernichten. Denn sie hatten vor langer Zeit die Wahl. Der Mensch wird vernichtet, seine Städte zerstört, und dann werden die Enkel bezahlen für die Sünden der Großväter und Großmütter.»

«Gibt es denn keine Hoffnung?» fragte Großvater. Wieder sprach das Kind: «Hoffnung gibt es nur beim ersten und zweiten Zeichen. Beim dritten Zeichen, nach der Nacht der blutenden Sterne, gibt es keine Hoffnung mehr. Denn nur die Kinder der Erde werden überleben. Die Menschheit wird Warnungen erhalten. Bleiben sie ungehört, dann gibt es keine Hoffnung. Denn nur die Kinder der Erde werden sich reinigen von den Krebsgeschwüren der Menschheit, von der zerstörerischen Denkweise des Menschen. Die Kinder der Erde

werden neue Hoffnung für eine neue Gesellschaft bringen, die in enger Verbindung mit der Erde und mit dem Geist leben wird.»

Dann war alles still, der Nebel verzog sich über der Landschaft, die wieder normal aussah, und Großvater trat heraus aus seiner Vision. Erschüttert, so sagte er, war er den nächsten Sommer umhergewandert, hatte versucht zu verstehen, was ihm offenbart worden war, hatte versucht zu verstehen, warum er auserwählt worden war.

Diese Geschichte hatte Großvater mir in jener Nacht der vier Prophezeiungen erzählt, mit allen Einzelheiten. Ich glaube, er hatte nichts ausgelassen. In seinen Gefühlen und Gedanken war er so stark beteiligt, daß ich sagen darf, er erlebte sie für uns noch einmal nach. So wurde seine Vision für uns geistige Erfahrung, treibende Kraft, Gegenstand unserer Ängste. Lange blieb ich sitzen, dort auf dem Hügel. Das Feuer war ausgegangen, und alles umher hatte sich zur Ruhe gelegt. Die Schöpfung schien stillzustehen, schien abzuwarten, daß der dunkelste Teil der Nacht vorbeiging. Ich fühlte mich einsam und verletztlich, als prüfte die ganze Schöpfung jeden meiner Gedanken. Ich wußte nicht, was anfangen mit dem, was Großvater mir durch seine Vision mitteilen wollte. Wie konnte ich etwas bewirken? Wie konnte ich die Vision eines anderen verstehen?

Großvater hatte seine Vision in den zwanziger Jahren empfangen. Jetzt schrieben wir 1962, und noch immer gab es keine große

Hungersnot und gewiß keine Löcher im Himmel. Ich fragte mich, wie wir feststellen sollten, ob da ein Loch im Himmel sei oder nicht. Denn die Luft war doch durchsichtig; wie sollte man da ein Loch in der Luft erkennen? Ich mußte lachen, wenn ich mir vorstellte, daß ich wie ein aufgeschrecktes Huhn über den Hof rannte und schrie: «Der Himmel fällt runter!» Genauso verrückt wäre es, umherzulaufen und zu predigen, es gäbe dort Löcher am Himmel. Das Ganze erschien mir so weit hergeholt, so unmöglich. Gewiß, Großvater hatte recht behalten mit allen anderen Prophezeiungen; diese aber waren allzu absurd, selbst für seine Verhältnisse. Mit diesen Überlegungen sank ich dann irgendwann in einen - wie ich hoffte - tiefen Schlaf.

Ich erwachte in pechschwarzer Nacht, erschrocken und mit dem Gefühl, daß irgend jemand, irgend etwas mich beobachtete. Ich schaute mich um, versuchte etwas zu erkennen — aber da war nichts. Kein Geräusch; nur das Gefühl, beobachtet zu werden. Dann schaute ich zum Himmel auf und sah die blutroten Sterne durch ein riesiges Loch schimmern, ein klaffendes Loch, das in den durchsichtigen Stoff des Himmels gerissen schien. Ich lag wie festgenagelt am Boden, konnte mich nicht bewegen; Angst schnürte mir die Kehle ab, und ich konnte kaum atmen. Ich wußte, dies war das Ende! Das letzte Zeichen war gekommen. Großvaters Prophezeiung war eingetreten. Mir wurde furchtbar schlecht, aber ich konnte mich nicht

übergeben. Mein Körper war taub, eiskalt und in Schweiß gebadet. Ich versuchte, Großvater oder Rick zu rufen, aber mein Schrei blieb stumm. Eine Stimme drang durch die Stille, ähnlich wie Großvaters Stimme, aber doch anders. Sie klang, als sei Großvater zwanzig Jahre älter geworden, und sehr heiser. Sie sprach zu mir und sagte: «Warum kannst du die Löcher im Himmel, die blutenden Sterne, die Hungersnot nicht glauben? Du hast früher schon Unmögliches miterlebt, und du siehst jeden Tag das Unmögliche passieren, und dennoch sagst du, du kannst nicht glauben. So wie du lebst, weißt du doch, daß der Glaube die mächtigste Kraft auf Erden und im Himmel ist. Der Glaube hält sich nicht an Tatsachen oder Vernunft. Er übersteigt die Gesetze der Wissenschaft - der Glaube ist die größte Macht. Weil du nicht verstehst, wie diese Dinge geschehen werden oder wie du sie bezeugen sollst, gerät dein Glaube ins Wanken, und du kannst sie nicht akzeptieren. Du, ein junger Krieger, der im Tempel der Wildnis lebt und mit Gott in Verbindung getreten ist, der die Macht der Vision und des Geistes gesehen hat, kann diese Prophezeiungen nicht begreifen, die dir offenbart wurden? Warum kannst du dich nicht über Körper und Geist erheben und diese Dinge akzeptieren?»

Ich erwachte voll Angst und Schrecken. Blindlings stürzte ich aus dem Camp, schrie nach Großvater, versuchte abzuschütteln, was ich eben geträumt oder gesehen hatte - ich wußte nicht, was stimmte. Ich

stürzte, krachte durch dichtes Gebüsch und landete auf dem Rücken am Fuß des Hügels. Erst jetzt bemerkte ich, daß die Sterne und der Himmel klar waren und daß die Landschaft wieder normal aussah. In der Ferne sah ich den ersten Dämmerchein am Horizont, und ich fühlte mich ganz und heil. Die Angst war verschwunden, aber ich wußte nicht warum. Allerdings bemerkte ich eine Veränderung meines Denkens. Eine tiefe, aber subtile Veränderung. Irgendwie hatte ich begriffen, daß diese vier Prophezeiungen die mögliche Zukunft des Menschen sein konnten. Ich wußte nicht wie, aber irgendwie würde ich mithelfen zu verhindern, daß sie jemals Wirklichkeit wurden. Beruhigt jetzt, schlief ich ein, genau an der Stelle, wo ich gestürzt war.

Der Schlaf nach einer körperlichen und geistigen Anstrengung ist manchmal tief und voll Vergessen. Ich erwachte am späten Morgen, noch immer erschüttert von den Erlebnissen der vergangenen Nacht, noch immer an der Stelle, wo ich hingefallen war. Ich hatte einen klaren Kopf und fühlte mich gestärkt. Wohl spürte ich die Bürde der vier Prophezeiungen, doch meine Angst war nicht mehr reines Entsetzen, sondern eine gesunde Furcht, die für mich zur treibenden Kraft wurde. Ich stieg wieder hinauf zum Camp, noch immer erschüttert - und geschmückt mit frischen Schrammen von meiner panischen Flucht. Großvater saß im Lager und erwartete mich. Ich spürte, daß er wußte, was mir während der Nacht widerfahren war.

Wieder einmal waren meine Gedanken durchsichtig für ihn, und ich schämte mich wegen meines Unglaubens.

Bevor ich den Mund auf tun konnte, gebot Großvater mir Schweigen. Er sagte: «Du fragst dich, warum ich dir diese vier Prophezeiungen mitgeteilt habe und was du mit diesem Wissen anfangen sollst? Wie ich dir sagte, muß der Mensch nicht nur für die eigene geistige Erleuchtung arbeiten, sondern für die geistige Erleuchtung der ganzen Menschheit. Wer wegläuft und sich versteckt, wer nur an sich denkt und weder Liebe noch Mitleid für alle Menschen hat, der verleugnet einen Teil seiner selbst. Der Mensch ist ein Teil jenes Geistes-der-in-allen-Dingen-wirkt, und wenn ein Teil dieses Geistes krank ist, dann sind alle krank. Und wenn ein Teil dieses Geistes stirbt, dann stirbt auch ein Teil unseres Selbst. Diese Visionen, diese vier Prophezeiungen, beziehen sich auf Dinge, an deren Lösung du arbeiten solltest: Dinge, die jenseits des Selbst liegen. Indem wir arbeiten, damit diese Prophezeiungen und Visionen nicht Wirklichkeit werden, damit die Welt wieder gesund wird, widmen wir uns etwas Höherem als unserem Ich, und unser geistiges Leben wird sichtbar und erfüllt. Laufe also nicht weg vor deiner Verantwortung.»

Damit beendete Großvater das Gespräch und verließ das Camp. Ich blieb mit meinen Gedanken allein. Bis dahin war mir nie klar geworden, wie eisern entschlossen er war, die Philosophie der Erde

in die Zivilisation zu tragen. Und doch verließ Großvater kaum je seine Wildnis, auch war er nicht besonders erpicht darauf, seine Philosophie weiterzugeben, außer an wenige einzelne. Ich fragte mich also, warum er glaubte, daß ich eines Tages mein Wissen hinaus in die Welt tragen sollte, wo er doch selbst nicht tat, was er predigte. Aber da unterbrach seine Stimme meine Gedanken: «In die Welt der Menschen zurückzukehren, das ist deine Entscheidung, nicht meine. Die Welt des Geistes schickt uns aus, jeden nach seiner Fähigkeit, jeden auf seine Art. Ich lebe meine Vision und lehre, wie die Vision es mir befiehlt. Und eines Tages mußt du dasselbe tun.»

«Wie aber werde ich wissen, was ich lehren soll, wohin ich gehen soll und wem ich die Lehre bringen soll?» fragte ich.

«Die Art und die Mittel werden dir durch die Vision offenbar werden und durch die Anweisung der geistigen Welt», sagte Großvater. «Sorge dich also nicht um diese Dinge, Denn ein Mensch, der für Höheres lebt als seine geistige Selbstsucht, wird den Weg klar vor sich sehen. Solch ein Mensch ist eingestimmt auf die Welt des Geistes, die Welt der Vision, und er arbeitet für Dinge außerhalb seiner selbst. Der Weg und der rechte Zeitpunkt sind ihm dann klar. Bis dahin laß dich nur vom Geist der Erde und vom Schöpfer belehren und von der Visionssuche leiten. Alles andere wird sich dann finden.»

Mir kam es ungerecht vor, so sagte ich Großvater, daß ein Mensch

nicht sein Leben in der Wildnis verbringen durfte, wenn dies seine Entscheidung war. Großvater antwortete mit Nachdruck: «In dieser verzweifelten Zeit, da die Erde stirbt, darf es kein Ausruhen geben, kein Fortlaufen. Denn jeder muß auf seine eigene Art daran arbeiten, die wahrscheinliche Zukunft der Menschheit abzuwenden. Wenn die moderne Menschheit sich selbst vernichtet, sind wir persönlich verantwortlich, und wir werden ebenfalls vernichtet. Jeder ist also verantwortlich für die Zukunft.»

Wir packten unsere Sachen, brachen das Lager ab und machten uns auf den Weg zur Medizinhütte. Wir gingen dieselben Pfade, die wir gekommen waren. Nach ein paar Stunden verließ uns Großvater und ließ Rick und mich unbesorgt allein weiter wandern. Irgendwann trennte ich mich auch von Rick, machte Umwege, um die Gegend zu erforschen, lebte aber nie ganz in meinem Körper. Immer noch kreisten meine Gedanken hilflos um die Ereignisse der letzten Nacht. Beinah unbewußt wanderte ich dahin, als ich plötzlich über das Grab des Jungen stolperte, das Großvater uns tags zuvor gezeigt hatte. Es war ein Schock, mich dort wiederzufinden, denn ich war aus einer anderen Richtung auf den Friedhof geraten und wußte gar nicht, wo ich mich befand. Mir war, als sei ich von einer unsichtbaren geistigen Kraft hierher geführt worden, auch wenn dies Gefühl nicht bewußt war. Dabei hatte ich das Verlangen, so unheimlich es schien, die Nacht hier auf dem Friedhof zu verbringen. Mein Verstand aber

wollte nicht akzeptieren, was mein Herz mir befahl. Bald kehrte ich um und machte mich auf den Weg zur Medizinhütte.

Ich verstand diese Dinge, die Großvater mir in jener Nacht vor so langer Zeit - erzählt hatte, konnte mich aber nicht mit der Tatsache abfinden, daß ich eines Tages die Philosophie der Wildnis in die Gesellschaft tragen sollte. Ich verstand, daß der Mensch nicht nur nach eigener geistiger Erleuchtung streben sollte, denn das hieß, vor sich selbst wegzulaufen, vor jenem größeren Selbst, das alle Menschen umschließt.

Viele Jahre wußte ich nicht, wie dringend die Menschheit das brauchte, was Großvater mich gelehrt hatte. Auch besaß ich nicht genug Liebe zu meinen Mitmenschen, um meine Wildnis aufzugeben und in die Gesellschaft zurückzukehren. Es gab so vieles, was ich noch lernen mußte. Es sollte noch Jahre dauern, bis ich die vier Prophezeiungen ganz verstand. Im Grunde verdrängte ich also damals, vor vielen Jahren, was auf dem Berg der Prophezeiung geschehen war, und konzentrierte mich ganz darauf, möglichst viel Zeit in der Wildnis zu verbringen. Dennoch verfolgten mich diese Dinge. Sie quälen mich heute noch. Und ich konnte mich nie von ihnen befreien, wie sehr ich sie auch zu leugnen suchte.

Das vergessene Grab

Beinah ein Jahr nach der Unterweisung auf dem Berg der Prophezeiung fühlte ich mich wieder hingezogen zu diesem Gebiet der Pine Barrens. Monate war ich nicht dort gewesen, und die Gegend schien mich auf seltsame, unterschwellige Art zu rufen. Gleich was ich tat und wohin ich ging, welche Gegend ich erforschte, nie ging mir dieser Hügel aus dem Sinn. Es war, als müsse ein Teil von mir dorthin zurückkehren. Denn irgend etwas fehlte noch an der Lehre; etwas sollte mir noch mitgeteilt werden. Es war ein Gefühl, als sei etwas unerledigt geblieben - etwas, das ich verzweifelt wissen wollte. Länger als einen Monat hatte ich dies Gefühl, bis ich es nicht mehr aushielt und mich auf den langen Weg zum Berg der Prophezeiung machte. Ich bat Großvater mitzugehen, aber er meinte, es sei meine persönliche Berufung, nicht seine, und ich müsse allein gehen.

Der Pfad, den wir früher gegangen waren, war zugewachsen, und es war schwierig voranzukommen. Ich beschloß, einen anderen Weg zu nehmen, wie Hirsche und andere Tiere es um diese Jahreszeit taten, wenn sie häufiger begangene Wildwechsel benutzten. Auf diesen Wegen war ich noch nie gewesen, aber ich wußte, sie führten schließlich zu jenem Zedernsumpf, westlich von unserem einstigen Pfad, und dann konnte ich den Sumpf durchqueren und so zu dem Hügel gelangen. Es war ein unausgesprochenes Gesetz, daß wir nie

die Wege der Menschen benutzten, sondern immer die Wildwechsel der Tiere. Auch durften wir nie denselben Weg zweimal gehen, und darum kehrten wir stets auf anderen Wegen zurück, als wir hingegangen waren. So vermieden wir es, Pfadspuren ins Gelände zu treten, die irgendwann später wie Narben aussehen würden. Diese Art des Wanderns führte uns zudem tiefer in unerforschte Gebiete der Pine Barrens, näher zum Herzen der Schöpfung. Schwierig bei dieser Art des Wanderns war nur, daß man langsam vorankam und sich häufig verirrte. Obwohl das Verirrtsein eher ein Geisteszustand ist.

Es dauerte auch nicht lange, bis ich mich verirrte. Nicht, daß ich nicht gewußt hätte, in welcher allgemeinen Richtung ich mich bewegte oder daß ich schließlich ans Ziel gelangen würde. Doch dieser Teil der Pine Barrens war mir völlig unbekannt, und ich war mir nicht sicher, wie weit ich auf meinem Weg schon vorangekommen war. Ich machte mir Sorgen, weil ich den Hügel erst in der Dunkelheit erreichen würde, und ich fürchtete, daß der Weg zu weit westlich am Sumpf vorbeiführte, mithin den Sumpf gar nicht berührte. Normalerweise liebte ich dieses Gefühl, mich verirrt zu haben. Denn das Verirrtsein bringt einen der Erde näher, näher dem Abenteuer. In unserer Welt fürchten wir nicht, uns zu verirren; eher genießen wir es. Denn auch wenn wir in die Irre gehen, haben wir alles im Überfluß, um zu überleben. Wie könnte man sich

verirren, dort wo man zu Hause ist? Großvater jedenfalls hatte ein Sprichwort: «Verirrt ist man nur, wenn man um eine bestimmte Zeit an einem bestimmten Ort sein muß.» Und, so könnte ich hinzufügen, wenn man keine Survival-Kenntnisse hat, die einem Sicherheit bieten. Die Anziehung, die dieser Berg auf mich ausübte, war aber so stark, so zwingend, daß ich mich irgendwie verirrt fühlte - einfach, weil ich dort sein mußte.

Ich wurde also unruhig, weil es so spät geworden war und weil ich anscheinend noch einen weiten Weg hatte. Auch wenn ich mehrere Meilen westlich des Sumpfes herauskäme, das wußte ich, mußte ich den Geruch des fernen Wassers riechen. Aber der Wind stand in der verkehrten Richtung, nach Osten. Auch mochte ich so weit nach Westen geraten sein, daß ich die Vogel- und Tierstimmen nicht hören würde, die das nahe Wasser ankündigten. Ich konnte die Nacht irgendwo unterwegs verbringen, doch eine zwingende innere Kraft verlangte, daß ich den Hügel noch an diesem Abend erreichte. Also verließ ich den Weg und ging aufs Geratewohl nach Osten, durch dicht bewachsenes Buschland. Entweder war ich schon an dem Sumpf vorbei, so dachte ich, oder ich war nah genug, um auf unseren einstigen Weg zu stoßen. Wenn ich immer weiter nach Osten ging, würde ich schließlich den Sumpf oder diesen Weg erreichen. Womit ich nicht gerechnet hatte, war die Dichte des Buschwerks und das langsame Vorwärtstommen, das es diktierte.

Eine Ewigkeit, wie mir schien, zwängte ich mich durch zähes Gebüsch, kletterte über hemmende Wurzeln, bis meine Kräfte beinahe erschöpft waren. Vorwärts getrieben von meinem Wunsch, den Berg der Prophezeiung zu finden, lief ich schneller, als ich es sonst getan hätte: jedenfalls schneller, als das Gelände es erlaubte. Die allgemeine Richtung zu halten fiel nicht schwer. Aber mein Weg schlängelte sich hin und her, während ich immer wieder dichte Gehölze umgehen mußte. Wie gern hätte ich angehalten, um manche Dinge am Weg zu erforschen. Die Gegend war neu für mich und faszinierend. Aber die Suche nach diesem Hügel verbot jeden Umweg, sogar eine Rastpause. Bald wurde ich von der Dämmerung überrascht, und kurz nachdem die Sonne untergegangen war, bezog sich der Himmel auch noch mit dicken Wolken, was eine Orientierung beinahe unmöglich machte. Auch wechselte häufig der Wind, als wolle er mich absichtlich in die Irre führen. In pechschwarzer Dunkelheit verlangsamte sich mein Tempo zu einem mühsamen Kriechen. Manchmal verhedderte ich mich im Gebüsch, nur um mich mühselig wieder freizukämpfen. Auch war es unmöglich, gebückt zu gehen und das Gelände mit dem Körper zu fühlen. Ich war inzwischen sehr wütend auf mich, denn ich verstieß gegen alles, was ich gelernt hatte, sogar gegen meine Überzeugungen. Ich bewegte mich zu schnell, schädigte die Natur und meinen Körper - wie ein verwundetes Tier, das durch den Wald

bricht. Ich beschimpfte mich, weil ich umhertrampelte wie jemand, der noch nie in der Wildnis gewesen war. Statt daß der Zorn mich veranlaßt hätte, nun langsamer zu gehen, ließ er mich nur noch stärker und schneller vorwärts drängen, als wollte ich mich durch die Blessuren bestrafen, die das Buschwerk mir zufügte. Je besessener ich von dem Hügel war, desto größer mein Zorn, desto kopfloser mein Dahinstolpern.

Ich hatte mich bis zur Erschöpfung verausgabt. Es war spät, und das Buschwerk hatte seinen Tribut von meinem Körper verlangt, auch von meiner geistigen Energie. Wie benebelt schob ich mich vorwärts, konnte die Richtung nur schätzen, stolperte, tastete mich voran und stürzte öfter denn je. Ich war bereits viel zu erschöpft und müde, um wütend auf mich zu sein. Statt dessen empfand ich tiefe Beschämung. Wie sollte ich Großvater sagen, daß ich den Berg an diesem Abend nicht mehr erreicht hatte? Wie sollte ich die Schrammen an meinem Körper erklären und wie den Pfad der Zerstörung, den ich durch die Landschaft getrampelt hatte? Ich fühlte mich krank und müde, desorientiert und geistig erschöpft. Diese Wanderung hatte mich ziemlich fertig gemacht. Ich hatte mich geistig und körperlich so verausgabt, daß ich zu halluzinieren anfang. Ich glaubte offene Wege zu sehen, nur um in dichtes Buschwerk zu krachen. Ich hörte Stimmen und Schritte und fernes Maschinengebrumm. Irgendwann glaubte ich eine Laterne zu sehen,

doch als ich stehen blieb und aufmerksam lauschte und spähte, waren all diese Bilder verschwunden. Ich war in Schweiß gebadet, mein Körper war zerschrammt, und ich zitterte vor Erschöpfung. Und dann stolperte ich über einen Baumstamm, den ich übersehen hatte, stürzte hart auf den Boden, und dort blieb ich einfach liegen - keuchend, zitternd, körperlich am Ende. Jene Kraft, die mich zu dem Hügel gezogen hatte, war verschwunden. Ich sank in tiefen Schlaf, unfähig weiterzugehen.

Plötzlich erwachte ich vom Klang einer Stimme: Rick, dachte ich, denn es war eine Knabenstimme. Der frühe Tau war beinahe getrocknet, und ich stellte fest, daß ich viele Stunden geschlafen haben mußte, auch wenn ich mich nicht daran erinnern konnte. Wieder rief diese Stimme, aber es war nicht Rick, wie ich anfangs geglaubt hatte. Ich wußte nicht, wer es war oder woher die Stimme kam. Auch wurde mir klar, daß ich nicht wußte, wo ich mich befand. Mühsam stand ich auf, mit schmerzenden Muskeln und steif von der Nachtwanderung. Ein paar tiefere Kratzer schmerzten. Mehr aus Neugier folgte ich einem kleinen, ausgetretenen Pfad, der sich vor mir auftat, um herauszufinden, woher die Stimme des Jungen kam. Ich wollte so schnell wie möglich auf meinen Wanderweg zurück, aber der kleine Umweg würde meine Wißbegier stillen und mir hoffentlich einen Anhaltspunkt geben, wo ich mich befand. Soweit ich mich erinnern konnte, gab es keine Häuser und keine Zivilisation

in dieser Gegend der Pine Barrens.

Leise folgte ich den Spuren, und mir wurde klar, daß sie von Menschen und nicht von Tieren stammten. Ich wollte im Walde niemand begegnen, denn dies hätte mir nur das köstliche Gefühl des Alleinseins und der Zurückgezogenheit geraubt. Allerdings wollte ich wissen, wer sich hier draußen herumtrieb, so fern jeder menschlichen Ansiedlung. Als ich abermals die Stimme hörte, kam mir der Gedanke in den Sinn, ich könne zu weit nach Süden, an den Rand eines Dorfes geraten sein. Doch wenn ich die Tageszeit und die Richtung meines Weges bedachte, war dies ganz ausgeschlossen. Die Idee, daß hier ein anderer Junge im Wald sein könnte, war faszinierend. Wahrscheinlich interessierte er sich für die Wildnis, und ich könnte ihn sogar mit Großvater bekannt machen. Dann hätten Rick und ich noch einen weiteren Freund, dachte ich. So überschlugen sich meine Gedanken, während ich forsch den Pfad entlang tappte, näher zum Ausgangspunkt dieser Stimme.

Der kleine Steg mündete in einen breiteren Weg, dem anzumerken war, daß er häufiger begangen wurde - von Menschen. Instinktiv verlangsamte ich meinen Schritt und hielt mich eng ans Gebüsch am Wegrand, wie die alten Pfadfinder der Apachen es taten, wenn sie nicht entdeckt werden wollten. Der Weg endete dann am Rand einer Lichtung, die auf einer Seite an einen großen Weiher grenzte. Am anderen Ende der Lichtung sah ich die Umrisse eines Hauses und

einiger Stallungen. Alles sehr ordentlich und fast ganz versteckt hinter Büschen, auch wenn zu erkennen war, daß die Gebäude in gutem Zustand und relativ neu waren. Mir fiel auf, daß sie aus Zedernbalken gezimmert waren, was man bei modernen Häusern nur selten findet. Und jetzt hörte ich wieder die Stimme des Jungen. Sie kam aus der Richtung des Weihers. Schnell zog ich mich vom Weg zurück und schob mich durch dichte Büsche am Rande der Wiese, achtsam bedacht, kein Geräusch und keine rasche Bewegung zu machen. Schließlich kam ich ins lichtere Unterholz am Ufer des Weihers, die letzten Meter auf dem Bauch kriechend. Ich wollte den Jungen sehen, ohne selbst entdeckt zu werden.

Ich hatte keine Angst, einem Unbekannten im Wald zu begegnen. Aber ich war ein Einzelgänger und liebte es nicht, unerwartet mit Leuten zusammenzutreffen oder in Situationen zu geraten, die ich nicht abschätzen konnte. Immer wenn wir im Wald die Geräusche von Menschen hörten, wurden sie zuerst angepirscht und aus der Ferne beobachtet, dann meist gemieden. Ich war kein geselliger Typ, auch lag mir nicht viel daran, mit Leuten zu reden. Meist sprachen sie nicht meine Sprache, verstanden die Wildnis nicht, und darum waren Gespräche und Begegnungen selten. Außerdem machte es mir Spaß, alle Wesen der Wildnis anzupirschen und zu beobachten - und insofern war der Mensch auch nur ein Wild. Es war so etwas wie die Verstohlenheit und Wachsamkeit der alten Scouts bei den Apachen,

die jede mögliche Gefahr witterten. Im Wald war es immer wichtig zu wissen, woran man war. Und weil ich nicht gegen die Tradition verstoßen oder mich durch meine Neugier verraten wollte, kroch ich vorsichtig an den Weiher heran.

Als ich die niedrigen Büsche am Rande des Weihers erreichte, hörte ich wieder die Stimme des Jungen. Sie kam vom Ufer gegenüber. Schnell schob ich mich seitlich durchs Unterholz, und bald hatte ich gute Sicht auf den Jungen. Er war etwa in meinem Alter, sonnengebräunt und muskulös. Er lag auf dem Bauch, am Ufer des Weihers, und versuchte einen großen Ochsenfrosch anzuschleichen. Fast eine Stunde beobachtete ich, wie er immer wieder den Frosch anpirschte und sich wieder zurückzog. Mit einer Geduld und Geschicklichkeit, wie ich sie nie gesehen hatte - außer bei Rick und mir -, gelang es ihm schließlich, den Frosch zu streicheln. Ich wunderte mich, daß er ihn nicht in die Hand nahm, wie jeder andere Junge es getan hätte, sondern sich damit begnügte, ihn zu streicheln. Nachdem der Frosch sich mit einem jähen Sprung zwischen die Seerosen gerettet hatte, stand der Junge langsam auf und sah sich um. Ich erkannte, wie wach und aufmerksam dieser Junge war. Nicht die kleinste Bewegung entging ihm. Und er schien Dinge zu fühlen, die sich außerhalb seines Blickfeldes befanden. Offenbar faszinierte ihn alles, was in seiner Umgebung vor sich ging.

Ich war ganz aufgeregt vor Freude, so etwas noch bei einem

anderen zu erleben - außer bei Großvater, Rick und mir. Die meisten, die ich im Walde traf, stolperten wie betäubt durch die Gegend, achtlos und stumpf gegen alles in ihrer Umgebung. Solche Leute konnten sich nicht dem Fluß der Wildnis hingeben. Sie wirkten unbeholfen, getrennt von der Erde. Der Wald war für die meisten etwas, das man durchqueren oder erobern mußte. Nie etwas, das in ihnen lebte, zu ihnen gehörte. Die meisten Menschen, die in die Wildnis gehen, verpassen alles. Vor allem die tiefere geistige Wahrheit. Doch dieser Junge war anders. Er war im Einklang mit der Erde und ganz ihr hingegen. Dies war ein würdiger Kandidat für Großvaters Lehre und möglicherweise ein guter Freund, mit dem man sprechen konnte. Ich fieberte vor Aufregung, ihn kennenzulernen. Schon wollte ich aufspringen und mich zu erkennen geben, da kam ein Mann am anderen Ufer des Weiher daher und spähte suchend umher.

«Ha! Drückst du dich wieder vor der Arbeit?» schrie der Mann wütend, als er den Jungen in tiefer Versunkenheit stehen sah. «Immer rennst du hierher, zu diesem Weiher. Immer spielst du mit deinen Tieren. Immer verträumst du die Zeit!» schrie der Mann. Drohend näherte er sich dem Jungen. Der Junge erschrak und duckte sich an die Böschung am Ufer, während der Mann ihn am Arm packte. Dann gingen die beiden fort, und ich hörte den Mann immer noch brüllen. Er würde ihn verprügeln, sagte er zu dem Jungen, wenn

er es wagen sollte, sich nochmal davonzuschleichen. Er dulde es nicht, daß Arbeiten unerledigt blieben. Er dulde nicht mehr, daß der Junge in den Wald hinauslief, daß er mit seinen «blöden Tieren» sprach. Ohne harte Arbeit, schrie er den Jungen an, werde er es nicht schaffen in der Welt. Die Faulenzerei im Wald würde ihm nichts einbringen. Während die beiden sich entfernten, gellte der Schrei eines Falken herab. Der Junge drehte sich um, spähte zum Himmel hinauf- und der Vater holte aus und schlug ihn mit einem Fausthieb zu Boden. Brüllend, den Jungen hinter sich herziehend, stapfte der Mann zum Haus zurück.

Natürlich wußte ich, daß Menschen in Schwierigkeiten geraten konnten, weil sie in die Wildnis gingen. Aber nie mußten sie so böse Angriffe erdulden — weder körperlich noch mit Worten. Der Junge zeigte so wunderbares Interesse, und dieser Mann schien gewillt, es ihm mit Schlägen auszutreiben. Meine Eltern wenigstens verstanden und freuten sich darüber, daß ich in die Natur ging, statt mit anderen Halbwüchsigen auf der Straße herumzuhängen. Mein Vater sah im Wald eine Quelle von Weisheit und Abenteuer. Dieser Junge hatte kein solches Glück. Beinah blind vor Zorn schlich ich mich um den Weiher durch das Gebüsch und hinüber, wo dieser Mann und der Junge verschwunden waren. Ich roch die Stallungen und wußte, daß ich zu nah an die Farm herangekommen war. Darum zog ich mich tiefer zurück ins Dickicht und wurde wieder ein Schatten.

Irgendwann kam ich an einen Stacheldraht und schob meinen Kopf hindurch, um bessere Sicht zu haben.

Da sah ich den Jungen wieder, am anderen Ende des Hofes. Er arbeitete auf dem Dach eines kleinen Nebengebäudes. Sein Vater - das mußte der Mann wohl sein - war nirgends zu sehen. Als ich mich umschaute, wurde mir klar, daß dies ein sehr sonderbares Haus war. Die Pferdewagen, das Haus selbst und die Gerätschaften waren alt, wirkten aber wie neu. Ich sah keine Lastwagen oder Autos. Tatsächlich sah ich überhaupt keine modernen Dinge. Ich konnte mir keinen Reim darauf machen; auch erinnerte ich mich an keinen ähnlichen Ort in den Pine Barrens. Doch ich schob diese Gedanken beiseite und achtete jetzt auf den Jungen, der hoch oben auf dem Schuppendach stand. Anscheinend hatte er wieder den Falken gehört und spähte zum Himmel - als eben sein Vater mit einer Ladung Bretter um die Ecke bog. Der Mann brüllte hinauf zu dem Jungen. Der Junge erschrak, drehte sich um, verlor das Gleichgewicht - und stürzte vom Dach. Er schlug, Kopf voran, auf den Boden auf: mit einem häßlichen Knall, den ich bis zum Zaun hören konnte.

Ich war erschüttert, denn bestimmt war der Junge schwer verletzt. Jetzt war mir egal, ob ich vielleicht entdeckt wurde. Ich kroch vorsichtig näher an die Stelle heran, wo der Junge gestürzt war. Es schien eine Ewigkeit zu dauern. In meinem Kopf tobten Wut und Zweifel, und Haß kochte in mir auf diesen Mann. Ich schob mich

heran, bis ich - noch immer versteckt - besser sehen konnte. Ich hatte Angst vor diesem Mann und wollte lieber verborgen bleiben. Der Mann konnte mich, falls er mich entdeckte, genauso verprügeln wie seinen Sohn. Als ich die Grashalme am Rand der Wiese zur Seite schob, sah ich den Jungen am Boden liegen, aschgrau, blutig und reglos. Eine Frau, wahrscheinlich seine Mutter, saß neben ihm. Zitternd umklammerte sie seine Hand und schluchzte hemmungslos. Der Vater stand dabei und wirkte wie betäubt.

Ich konnte deutlich hören, was der Vater sagte. In einem Ton, gemischt aus Reue und Zorn, erklärte er, daß der Junge tot sei. Das Schluchzen der Mutter steigerte sich zu einem Klageschrei. Barsch fuhr der Vater die Mutter jetzt an: «Die Tagträumerei und der Wald haben ihn umgebracht. Ohne diese verdammten Tiere, ohne diese verdammte Träumerei könnte er noch am Leben sein!» Ich konnte es nicht mehr ertragen. In meiner Wut und Pein sprang ich auf und wollte mich auf den Vater stürzen - aber die Leute beachtetten mich nicht. Im Sprung verding sich mein Fuß an einem Stück Holz, das ich übersehen hatte, und ich schlug hart am Boden auf.

Rasend vor Zorn sprang ich auf- alles war dunkel, und ich war wieder an derselben Stelle, wo ich auf dem Weg zum Hügel gestürzt war.

Ich staunte, wie intensiv und realistisch mein Traum gewesen war. Da war keine Farm, kein Junge, kein Vater — nur ein dummer

Traum! So erschüttert war ich, daß ich Zeit und Raum, Traum und Wirklichkeit nicht vereinbaren konnte. Die Ereignisse des letzten Tages und der Nacht zogen an mir vorbei. So erinnerte ich mich, daß ich einen anderen Weg zu diesem Hügel eingeschlagen hatte, daß ich im dichten Gestrüpp meine Kräfte erschöpft hatte und gestürzt war. Dies war soweit klar, und jetzt, als die Sonne aufging, kehrte auch die Wirklichkeit wieder. Als ich nun mühsam aufstand, war da — nur einen Meter von mir entfernt — der Grabstein des Jungen, den Großvater mir vor einem Jahr gezeigt hatte. Ich war gelähmt vor Schreck. Dennoch stolperte ich weiter den Pfad entlang, der zu dem Hügel führte. Doch fragte ich mich, ob ich tatsächlich ein Stück aus dem Leben dieses Jungen miterlebt hatte oder ob alles nur Einbildung war. Es ließ mir keine Ruhe, wie wirklich und glaubhaft alles gewesen war.

Über die Dinge des letzten Tages nachgrübelnd, wanderte ich weiter. Sollten meine Erlebnisse nur ein sinnloser Traum gewesen sein? Wieso beeinflussten sie mich dann so stark? Warum beschäftigten und bestürmten sie mein Bewußtsein mit Fragen? Großvater hatte gesagt, daß die meisten Träume ein bloßes Spiel der Gedanken seien. Jene anderen, lebhaften und sehr anstrengenden Träume aber, die unser Denken auch in den wachen Stunden beschäftigen, seien Quelle der Weisheit, Botschaften aus der Tiefe des Selbst oder aus der Welt der Geister. Und wenn ein Traum

wichtig war, so hatte er gesagt, kehrte er häufig wieder, bis der Träumende die Botschaft zu deuten vermochte. Dies war so ein Traum, glaubte ich, und so kam ich zu dem Schluß, daß ich nicht zufällig dort vor dem Grabstein gelandet war. Es mußte mehr auf sich haben mit diesem Traum, denn sein tieferer Sinn war mir noch immer verborgen.

Endlich war ich auf dem Hügel angekommen. Ich fing an, mein Camp einzurichten. Das Bauen der Laubhütte und der Feuerstelle, die Suche nach Wasser, das Sammeln von Nahrung - all dies lenkte mich ab von meinen Gedanken, und für ein Weilchen gab ich mich ganz der Faszination des Survival-Trainings hin. Das Überleben auf so elementarem Niveau, ohne Ausrüstung oder Proviant, wirkt so läuternd auf Denken und Gemüt. Es ist immer aufregend, immer ein Abenteuer. Es ist der einzige Weg, wie der Mensch wahrhaft eins werden kann mit der Erde. Das Leben nach dem Survival-Prinzip ist ähnlich wie eine Visionssuche, denn es läutert den Körper und weitet den Geist. Beim Aufbau des Lagers wurde mir klar, daß ich bestimmt nicht zufällig auf diese Grabstätte gestoßen war und daß dieser Traum mir etwas Wichtiges zu sagen hatte.

Die Abenddämmerung kam, und die Arbeiten im Camp waren beendet. Lange saß ich und dachte an den Jungen aus meinem Traum. Die Ursachen dieses Traums waren mir klar, und ich nahm sie ernst. Hier war ein Junge, fasziniert von der Lauterkeit der Natur.

Doch diese Liebe hatte sein Vater ihm auszutreiben versucht und sie — mit seiner versklavenden Arbeitsmoral — schließlich zerstört. Gewiß spielte der Traum in einer anderen Zeit, als sei ich durch einen magischen Vorhang in die Vergangenheit eingetreten. Aber wie konnte ich mir sicher sein? Um diese Frage kreisten alle meine Gedanken. Irgendwie brauchte ich einen physischen Beweis dafür, daß der Junge aus meinem Traum wirklich gelebt hatte. Denn es genügte mir nicht mehr, die allgemeinen Lehren daraus zu ziehen.

Ich fühlte den Drang, an diesem Abend noch einmal zu diesem Grab zurückzukehren, um herauszufinden, wo das Haus und die Nebengebäude gestanden hatten. Noch wichtiger war, den Weiher zu finden. Denn wenn ich ihn fand, konnte ich mich orientieren und die anderen Gebäude entdecken. Ich wußte, wahrscheinlich waren sie von der Zeit zerstört, der Erde wiedergegeben; und doch fühlte ich mich gezwungen, sie zu suchen: warum, das wußte ich nicht. Ich mußte den Weiher einfach finden, noch diesen Abend. Ich wußte, es würde schwierig sein, besonders im Dunkeln. Aber der Teich war bestimmt noch da, falls mein Traum wirklich gewesen war. Der Drang, diesen Weiher zu finden, war so stark, daß es mich aus dem Lager trieb. Auf das Morgenlicht zu warten war ausgeschlossen.

Mit bangem Herzen wanderte ich zum alten Friedhof. Ich hatte nie wirklich Angst gehabt in der Welt der Schöpfung. Denn in der Wildnis war ich immer zu Hause. Doch manchmal fürchtete ich mich

vor der Welt der Geister. Diese Welt war so mächtig, so überwältigend. In der Wildnis konnte ich selbst auf mich aufpassen; die Erde bot alles, was ich benötigte: vor allem lautere Gedanken und Sicherheit. In der Natur hatte alles seinen Platz, und ich wußte, daß ich dazugehörte. In der Geisterwelt aber war ich ein Kind. Da gab es so vieles, was ich nicht verstand, soviel Unbekanntes. Und vieles von diesem Unbekannten war manchmal beängstigend. Andererseits mußte ich nun auch das Überleben in der Geisterwelt lernen, und eines Tages hoffte ich dort ebenso zu Hause zu sein.

Der Weg zum Friedhof schien ewig zu dauern, denn mehrmals hemmte mich meine Angst. Das Herz aber zog mich vorwärts, und endlich fand ich den gesuchten Grabstein. Kaum erkannte ich seine Umrisse in der Dunkelheit, aber ich wußte, es war der richtige Stein. Denn er war ganz von Ranken überwuchert, wie keiner der anderen hier. Ich setzte mich für ein Weilchen, um auszuruhen und meine Gedanken zu ordnen, und überlegte mir, welche Richtung ich nun zuerst einschlagen sollte - auf der Suche nach diesem Weiher. Mir fiel ein, daß Großvater uns oft empfohlen hatte, der «inneren Schau» zu folgen, statt dem Verstand. Denn unsere innere Schau könne nicht irren. Damit begann ich auf dem Gelände umherzuwandern, eher vom inneren Gefühl geleitet als vom bewußten Verstand. Und schließlich fühlte ich mich zum jenseitigen Ende des Friedhofs gezogen. Keine logische Entscheidung, denn dort ging es bergauf,

und folglich konnte der Weiher dort nicht sein. Nun aber hörte ich einen Frosch quaken, gefolgt von deutlichem Platschen.

Ich lief sofort in diese Richtung, und bald darauf stand ich am Rand des Weihers. Er lag etwas aufwärts am Berg, in einer Senke zwischen zwei kleinen Erhebungen. Deshalb war er mir verborgen geblieben, denn er befand sich an einem Ort, wo man kein Wasser zu finden erwartet. Wäre ich meinem logischen Verstand gefolgt, dann hätte ich ihn niemals gefunden. Aber mein Herz hatte mich direkt ans Ufer geführt. Kein Zweifel, es war derselbe Weiher, den ich im Traum gesehen hatte. Und obwohl seine Ufer inzwischen ganz zugewachsen waren, hatte er dieselbe eigenartige Form, an die ich mich erinnerte. Ich war begeistert und staunte, daß ich ihn gefunden hatte; denn dies bestätigte mir, daß ich im Traum dort gewesen war - wenn auch nicht in dieser Zeit.

Ich orientierte mich nach der Seite des Weihers, von wo ich im Traum gekommen war. Die Stelle, wo der Junge den Frosch angepirscht hatte, war leicht zu erkennen; das Ufer hatte sich nicht verändert. Meinen Schritten folgend, wie ich im Traum gegangen war, erreichte ich das andere Ende des Weihers. Ich hielt auf die Stelle zu, wo ich im Traum die Gebäude gesehen hatte. Die Wiese war jetzt von Gebüsch überwachsen, und nachdem ich den Weiher verlassen hatte, konnte ich Ort und Entfernung nicht mehr genau bestimmen. Wieder folgte ich meinem Instinkt oder der inneren

Schau und ließ mich ganz vom Gefühl leiten. Die anfängliche Furcht war verschwunden. Ich war zu aufgeregt, den Weiher gefunden und so meinen Traum bestätigt zu haben. Allerdings wußte ich nicht, welche Bedeutung dies für mein Leben haben würde. Meine Eltern hatten mich nie gehindert, in die Wälder zu gehen. Im Gegenteil, sie hatten mich sogar ermutigt, und auch sonst hatte mein Leben keine Ähnlichkeit mit dem des Jungen aus dem Traum.

So ging ich weiter herum, suchte die Gegend ab - aber vergebens. Mein Herz und mein Gefühl sagten mir, daß es hier gewesen sei, genau an dieser Stelle. Aber ich fand keine Spuren irgendwelcher Gebäude. Irgend etwas plagte mich; ein Gefühl, das unaufhörlich mein Herz bestürmte. Als ich nun weiter durchs Dunkel tappte, verstärkte sich dieses Gefühl, und ohne ersichtlichen Grund wurde ich plötzlich sehr vorsichtig. Nach wenigen Schritten zeigte sich, wie richtig meine Vorsicht gewesen war. Als ich nämlich mit dem Fuß nach Spuren eines Fundaments tastete, lockerte ich ein paar kleinere Steine, die bergab kollerten, in einen verborgenen Schacht fielen - und klatschend im Wasser versanken. Ich hatte einen Brunnen entdeckt! Auf Händen und Knien kriechend, fand ich im Dunkel den Brunnen. Ich warf Kieselsteine hinein und konnte berechnen, daß er vielleicht drei Meter tief war. Hätte ich nicht die Warnung meines Herzens befolgt, dann wäre ich gewiß in den Brunnen gestürzt, der vor mir am Weg lag.

Ich setzte mich an den Brunnenrand und sah zum fernen Himmel hinauf, versuchte mich zu orientieren: In welcher Richtung lagen der Weiher, der Friedhof oder der Berg der Prophezeiung? Und nun bemerkte ich die Reste eines alten Kamins, aufragend wie ein alter Kirchturm. Er war ziemlich verwittert, Teile waren herausgebrochen, und doch schätzte ich, daß er vielleicht zwei Stockwerk hoch war. Offenbar hatte ich die Stelle gefunden, wo dieses Haus einst stand, und jetzt näherte ich mich dem Kamin mit Vorsicht. Schutt und Löcher im Boden konnten das Gehen im Dunkeln gefährlich machen, und nachdem ich fast in den Brunnen gefallen wäre, wollte ich kein Risiko eingehen. Als ich das Fundament des Kamins erreicht hatte, setzte ich mich, um auszuruhen. Ich war sehr zufrieden, daß mein Traum wirklich gewesen war.

Ich wußte wohl, daß es möglich war, durch die geistige Realität in die Vergangenheit zu schlüpfen. Denn die Welt der Geister kennt weder Raum noch Zeit. Die Frage war nur, warum der Traum mir geschickt worden war, welche Bedeutung er für mich hatte. Ich wußte, daß Träume - genau wie Visionen — oftmals gedeutet werden mußten, und dies dauerte manchmal Jahre. Aber es hatte mich hingezogen zu diesem Ort, zu diesem Berg, und immer noch wußte ich nicht warum. Ich wußte nur, daß ich meinem Herz folgen mußte. Denn wenn wir die innere Vision verleugnen, verleugnen wir jegliche Möglichkeit einer Antwort. Während ich mich in Gedanken

verlor, beschlich mich ein tiefes Staunen, vermischt mit innerer Bangigkeit — obwohl es hier nichts zu erwarten gab, nicht einmal ein Gespenst.

So pendelte ich zwischen Schlaf und Wachen, wechselte von der Wirklichkeit in den Traum und zurück in die Wirklichkeit. Ich war erschöpft von der langen Wanderung, von den Mühen der letzten Nacht, vom Aufbau des Camps und jetzt von der Suche nach dieser alten Ansiedlung. Ich kämpfte gegen den Schlaf, denn ich brauchte Antworten: und zwar aus der Realität, nicht nur aus Träumen oder Gefühlen. Endlich siegte der Schlaf, ich gab mich geschlagen und fand es besser, die alte Ansiedlung am andern Morgen zu untersuchen. Ich weiß noch, wie ich mich ärgerte, weil ich nicht wach bleiben konnte. Jemand wie Großvater wäre wach geblieben und hätte noch Energie geschöpft, auch wo es keine mehr gab. Er hätte sein körperliches Selbst überwunden, wie alle Suchenden es zu tun lernen. Was ich damals nicht wußte, war, daß mein Herz mir zu schlafen befahl, nicht mein Verstand.

Ich erwachte an einem leuchtend klaren, schönen Morgen. Die Vögel jubelten, die ganze Schöpfung schien erfrischt und lebendig. Ich fühlte mich ausgeruht, und mein Verstand war klar. Ich hatte traumlos geschlafen, und doch hatte ich das Gefühl, als wüßte ich etwas - etwas von tiefer geistiger Bedeutung; etwas, das meine Einstellung zum Leben verändern würde. Mir war, als hätte ich alle

Antworten, die ich mir wünschte. Dann aber, als ich die Dinge logisch zu ordnen versuchte, wußte ich nichts mehr. Mir war nicht klar, daß eine wichtige Veränderung in meinem Innern eingetreten war. Nach kurzer Erkundung verließ ich die Ansiedlung und kehrte zurück auf den Berg, denn ich fühlte mich noch immer gezwungen, ein Weilchen dort zu bleiben, Den Traum von dem Jungen glaubte ich zwar gelöst, aber ich mußte noch wissen, was mich so zu dem Hügel hinzog.

Den Rest des Tages verbrachte ich damit, den Berg zu erforschen. Mein Verstand funktionierte klar, und nur selten dachte ich an meinen Traum oder die Prophezeiungen, die Großvater mir auf diesem Hügel mitgeteilt hatte. Ich erforschte auch die Umgebung des Hügels und stellte fest, daß es nicht weit war bis zu der alten Siedlung. Vorher war ich um den Berg herumgegangen, und jetzt wußte ich, daß es viel einfacher war, über die Bergflanke abzusteigen. Gewiß hatten auch die Bewohner der Farm den Berg gekannt; denn hinter der Ansiedlung führten noch immer verwitterte Spuren eines alten Pfades in die Höhe. Der Pfad zeichnete sich in der Erde ab, ähnlich wie die alten Wanderwege der Ureinwohner Amerikas immer noch in Teilen der Wildnis sichtbar sind. Ich freute mich, eine Verbindung zwischen der Farm und dem Jungen aus meinem Traum zu dieser Hügelkuppe gefunden zu haben; auch wenn ich nicht wußte, ob dieses Bindeglied eine Botschaft für mich

enthielt.

Als die Dämmerung über dem Wald aufzog, ging ich zur anderen Seite des Hügels und meditierte und betete dort — eine Übung, die wir möglichst jeden Abend und jeden Morgen verrichteten. Es half uns, Großvaters Lehren über die Natur im Kopf zu ordnen und über die Dinge nachzudenken, die wir am Tage geleistet hatten. Auch fanden wir so die nötige Zeit zur Anbetung und zum Gespräch mit dem Schöpfer. Wie ich dort saß, ins Gebet vertieft und ins Abendrot blickend, hatte ich wieder das Gefühl, daß irgend etwas mich beobachtete. Es war die gleiche überwältigende Empfindung, die ich in jener Nacht hatte, als Großvater uns die vier Prophezeiungen mitteilte. Diesmal war das Gefühl stärker und beängstigender. Ein Gefühl, wie ich es hatte, wenn ich streunende Hunde in der Nähe vermutete, aber nicht wußte wo. Dieses Gefühl wollte nicht weichen, sondern verstärkte sich noch, bis ich mich auf nichts anderes konzentrieren konnte. Dennoch gab es nichts Ungewöhnliches in der Landschaft, und die Natur atmete ruhig und still.

Als es ganz dunkel geworden war, wurde dieses Gefühl so überwältigend, daß ich ins Camp zurückkehren und Feuer machen mußte. Ich brauchte die Sicherheit des Lagers, um meine Gedanken mit anderen Dingen zu beschäftigen und das Gefühl, ich würde überwacht, zu vertreiben. Doch auch im Camp, also in Sicherheit und im Licht des Feuers, spürte ich die Präsenz von etwas Bedrohlichem,

das mich beobachtete - ja, anpirschte. Wieder war da nichts Faßbares, das einen solchen Pirscher verraten hätte, nichts Ungewöhnliches in der Natur, nur ein tieferes Gefühl, wie es im Umgang mit der Geisterwelt besonders wichtig ist. Und ich vermutete, daß dieses Wesen, das mich beobachtete, aus jener Welt stammte. Besonders, weil es keine physischen Anzeichen von etwas Bedrohlichem gab.

Dort also, in der vergänglichen Sicherheit meines Lagers, hörte ich ein deutliches Geräusch in den fernen Büschen. Was immer mich da beobachtete, mich anpirschte, ob Gespenst oder Realität - jetzt gab es sich zu erkennen. Anfangs glaubte ich, es könne ein streunender Hund auf der Suche nach Nahrung sein; aber die Schritte waren eindeutig die eines Menschen. Es war jedoch ein sehr leichtes und etwas schleppendes Geräusch, vielleicht von einem Verletzten. Die Schritte, wiewohl zögernd und tastend, kamen stetig näher, bis sie endlich im Gebüsch nicht weit von meinem Feuer entfernt haltmachten. Ich war entsetzt und wie gelähmt, war unfähig zu einem klaren Gedanken. Alles mögliche raste mir durch den Kopf, ein Wirbel von Vermutungen, wer dieses Wesen, dieser Mensch wohl sein mochte. Ich war entschieden zu weit draußen im Wald, als daß es ein zufällig vorbeigekommener Wanderer sein konnte. Selbst die kühnsten Jäger der Pine Barrens wagten sich selten so weit von der Straße fort.

Lange war kein weiterer Laut zu hören. Der Wald ringsum war sonderbar still und reglos, als warte er, daß etwas passierte. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Dann, endlich, rief eine Stimme mich aus dem Dickicht: eine Knabenstimme, dieselbe, die ich in meinem Traum zu dem Frosch hatte sprechen hören. Ohne meine Antwort abzuwarten, sprach der Junge jetzt wieder: «Ich wurde damals gehindert an meinem Traum, an meinem Leben und Forschen in der Natur. Mein Vater hinderte mich und seine grausame Arbeitsmoral. Ich gab widerstrebend nach und verzichtete auf alles, was ich liebte. Jeder von uns hat irgend etwas, das ihn von seinem Pfad der Träume und Visionen abbringen will. Mein Tod war verursacht durch einen engherzigen Vater, der meine Träume und meine Visionen nicht akzeptieren wollte. Und was wird deinen Tod verursachen? Was wird dich von deinem Pfad, deiner Wildnis, deiner Liebe abzubringen versuchen? Es mag vieles sein, angefangen von Vätern und Familien, über die ungeschriebenen Gesetze der Gesellschaft bis zu den vielen Dingen, die wir tun müssen, um unser Leben zu erhalten.»

Die Stimme fuhr fort: «Du fragst dich, wieso unser beider Leben in einem Traum miteinander verflochten wurden? Und du glaubst, es gäbe keine Ähnlichkeit zwischen uns? Mein Leben fand ein frühes Ende, weil ich mich mit Dingen abfand, an die ich nicht glaubte. Eines Tages wirst du vor den gleichen Entscheidungen stehen. Aber

ich warne dich: Sie werden nicht so offenkundig sein wie mein Vater und die Arbeitsmoral meiner Leute. Es werden viel subtilere Dinge sein, mit denen du dich auseinandersetzen mußt. Hätte ich fortfahren dürfen auf meinem Pfad der Liebe, wer weiß, was ich hätte tun können, um die Erde zu retten, vielleicht sogar meine Familie? Was wirst du tun, um deiner Vision zu folgen? Wird dein Leben in einem vergessenen Grab enden, in einer vergessenen Ansiedlung? Und ohne daß du etwas bewirkt hast? Lerne also von mir, damit mein Leben nicht vergebens war, und laß dich durch nichts hemmen auf dem Pfad deiner Vision.» Damit verstummte die Stimme, bevor ich antworten konnte, und die Natur kehrte zurück zu ihrem natürlichen Fluß.

Ich wandte die Augen von jenem Busch, aus dem die Stimme gesprochen hatte. Verwirrt und erschüttert blickte ich nun ins Feuer; Gedanken wirbelten durch meinen Kopf. All dies war so rasch und unverhofft gekommen, daß ich erschrak. Ich wußte nicht einmal, ob es spirituelle Wirklichkeit war oder wieder nur Traum. Die Worte des Jungen hatten mich schwer getroffen, weil sie so richtig und eindringlich waren. Irgendwie wußte ich, daß der Geist dieses Jungen mir eine wichtige Warnung erteilen wollte. Ob Traum oder Wirklichkeit machte da keinen Unterschied. Und als ich nachdachte über seine Worte, erkannte ich zum erstenmal, daß unser beider Leben ganz ähnlich und gegenwärtig verknüpft waren. Eines Tages

würde ich, genau wie er, mit Ablehnung und Haß zu kämpfen haben. Und ich konnte nur hoffen, die Auseinandersetzung würde nicht mit dem Tod enden. Ob physischer oder geistiger Tod, das machte keinen Unterschied.

Wieder schreckte ich aus meinen Gedanken auf. Ich hörte Schritte — und Großvater trat ins Camp. Er setzte sich zu mir ans Feuer und sah mir lange in die Augen. Ich wußte, daß er die Spannung in mir, die wirbelnden Fragen in meinem Kopf erkannt hatte. Lächelnd sagte er: «Beachte die Warnung des Jungen, denn wenn du von deinem Pfad, von deinen Visionen und Träumen abweichst, wirst du ganz gewiß sterben; wenn nicht körperlich, dann wenigstens geistig. Ein Mensch, der nicht aus seinem Herzen lebt, ist ein lebender Toter. Du wirst hart auf die Probe gestellt werden, und du mußt stark sein. Denn es ist deine einzige Möglichkeit, mit dem Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt in Verbindung zu treten. Du mußt über dein Selbst hinauswachsen und deiner Vision folgen - oder du wirst sterben, da du nichts tust, um den Weg der Menschheit zu ändern. Dann aber ergeht es dir wie diesem Jungen.» Damit ging er einfach hinaus in die Nacht. Ich blieb noch verwirrter zurück; doch näher an einem Verstehen.

Die nächsten zwei Tage blieb ich auf dem Berg und versuchte, Klarheit zu finden über den Sinn dieser Träume und Worte. Sicher gab es in meinem Leben vorläufig nichts, was mich aus der Wildnis

oder aus meinen Visionen vertreiben konnte. Doch die fernere Zukunft würde anderes bringen, das wußte ich. Einstweilen war ich wenigstens auf der Hut, damit nicht etwas in mein Leben eindringen und mich von meinem Pfad ablenken konnte. Ich wußte nicht wann, aber ich wollte bereit sein. Das hoffte ich wenigstens. Was immer ich glauben mochte, der Geist dieses Jungen war mir aus einem bestimmten Grund gesandt worden, und ich mußte seine Warnung befolgen. Mein Leben war für immer verflochten mit diesem einst vergessenen Jungen, in diesem einst vergessenen Grab. Jetzt wird er nicht mehr vergessen sein, und er wird endlich etwas bewirken.

Der Dämon der Ablenkung

Es war eine lange, bitterkalte Wanderung vom Camp bis zum fernen Fluß. Hoch lag der Schnee auf der Erde, die kleineren Fichten gebeugt und niedergedrückt von der weißen Last. Es hatte zu schneien aufgehört, der Himmel war klar, doch ein schneidender Wind fegte über den Schnee, und die ganze Schöpfung schien in der Kälte erstarrt. Der Vollmond glitzerte auf den verschneiten Flächen, warf ein überirdisches Leuchten auf Schneewächten und geduckte Bäume, erfüllte die Landschaft mit einem geheimnisvollen Hauch von Abenteuer. Überall tiefe Stille, selbst dieser schneidende Wind fauchte nur gedämpft, und ich hörte nichts anderes als meinen keuchenden Atem, während wir zu dem fernen Wasser stapften. Großvater ging voraus, kaum zu sehen im wirbelnden Schnee. Rick war irgendwo hinter mir, auch nicht zu sehen. Der dahintreibende Schnee verhüllte uns alle, und jeder wanderte praktisch allein.

So erreichten wir endlich das Ufer des Flusses. Starr vor Kälte, konnte ich dennoch rasch Feuer machen. Großvater stand reglos dabei, machte ein völlig ausdrucksloses Gesicht und verriet nicht, was wir hier vorhatten, warum wir gekommen waren. Rick, still und ernst, half mir Feuer zu machen und Äste zu sammeln, auf die wir uns setzen konnten. Beide warteten wir ängstlich darauf, daß Großvater sprechen würde.

Rick und ich konnten nur raten, warum wir hier waren. Vor ein

paar Stunden hatten wir drüben im Camp gegessen. Großvater hatte über Körperbeherrschung gesprochen und darüber, wie man den Körper ganz durch das Bewußtsein kontrollieren könne. Von Großvater hatten wir gelernt, unseren Puls auf etwa zwanzig Schläge pro Minute zu verlangsamen, ihn im nächsten Moment auf über hundert-siebzig zu beschleunigen, und all dies, während wir völlig ruhig saßen. Wir hatten gelernt, die Blutzirkulation zu verlangsamen oder die Blutung einer Wunde zum Stillstand zu bringen. Und wir hatten gelernt, die Dauer einer gewöhnlichen Erkältung wesentlich zu verkürzen. Die Energie des Bewußtseins befähigte uns zu Leistungen, die uns körperlich ganz unmöglich gewesen wären. Und mit Hilfe des Urbewußtseins wußten wir Situationen zu bestehen, wo wir auf die Kräfte der Kreatur in uns angewiesen waren.

Die Lektion aber, die uns diesen Abend bevorstand, sollte uns einen weiteren wichtigen Schritt zur Bewußtseins- und Körperkontrolle führen. Wir hatten viel gelernt über die Beherrschung des Körpers durch das Bewußtsein und den Glauben, aber wir waren noch lange keine Experten in diesen Dingen. Der schneidende Wind und die Kälte der Nacht hatten uns in nervöse Erwartung versetzt.

Körperbeherrschung war für Großvater aus zwei Gründen so wichtig. Wenn wir im «Eins-Sein» mit der Erde leben wollten, konnte solche Körperbeherrschung uns helfen, Dinge zu tun, zu

denen die meisten unfähig waren. Durch Körperbeherrschung wären wir in der Lage, schwierige Klimabedingungen zu ertragen, und könnten lange Zeit ohne Trinkwasser und Nahrung auskommen, indem wir die aufgenommene Nahrung in unserem Körper konservierten. Körperbeherrschung gäbe uns, nötigenfalls, schier unbeschränkte Reserven an Energie; Wunden würden schneller heilen, Ansteckung würde abgewehrt, und auch sonst könnten wir, gleichgültig welche Situation, stets optimal unsere Kräfte einsetzen. Wir könnten größere Entfernungen zurücklegen, würden keine oder nur kürzere Rastpausen benötigen - und könnten Orte aufsuchen, wohin die meisten sich nicht vorwagen würden. Solche Körperkontrolle, erzählte Großvater, setzten auch die alten Scouts der Apachen ein, wenn sie durch rauhe Landstriche oder Wüsten wandern mußten. Leicht und mühelos pflegten sie solche harten Umweltbedingungen zu überstehen.

Noch wichtiger, sagte er, sei die Fähigkeit des Bewußtseins, den Körper zu kontrollieren, für die Suche nach geistigen Dingen. Viele geistige Unternehmungen - wie Visions-suche oder Visionswanderungen, Zeremonien oder geistige Heilungen - verlangten mehr Kraft und Disziplin, als wir sie beim Survival, beim Fährtsuchen oder beim Wachsamkeitstraining aufbringen mußten. Das Streben nach geistigen Dingen erfordere absolute Konzentration. Eine Konzentration, die durch keine körperlichen Strapazen

unterbrochen werden durfte. Uns im Gebet oder bei der Visionssuche durch kalten Wind oder Wüstenhitze stören zu lassen würde uns lediglich von unserem Gebet, unserer Suche entfernen. Kümmerten wir uns um körperliche Bedürfnisse, Schmerz oder Unbehagen, dann würden wir abgelenkt und könnten uns nie engagieren für das, was wir anstrebten. Solch ein halbes Engagement würde unsere Anstrengungen zunichte machen, und wir würden wenig erreichen.

Dies war die Regel: Bewußtsein und Körper mußten beherrscht werden - nicht nur in Dingen des Überlebens, sondern erst recht bei geistigen Anliegen. Für Großvater war Körperbeherrschung eine «Pforte zur Seele», denn so lernen wir, uns alle anderen Kräfte zu erschließen. Darum war die Beherrschung von Bewußtsein und Körper - Großvater nannte es die «Verschmelzung des Selbst» - für uns ein Gegenstand dauernden Lernens. Es verging kaum ein Tag, an dem diese «Verschmelzung des Selbst» nicht erwähnt wurde, an dem unser Wissen nicht erweitert wurde durch neue Kenntnisse. Und dieser Tag, das wußten wir, würde keine Ausnahme machen.

Lange saßen wir am Flußufer und wärmten uns am Feuer. Großvater blieb immer noch stumm und gleichmütig. Er saß abseits vom Feuer, als ob er uns zeigen wollte, daß Wärme nicht nötig sei und daß wir Wichtigeres zu tun hätten. Fast schämte ich mich, den leichteren Weg zu gehen. Doch immerhin - beim Survival benutzt man, was immer man braucht, um zu überleben. Wie ein Kind wollte

ich mich erst aufwärmen, bevor ich die Reinheit der Natur und ihre Kälte genießen konnte. Endlich sprach Großvater: «Dieses Feuer ist für euch eine Krücke. Es ist für euch eine Pforte zur Welt, denn anders könntet ihr euch nicht freuen über das Schneetreiben und die Wildnis. Ihr seid nicht nur unfähig, euch zu freuen, ihr müßt sogar überflüssiges Gepäck mitschleppen und euren Körper belasten und einschränken. Durch Selbstbeherrschung müßt ihr lernen, auf diese Fesseln zu verzichten, um frei und aufrecht zu gehen.»

Damit ging Großvater hinaus in den Sturm. Rick und ich blieben mit unsern Gedanken und mit dem Feuer allein. Ich machte kurze Erkundungen in die verschneite Landschaft, kehrte jedoch immer wieder zum Feuer zurück, um mich aufzuwärmen. Schon lange hatte ich gelernt, jene Art von Kälte zu besiegen, die andere aus dem Wald vertreiben würde; ich hatte gelernt, mich ihr hinzugeben und ihre Energie durch mich hindurchfließen zu lassen. Dieses Unwetter war aber zu kalt und zu heftig, und ohne das Feuer fürchtete ich zu erfrieren. Dennoch hatte ich ein Gefühl von Niederlage. Großvater war schon stundenlang fort. Er trug weniger am Leib als wir und war noch immer nicht zurückgekommen. Ich dagegen war immer wieder zurückgekehrt ins Gefängnis des Feuers. Auch hatte ich die Winterlandschaft nur halbwegs erforschen können; die Kälte trieb mich immer wieder zurück.

Irgendwie tat ich mir leid, fühlte mich geschlagen und versklavt

durch mein Bedürfnis nach Wärme. Wie gern hätte ich es Großvater gleichgetan, der frei und ungehemmt durch die Schneelandschaft wandern konnte. Ich hatte das Gefühl, als ob mir alles entginge - als sollte mir die verschneite Wildnis für immer verschlossen bleiben, als würde ich nie ihre Geheimnisse erfahren. Ich fühlte mich betrogen durch meinen Körper und meine Unfähigkeit, es längere Zeit ohne das Feuer auszuhalten. Immerhin versuchte ich, das wenige einzusetzen, was ich über die Beherrschung des Körpers gelernt hatte. Doch immer wieder ließ ich mich ablenken durch Kälte und Schneetreiben. Immer wieder scheiterte ich; es war zum Verzweifeln.

Endlich kehrte Großvater ins Camp zurück und setzte sich zu uns ans Feuer. Er schien völlig unbeeindruckt von der Kälte der Nacht und brauchte gewiß nicht die Wärme des Feuers. Gewiß hatte er viel erlebt und Gegenden erforscht, die ich nie wieder würde erforschen können. Ich erzählte ihm, wie unglücklich ich sei, weil ich es nicht schaffte, mich länger vom Feuer zu trennen, weil ich dort draußen ständig in Bewegung bleiben mußte, um nicht zu erfrieren und weil die Kälte mich immer zurücktrieb zum Feuer. Wie sollte ich mich auf die Reinheit der Nacht konzentrieren, wenn ich nichts anderes tat, als gegen die Kälte anzukämpfen?

Schweigend hörte sich Großvater meine Klagen an. Er wußte genau, wie mir zumute war. Und gewiß kannte er alle Antworten.

Endlich sprach er: «Du gibst dem Sturm und der Kälte viel zuviel Macht über dich. Du glaubst, daß du frierst, und also frierst du. Du fürchtest Schneesturm und Wind, und so wird der Sturm dein Feind. Entziehe dem Sturm die Macht über dich, und er wird dich nicht mehr beherrschen. Laß den Sturm durch dich hindurchfließen und bekämpfe ihn nicht. Seine Macht wird dann deine Macht werden. Mach es so, wie du es bei der Medizinhütte machtest, als du nackt durch den Schnee liefst und lerntest, nicht mehr gegen die Natur anzukämpfen.»

Meine Gedanken wanderten zurück zu jener Nacht bei der Medizinhütte, als Großvater uns durch einen ähnlichen Sturm nach Hause laufen ließ. Wir hatten damals eine wertvolle Lektion gelernt: keinen Widerstand zu leisten gegen die Natur, sondern den Sturm durch uns hindurchfließen zu lassen. Und so froren wir gar nicht, als wir nach Hause kamen. Den ganzen Weg hatten wir uns aufgelehnt gegen den Sturm. Schnee und Wind schnitten uns schmerzhaft in die nackte Haut. Irgendwie lernten wir dann, dem Unwetter keinen Widerstand entgegenzusetzen - und plötzlich froren wir nicht mehr. Damals war es ein milder Schneesturm gewesen, verglichen mit diesem hier. Diesmal konnten wir es unmöglich genauso machen. Es war wesentlich kälter, auch war der Sturm diesmal viel heftiger, und uns dem Unwetter hinzugeben hätte leicht unsern Tod bedeutet.

Wieder einmal schien Großvater meine Gedanken zu lesen. Er

sagte: «Dies ist kein leichter Sturm, wie du ihn bei der Medizinhütte kennengelernt hast. Ihn kannst du nicht überwinden, indem du dich einfach seiner Macht überläßt. Dein Bewußtsein muß vielmehr deinem Körper befehlen, seine Verbrennungsenergie zu steigern, damit du die Kälte nicht mehr zu fürchten und zu bekämpfen brauchst. Vergiß aber nicht, daß du, wenn du jetzt deinen Energieverbrauch steigerst, die Energie später ersetzen mußt. Diesen Sturm und deine Schwäche kannst du nur überwinden, indem du deinem Körper befiehlst, es einfach zu tun. Konzentriere dich, glaube an das, was du brauchst, und die Macht wird dir gegeben werden.

Du hast gelernt, mit Unwetter, Kälte und drückender Hitze fertig zu werden, indem du die Kräfte der Witterung nicht bekämpfst, sondern indem du eins mit ihnen wirst. Jetzt mußt du lernen, mit deiner Schwäche fertig zu werden. Du mußt also dem Körper befehlen, das Unwetter zu ignorieren und der Kälte seine eigene Verbrennungswärme entgegenzusetzen. Sobald du dies kannst, wirst du auch lernen, die Kälte durch dein geistiges Selbst zu überwinden. Dann braucht der Körper nicht mehr zu leiden, denn der Geist kennt keine Kälte, keine Hitze, kein Unbehagen. Geist verschmilzt dann mit Geist, und es gibt keine Trennung mehr zwischen deinem Geist und dem Geist des Unwetters. Bis du gelernt hast, die Kälte durch den Geist zu überwinden, mußt du den Körper durch das Bewußtsein beherrschen.

«Also», sagte er, «löscht jetzt das Feuer, zieht euch aus - und hinein ins Wasser!»

Seine Worte hallten noch in meinem Kopf, während ich ihn ungläubig anstarrte. Er macht Spaß, dachte ich. Denn wenn wir das Eis durchbrachen und jetzt ins Wasser stiegen, dann wäre es sicherlich unser Tod. Doch als ich Großvaters ernste Miene sah, wußte ich, daß er nicht scherzte. Und so begann ich mich ohne Widerrede auszuziehen. Während Rick und ich unsere Kleider ablegten, gab Großvater uns letzte Anweisungen, wie er es oft getan hatte, wenn wir uns in der Körperbeherrschung übten. Er sagte: «Gebt dem Wasser und der Kälte keine Macht über euch. Konzentriert euch ganz darauf, eure Energie aus dem Innern eures Körpers zu holen und an die Oberfläche zu verlagern. Zweifelt keinen Moment an euch selbst, denn ihr müßt unbeirrt glauben an das, was ihr tun werdet.»

Ich konzentrierte mich ganz darauf, meine Energie durch den ganzen Körper zu schicken. Bald schwitzte ich, obwohl ich am Rand des Wassers stand. Als ich die ersten Schweißtropfen auf der Stirn spürte, wurden mein Selbstvertrauen und mein Glaube stärker, und vorsichtig stieg ich ins Wasser. Das dünne Eis brach unter meinen Füßen, und anfangs fühlte das Wasser sich warm an. Doch als es tiefer wurde, schwankte meine Entschlossenheit, wenn ich ans kalte Wasser, das Eis und den Wind dachte. Ich spürte die Kälte in meinen

Körper eindringen, und dies brachte mich noch mehr ins Wanken. Die Kälte drang mir durch Mark und Bein, der Wind brauste um meinen Kopf, und vor Schmerz wurde mir schwindlig. Zuletzt war ich vor lauter Angst und Schmerz bereit, aus dem Wasser zu springen und wieder ans Feuer zu rennen. Doch Großvaters Stimme bannte die Angst: «Konzentriere dich», sagte er.

Also bekämpfte ich meine Angst und die Kälte und konzentrierte mich auf mein Vorhaben. Bewußt zwang ich mich, alle Energie aus meinem Innern heraufzuholen. Dies war anfangs nicht leicht, aber dann spürte ich doch, wie mir wärmer wurde. Die Kälte des Wassers war nicht mehr so schneidend. Ich fühlte mich besser, beinah behaglich, aber dann wurde ich durch den pfeifenden Wind und das klirrende Eis auf den Wellen wieder abgelenkt. Plötzlich war meine Konzentration vorbei. Mit einem Satz sprang ich ans Ufer, wo Großvater ein loderndes Feuer entfacht hatte. Rick stand schon bei ihm. Ich aber fühlte mich schwach, wie ein Versager; so gerne hätte ich gelernt, was Großvater uns beibringen wollte.

Wir zogen uns an und wärmten uns am Feuer auf. Dann erklärte uns Großvater endlich, warum unser Versuch gescheitert war. In seiner Stimme lag keine Enttäuschung, kein Vorwurf. Nur herzliche Anteilnahme, die durchblicken ließ, auch ihm sei es einmal so ergangen. «Ihr habt gesehen, daß es nicht genügt, die Kälte durch euch hindurchfließen zu lassen», begann er. «Ihr sollt sie aber auch

nicht bekämpfen. Vielmehr muß der Körper auf die Zuversicht und die Beherrschtheit eures Bewußtseins reagieren. Das Bewußtsein braucht absolute Konzentration, die euren Glauben stärkt, der wiederum dem Körper die Kraft gibt, zu tun, was er tun soll.» Großvater schwieg ein Weilchen, und wir dachten über seine Worte nach. Endlich fuhr er fort: «Es genügt also nicht, Sturm und Kälte durch euch hindurchfließen zu lassen. Auch kommt es nicht darauf an, dem Unwetter seine Macht über euch zu nehmen. Manchmal sind diese Techniken wirksam. Aber in diesem Fall, bei dieser Kälte, braucht ihr mehr, viel mehr. Euer Bewußtsein braucht einen so starken Glauben, daß nichts es erschüttern kann. Dieser Glaube muß sich dann auf den Körper übertragen, und so kann der Körper tun, was er tun soll. Danach allerdings braucht der Körper Zeit, um Auszurufen und sich zu sammeln. Und dann wird die verausgabte Energie ersetzt. Das Wichtigste aber ist, daß die absolute Konzentration nicht unterbrochen wird.

Diese Konzentration ist es, die den Körper stärkt», erklärte er weiter. «Jetzt werdet ihr verstehen, warum ich sage: Ablenkung ist der mächtigste Dämon, gefolgt vom Dämon des Selbstzweifels.» Bei seinen Worten dachte ich an all die häßlichen Dämonen, denen ich schon begegnet war — in meiner Phantasie wie in der Wirklichkeit. Zum erstenmal verstand ich, was Großvater meinte, wenn er so oft vom «Dämon der Ablenkung» sprach. Jetzt sah ich, wie mächtig der

Dämon werden konnte. In dieser Nacht hatte er mich besiegt, mich gedemütigt und mich gehindert, eine wichtige Lektion zu lernen. Schon früher hatte mich dieser Dämon so oft besiegt, aber in dieser Nacht hatte ich seinen Namen kennengelernt.

«Eure Konzentration wurde unterbrochen, als ihr euch durch Wind und Kälte ablenken ließ», sagte Großvater. «Nachdem die Konzentration unterbrochen war, kam euer Glaube ins Wanken, der Körper versagte und kapitulierte endlich vor der Kälte. Übt euch also in absoluter Konzentration, frei von jeglicher Ablenkung

«Wie aber soll ich mit solchen Ablenkungen umgehen?» fragte ich.

Großvater antwortete: «Auf drei Arten kannst du mit dem Dämon der Ablenkung fertig werden. Manchmal mußt du den Dämon aktiv bekämpfen, manchmal mußt du ihm standhalten, und manchmal mußt du den Dämon passiv hinnehmen. Jede Situation ist neu, ist anders. Jedesmal mußt du den Dämon der Ablenkung auf seine eigene Art besiegen, je nach der Situation.»

«Was soll ich aber tun, um diesen Dämon zu besiegen?» fragte ich weiter. «Wie und wann soll ich etwas tun?»

«Nimm das Beispiel der Angst, die eine starke und böse Ablenkung ist», erwiderte Großvater. «Um die Angst zu vertreiben, genügt es oft, ihr einfach standzuhalten. In anderen Fällen, wenn es zum Beispiel ums Überleben geht, müssen wir aktiv Gewalt

einsetzen. Der Dämon muß mit brutaler Macht zurückgeschlagen werden. Meist brauchen wir den Dämon nur zu akzeptieren, uns passiv mit ihm zu identifizieren, damit er seine Macht verliert. Aber niemals dürfen wir dem Dämon der Ablenkung oder des Selbstzweifels irgendwelche Macht über uns geben. Denn er gedeiht an der Macht, die wir ihm einräumen, und mit jedem solchen Zyklus wird er mächtiger.»

«Wie soll ich diese absolute Konzentration denn üben?» wollte ich wissen.

Großvater dachte lange nach und sagte: «Man übt diese Konzentration durch die Beherrschung von Körper und Bewußtsein, die schließlich zur Beherrschung des Geistes führt. Um aber absolute Konzentration und Selbstbeherrschung zu erreichen, mußt du dich völlig in deine Aufgabe vertiefen und dich ganz einsetzen für dein Ziel, so daß kein Platz ist für etwas anderes. Dies gelingt nur mit kleinen Schritten, die aber fester und immer erfolgreicher werden. Dein Versuch heute nacht war schon ein großer Erfolg, denn du hast jetzt eine Ahnung davon, was du erreichen könntest. Nun mußt du dafür arbeiten, einen vollen Erfolg zu erzielen - doch dies erfordert Einsatz und große Anstrengung.»

Das ganze folgende Jahr hindurch übten Rick und ich unsere Fähigkeit, uns absolut zu konzentrieren, ohne uns ablenken zu lassen. Anfangs war es schwer, denn unsere Gedanken schweiften ab, wir

ließen uns stören in der Meditation, und schließlich scheiterten wir. Nach und nach gelang es uns aber, manche Ablenkung zu überwinden, die uns früher so oft besiegt hatte. Wir begannen mit kleinen Aufgaben. Zum Beispiel versuchten wir, stundenlang ruhig dazusitzen und uns auf einen Punkt in der Landschaft zu konzentrieren, wie auf ein Mandala. Immer wenn eine Ablenkung uns aus der Meditation herauszureißen drohte, kämpften wir gegen sie an, hielten stand oder fanden uns passiv damit ab und konnten auf diese Weise ihre Macht über uns brechen.

Manchmal war es schwer, solch eine Ablenkung zu überwinden. Dann wieder ging sie rasch vorbei. Und manchmal mußten wir all diese Techniken ausprobieren, bis eine endlich funktionierte. Das Dumme war nur, daß der Kampf gegen eine Ablenkung selbst zur Ablenkung wurde, und nun wurde der Kampf gegen diese Ablenkung wieder eine Ablenkung. Es war sehr frustrierend, weil wir eine Ablenkung durch die andere zu ersetzen begannen. Was wir anstrebten, war eine Lauterkeit unseres Bemühens, wo das Standhalten oder das Überwinden der Ablenkung uns zur zweiten Natur wurde und uns nicht von unserem Ziel entfernte. Allerdings wußten wir nicht, daß wir durch unser Streben nach solcher Lauterkeit eine Ahnung von jener Verschmelzung des Selbst bekamen, von der Großvater so oft sprach.

Das Jahr verging, das Erlebnis mit dem kalten Wasser wurde zur

fernen Erinnerung, und wir übten uns im Kampf gegen immer stärkere Ablenkungen. So brachten wir uns in Situationen, wo wir die absolute Herrschaft über Bewußtsein und Körper brauchten, um Erfolg zu haben; wo die geringste Ablenkung sofort zum Scheitern führte. Wir übten uns darin, unsere körperlichen und geistigen Grenzen immer höher zu stecken, bis nur noch eine Explosion unser Bewußtsein ablenken konnte. Unsere Fähigkeit wuchs mit jedem Schritt, und doch waren wir weit von jener Selbstbeherrschung entfernt, die wir gebraucht hätten, um bei strengem Winterwetter ins Wasser zu steigen und dabei zu schwitzen. Wir hatten viele der kleineren Ablenkungen überwunden, aber wir waren noch nicht in jene höheren Bereiche des Geistigen vorgestoßen.

Bei all unseren Versuchen, die höhere Konzentration und härtere Anstrengung verlangten, wurden wir anscheinend immer wieder vom Dämon der Ablenkung besiegt. Zwar feierten wir manchen kleinen Triumph, doch unsere größeren Ambitionen nach einer Selbstbeherrschung ohne Ablenkung schlugen fehl. Wir schafften einfach nicht die letzte Hürde, diese Mauer, die uns daran hinderte, Dinge zu erreichen, die Großvater von uns erwartete. Nun, da beinahe ein Jahr vergangen war, seit wir versucht hatten, ins eiskalte Wasser zu steigen, fühlte ich mich, trotz häufiger kleiner Siege, noch immer als Versager und kämpfte weiter. Und endlich kam der Tag, da ich den Durchbruch schaffte und einen gewaltigen Sieg errang.

Wieder war Winter, und beinah ein Jahr war es her, daß wir versucht hatten, ins kalte Wasser zu steigen - und gescheitert waren. Rick und ich campierten an einem frostklaren Wochenende an einem kleinen, gefrorenen See mitten in den Pine Barrens. Der Winter war bislang ziemlich mild gewesen, das Thermometer kaum einmal unter Null. Diese Woche aber hatten Schneestürme getobt, die Temperatur fiel weit unter den Gefrierpunkt, und kalte Luftmassen schoben sich über das Land. Im Wald war es besonders still, da die Tiere nur selten ihre schützenden Unterstände verließen.

Rick und ich aber hatten eine herrliche Gelegenheit, die Gegend zu erkunden, weil Sümpfe und Wasserlöcher zugefroren waren und wir leicht über das Eis laufen konnten.

Am zweiten Tag unseres Aufenthalts gingen wir getrennt auf Exkursion. Der Wind wehte heftiger, das Thermometer pendelte um 20° unter Null, aber die Kälte konnte uns nichts anhaben, weil die Sonne schien und das Dickicht uns vor dem Wind schützte. Ich blieb den größten Teil des Tages draußen und suchte Spuren am Rand der Bäche, die sich durch den großen Sumpf hinter unserem Camp verzweigten. Erst nach Anbruch der Dunkelheit machte ich mich auf den Rückweg und kam beim Licht des Mondes ins Lager. Ich hatte geglaubt, Rick wäre bei meiner Ankunft im Camp, weil er nur die Ufer des Sees erforschen wollte. Aber er war nicht da.

Ich machte Feuer und wartete auf seine Rückkehr — aber nach

einer Stunde begann ich mir Sorgen zu machen und ging hinunter zum See, um ihn zu suchen, obwohl ich nicht glaubte, daß etwas passiert war. Am See angekommen, stand ich wie angewurzelt vor dem erstaunlichsten Bild dieses Tages: Der Mond glitzerte auf dem Eis und verwandelte die Oberfläche des Sees in ein Wunderland. Das Licht war so hell und so stark, daß ich die Augen zusammenkneifen mußte. Von all der Schönheit war ich so gefesselt, daß ich kaum etwas merkte von Kälte und beißendem Wind. Andächtig blickte ich über den See - und erschrak. Eine menschliche Gestalt kam über das Eis zu mir herüber. Es war Rick, auf dem Rückweg von seiner Wanderung.

Während ich ihn herankommen sah, dämmerte mir endlich, daß er über den See wanderte. Ich geriet in Panik, weil ich wußte, daß das Eis dort in der Mitte gefährlich dünn war und keineswegs das Gewicht eines Menschen tragen konnte. Irgendwann im Lauf des Tages hatte ich es ausprobiert. Ich war ein paar Schritt auf das Eis gegangen und eingebrochen. Und jetzt war Rick dort draußen und wußte bestimmt nicht, wie dünn das Eis war. Ich rief zu ihm hinüber, aber er antwortete nicht. Der Wind erstickte meine Stimme. Nun lief ich ans Ufer, schrie aus Leibeskräften und winkte mit den Armen. Rick schaute kurz herüber, winkte zurück, dann brach er durchs Eis und verschwand.

Jetzt war ich in blinder Panik. Ohne zu überlegen, sprang ich aufs

Eis und brach bis zur Brust ein. Ich stemmte mich vorwärts und schob mich durchs brechende Eis. Sein Kopf war noch nicht untergegangen, aber ich sah, daß er Schwierigkeiten hatte. Er steckte fest in dem Eisloch und konnte nicht zurück auf das festere Eis. Blind wie ein Tier stürmte ich vorwärts, manchmal schwimmend, meist aber durch das Eis vor mir brechend. Und so entstand eine eisfreie Rinne von mir bis ans Ufer. Rick machte es ähnlich und kam immer näher zu mir.

Wir riefen einander aufmunternd zu, doch unsere Stimmen versanken im heulenden Wind. Abwechselnd schwimmend und Eis aufbrechend, kam ich immer näher. Meine einzige Sorge war, daß ich Rick zu spät erreichen könnte. Hundert Meter hatte ich schon zurückgelegt, und jetzt klaffte eine ziemlich breite Rinne im Eis. Ich brauchte sie nur noch zu Rick zu verlängern, und wir würden den Rückweg zum Ufer schaffen. Tausend Überlegungen wirbelten mir durch den Kopf, und mein einziger klarer Gedanke war, daß ich sofort Feuer machen müßte, wenn wir erst wieder im Camp wären.

Mit einem gewaltigen letzten Stoß brach ich durch zu Rick und erwartete ihn halbtot vorzufinden. Was ich jetzt aber sah, war die größte Überraschung meines Lebens. Statt in heller Panik um sein Leben zu kämpfen, lachte Rick nur und brach kleine Eisschollen ab. Da wurde mir plötzlich klar, daß Rick die Mauer des Selbst, den Dämon der Ablenkung, überwunden hatte. Außer mir vor Freude

jubelte ich mit ihm über seinen Sieg. Rick schrie: «Wir haben's geschafft! Wir haben's geschafft!» Und staunend wurde mir klar, daß auch ich weder Kälte noch Wind, noch meine Erschöpfung spürte. Schweiß lief mir von der Stirn, und ich planschte im Wasser umher, als wäre dies ein heißer Sommernachmittag.

Endlich hatte ich den Dämon der Ablenkung großartig überwunden. Ich hatte ihn bekämpft, besiegt und hatte die Mauer durchbrochen, die mir so lange den Weg versperrt hatte. Ich spürte weder Kälte noch Schmerz, spürte nur Übermut und einen Ansturm von Energie, der mir geholfen hatte, mich von den Grenzen meines physischen und psychischen Selbst zu befreien. Zusammen schwammen wir dann ans Ufer, lachend und mit den Eisschollen spielend. Nichts unterbrach unsere absolute Konzentration, denn wir hatten den Dämon der Ablenkung - und schließlich auch des Selbst-Zweifels — überwunden. Wir kehrten ins Camp zurück, machten ein wärmendes Feuer, verspeisten ein herzhaftes Abendbrot und ruhten uns aus, während die Energie wiederkehrte, die wir im kalten Wasser verbrannt hatten. Es war ein schöner Sieg für uns.

Stundenlang redeten wir in fröhlicher Stimmung. Wir spürten keinerlei Nebenwirkungen unserer Anstrengung, bis auf die tiefe Müdigkeit, die uns zeigte, daß wir uns ziemlich verausgabt hatten. Wir hatten unserem Bewußtsein einen starken Glauben abverlangt, und der Körper hatte gehorcht, ohne zu versagen. So absolut war die

Konzentration gewesen, daß es für uns nichts anderes gab als das Wasser und unser Gefühl der Sicherheit. Alles andere war beiseite geschoben, und dadurch hatte sich unser Bewußtsein befreit. Noch oft gingen wir während der Nacht in den See, um zu schwimmen, zu spielen, zu schwitzen und unseren Triumph zu festigen. So übermütig spielten wir im Wasser, daß wir uns beinahe restlos verausgabten und dann in unserem Unterstand in einen tiefen, gesunden Schlaf sanken - ein Schlaf der Siegesgewißheit und persönlichen Befriedigung, denn wir hatten das letzte Hindernis überwunden.

Wir erwachten vom Knistern und Zischen eines heißen Feuers. Großvater war in aller Frühe ins Camp gekommen. Bevor wir ein Wort über unser siegreiches Abenteuer verlieren konnten, erzählte uns Großvater gleich, wie es sich zugetragen hatte. Wieder einmal konnten wir nur staunen, wieviel er wußte: bis in die letzten Einzelheiten unserer heimlichsten Gedanken. Fast war es, als wäre er die ganze Zeit bei uns gewesen, um uns bei unserer Suche zu helfen. Er sagte: «Ihr habt die Antwort gefunden, und die Antwort hat euch gefunden. Eure Konzentration war so absolut und lauter, daß da kein Platz war für Ablenkung oder Versagen. Das Ziel war euch wichtiger als alles andere. So konntet ihr eure normalen Grenzen überwinden und mit dem Geist absoluter Freiheit in Verbindung treten.

Zuerst habt ihr gelernt, daß man die höchste Selbstbeherrschung

durch eine Verschmelzung von Körper, Bewußtsein und Geist erreicht. So gelang es euch, ein Großteil eurer Schranken zu überwinden. Dann habt ihr gelernt, irgendwelchen Schwierigkeiten keine Macht über euch zu geben. Ihr hattet die <freie Wahl>, wie ihr mit den Schwierigkeiten fertig werden wolltet. Und jetzt habt ihr endlich gelernt, euren Körper zu beherrschen: durch bewußten Glauben, durch reine und absolute Konzentration und durch die Überwindung jeder Ablenkung. Ihr habt gelernt, über Ablenkungen hinauszuwachsen durch Standhalten, Abwehr und auch durch passive Hinnahme. So habt ihr die erste Schlacht gewonnen, die Schlacht gegen den Selbstzweifel.

Dieses Wissen», erklärte Großvater, «das ihr jetzt besitzt, könnt ihr nun einsetzen, wenn es ums Überleben geht. Ihr könnt über widrige Umstände hinauswachsen und eurem Körper befehlen, über seine normalen Grenzen hinauszugehen. Ihr könnt dieses Wissen beim Fährtsuchen einsetzen, auch beim Erreichen jener Aufmerksamkeit, die euch über die Grenzen eurer körperlichen Fähigkeiten hinausführt.

Auch für die geistige Erleuchtung könnt ihr es einsetzen, so daß der Geist seine Freiheit findet, ungehindert durch die Trägheit des Körpers. Vor allem wird euch dies Wissen dienen, wenn ihr die Wirklichkeit der Wildnis verlaßt, um in einer Welt zu leben, wo ihr euch mit den zahlreichen Ablenkungen der Menschen

auseinandersetzen müßt. Es wird euch helfen, auf eurem Weg zu bleiben, treu eurer Vision und eurem Leben für die Philosophie der Erde. Auch wenn alles andere im Chaos versinkt. Es ist ein Weg, um die Fallstricke und Ablenkungen des Menschen zu überwinden und um den geistigen Pfad trotz aller Widrigkeiten zu finden.

Aber», warnte Großvater, «Trubel und Hektik in der Welt der Menschen sind viel mächtigere Ablenkungen als die Dämonen, die ihr im kalten Wasser und in der Wildnis findet, Diese Dämonen der Ablenkung kommen leise daher, ihre Waffen sind Gleichgültigkeit und Willfährigkeit, und ihr müßt stets auf der Hut sein, damit sie nicht alle Bereiche eures Lebens überschwemmen. Sie sind nicht so leicht zu erkennen oder gar zu vertreiben wie jene, mit denen ihr bisher zu tun hattet. Anders als die Kämpfe, die ihr in der Wildnis manchmal mit den Dämonen bestehen müßt, sind solche Kämpfe in der Welt der Menschen endlos und unerbittlich. Es gibt keine Rast, denn Rasten bedeutet den Tod.»

Ich dachte an all die Dinge, mit denen ich mich in meiner kleinen Welt - außerhalb der Wildnis - auseinandersetzen mußte: Da war die Schule, mein kleiner Freundeskreis, meine Familie, die Hausaufgaben und die Pflichten im Haus. All diese Dinge, die sich gern in mein Wildnisbewußtsein drängten, ließen sich jetzt überwinden. Endlich hatte ich einen Weg gefunden, die Wildnis mitzunehmen in diese Welt, in der ich leben mußte, mit der ich mich

jeden Tag auseinandersetzen mußte. Obwohl ich damals erst in die fünfte Klasse ging, spürte ich, wie die Dämonen der Gesellschaft mich in die Fallstricke der Gleichgültigkeit und Selbstzufriedenheit zu ziehen versuchten. Endlich hatte ich eine mächtige Waffe, die diese Dämonen besiegen würde.

Wieder riß Großvater mich aus meiner Grübeleien. «Jetzt aber müßt ihr die höchste Macht der Freiheit und Selbstbeherrschung kennenlernen. Dies ist die Macht der spirituellen Verschmelzung, wo euer Geist und der Geist der Elemente, die zu bewältigende Aufgabe und sogar der Dämon der Ablenkung verschmelzen und <eins> werden. Dann gibt es keinen Kampf mehr, kein Bedürfnis zu kämpfen, standzuhalten oder passiv hinzunehmen, denn dann gibt es nur noch Lauterkeit. Dann wird alles möglich, denn in der spirituellen Verschmelzung gibt es keine Trennung des Selbst, kein Innen und Außen, nur ein totales <Eins-Sein> mit allen Dingen.»

Heute glaube ich, daß die größte Gefahr für ein spirituelles Leben, besonders wenn man es innerhalb der Grenzen der Gesellschaft lebt, der Dämon der Ablenkung ist. Er drängt sich in alle Bereiche unseres Lebens und beherrscht uns auf subtile, aber nachhaltige Art. Er erzeugt Gleichgültigkeit, Selbstzufriedenheit, Selbstzweifel und spirituelle Beschränkung. Wie Großvater lehrte, können wir diesen Dämon nur besiegen, indem wir wachsam sind, uns konzentrieren und unsere Vision nie aus den Augen verlieren. Denn alles andere ist

ein Tod zu Lebzeiten.

Die Verschmelzung des Geistes

Wir hatten die Verschmelzung des Selbst gelernt, wo Körper, Bewußtsein und Geist eins werden. Dies war für uns ein wichtiger Schritt, weil wir durch diese Verschmelzung lernten, unseren Körper durch unser Bewußtsein zu kontrollieren und unser Bewußtsein durch unseren Geist zu beherrschen. War diese Verschmelzung einmal erreicht, konnten wir mit dem Urbewußtsein in Verbindung treten, also mit allen Instinkten, mit denen uns der Schöpfer ausgestattet hat. Durch die innere Vision konnten wir uns mit dem Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt verbinden. Dies konnte nur gelingen, wenn alle Teile des Selbst ganz und heil waren. Allerdings genügte dies nicht, denn während wir übten, stellten wir fest, daß etwas fehlte- etwas, das Großvater absichtlich ausgelassen hatte. Er tat dies, so vermute ich, weil er zuerst die Beherrschung jener einfacheren Verschmelzung erwartete.

Es brauchte Zeit, alle Vorstellungen und Anwendungsweisen dieser «Verschmelzung» zu verstehen. Sie war, wie wir erkannten, ein Tor zu einem höheren Selbst. Verschmelzung war ein Weg, aus dem Inselgefängnis des Ego und logischen Denkens auszubrechen und sich weiterzuentwickeln zur Kraft, zum Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt. Wir hatten diese Verschmelzung anfangs geübt, indem wir versuchten, den Körper durch den absoluten Glauben des Verstandes zu beherrschen. So steigerten wir die Grenzen unserer

physischen Leistung und vermochten Dinge, die normalerweise unmöglich wären. Wir lernten, das Urbewußtsein freizusetzen, das wilde Tier, das in uns allen wohnt, und es in extremen und gefährlichen Situationen des Überlebens einzusetzen. Vor allem aber übten wir uns darin, unseren Verstand den Wünschen des Geistes zu unterwerfen, und konnten uns dadurch mit dem Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt in Verbindung setzen.

Allerdings fanden wir, daß es für diese Verschmelzung des Selbst eine Grenze gab. Dies merkten wir nicht gleich, sondern als wir älter wurden und eine Welt jenseits der Lebenskraft zu ahnen begannen. Wir wußten, da mußte mehr sein. Wir sahen es an Großvaters Worten und Taten. Es gab etwas jenseits dieser Verschmelzung des Selbst; etwas, das uns weit über alle physischen Grenzen hinausführen konnte. Unsere Ahnungen dieser höheren Welt fanden Bestätigung, als Großvater die «Verschmelzung des Geistes» erwähnte, während wir damals im eiskalten Wasser unsere Körperbeherrschung übten. Er sagte nämlich, daß wir, nachdem wir die Verschmelzung des Selbst erlernt hätten, auch die Verschmelzung des Geistes lernen könnten. Letztere bezeichnete er als «absolutes Eins-Sein».

In jenem Jahr hatten wir versucht, die Schranken des Bewußtseins zu überwinden, bis wir einen solchen Glauben und solche Körperbeherrschung hatten, daß wir sogar in eiskaltem Wasser ins

Schwitzen kamen. Es war ein Wendepunkt in unserem Leben und auch in Großvaters Lehre. Und nun begann Großvater, uns in der Verschmelzung des Geistes und im absoluten Eins-Sein zu unterweisen. Die ersten Übungen machten wir auf einem freiwilligen Gewaltmarsch, den Rick und ich unternahmen, um unsere Fähigkeit der Körperkontrolle durch das Bewußtsein zu steigern. Auf diesem Marsch, als wir schon aufgeben wollten, lehrte uns Großvater, über alles hinauszugehen, was wir bislang wußten, und eine höhere Macht «anzuzapfen».

Von Großvater hatten wir gehört, daß die Pfadfinder der Apachen Märsche von mehreren hundert Meilen durch schwierigstes Gelände zurücklegen konnten: bei widrigstem Wetter, und ohne Rast, Nahrung oder Trinkwasser. Sie schafften dies eher durch Geist und Bewußtsein denn durch Körperkraft. Die Scouls konnten in Gegenden vordringen, wohin nur wenige ihnen zu folgen wagten. Rick und ich waren natürlich begeistert von dieser Aussicht. Wir beschlossen also selbst eine solche Wanderung zu unternehmen: Schon im Herbst planten wir einen Wintermarsch von der Medizinhütte bis zum Cape May. Ein Marsch von mehr als zweihundert Meilen auf dem verzweigten Wegenetz der Pine Barrens. Wir wollten keine Ausrüstung mitnehmen, keinen Proviant und kein Wasser. Wir wollten die ganze Sache «nonstop» durchziehen. Den gleichen Weg waren wir schon gegangen, im

Sommer allerdings, und hatten dafür vier Tage gebraucht, mit dreimaligem Nachtlager. Ein Nonstop-Wintermarsch war eine brutale Herausforderung.

Jetzt war Anfang Januar, und wir hatten Weihnachtsferien, als wir unsere Winterwanderung nach Cape May antraten. Den ganzen Tag stürmte es, die Kälte war mörderisch. Es hatte immer wieder geschneit, aber die Schneedecke auf der Erde war nicht hoch. Jedenfalls tobte der Winter über dem Land und zwang die Tiere, in ihrem Unterschlupf zu bleiben. Rick und ich hatten beschlossen, möglichst wenig Kleidung bei diesem Unternehmen zu tragen: nur Hemd, Jeans und Mokassins. Keine weitere Ausrüstung sollte mitgeführt werden, denn wir wollten genau das tun, was die alten Pfadfinder getan hatten. Je größer die Herausforderung und je schwieriger der Weg, desto mehr konnten wir daraus lernen.

Großvater schien begeistert von unserer Idee. Ich glaube, er wußte, wie gut es uns tun würde, unser Wissen einmal unter extremen Bedingungen zu erproben. Am Abend vor unserem Aufbruch setzten wir uns zusammen. Großvater sprach die Fahrt mit uns durch und gab uns letzte Ermahnungen, worauf wir in körperlicher wie geistiger Hinsicht achten sollten. Mir war klar, daß er im voraus wußte, wie die Sache enden würde und welche körperlichen und geistigen Strapazen uns bevorstanden. Denn diesmal sollten wir wirklich die Grenze erreichen. Er erklärte uns auch, warum die alten Scouts

solche Wanderungen unternahmen und was man dabei schließlich lernen konnte.

Großvater sagte: «Die Pfadfinder brauchten eine präzise Körperbeherrschung. Sie mußten Dinge tun, die andere nicht tun konnten. Die Scouts mußten weite Entfernungen hinter sich bringen, ohne Schlaf, ohne Nahrung und oft sogar ohne Trinkwasser. Sie mußten den Elementen trotzen, schwerstes Gelände durchqueren und manche Gefahren bestehen; dabei durften sie sich nicht durch Schwächen des Körpers ablenken lassen. Oft bewegten sie sich durch Gegenden, wo die meisten anderen den Tod finden würden. Diese Pfadfinder nahmen keinen Proviant, keine Ausrüstung mit. Sie verließen sich einzig auf ihre Fähigkeit, ihr Bewußtsein und ihren Körper zu beherrschen. Gefahren der Landschaft und feindselige Elemente waren für sie kein Hindernis. Was andere als Hölle erlebten, war für den Scout ein Zuhause und eine heilige Zuflucht.

Solche Beherrschung von Körper und Bewußtsein kam nicht nur von einer Kontrolle des Denkens, des Glaubens und des Körpers. Oft mußte der Scout Situationen bestehen, die für andere tödlich gewesen wären. Hätte er sich hier auf seine Körperbeherrschung allein verlassen, dann wäre sein Körper bald ausgebrannt. Selbst der Körper eines Pfadfinders konnte versagen. Was der Scout also einsetzte, war eine größere Macht als die Kontrolle des Körpers durch Bewußtsein und Glauben. Der Pfadfinder konnte seinen Geist

mit dem Land und den Elementen verschmelzen und auf diese Weise <eins> werden. War diese Verschmelzung einmal erreicht, dann gab es keine Trennung, keinen Schmerz und keine körperliche Schwäche. Der Pfadfinder war über den Kampf hinaus, denn er ging aus der Welt der Kraft in jene Welt des Geistes.

Ihr seht also, manchmal genügt es nicht, nur den Körper und das Bewußtsein zu kontrollieren, denn auch dies kann nicht den Tod besiegen. Ihr müßt lernen, euren Geist mit dem Geist des Landes und mit der Geisteswelt zu verschmelzen, um eure körperlichen Grenzen zu überwinden.»

Mit diesen Worten verließ uns Großvater, und wir blieben mit unseren eigenen Gedanken allein. Lange sprachen wir noch über das, was Großvater gesagt hatte. Doch diese geistige Verschmelzung, von der er gesprochen hatte, verstanden wir nicht. Noch im Einschlafen quälten uns Selbstzweifel. Wir konnten nur hoffen, daß alles, was wir bislang über Körper- und Bewußtseinskontrolle wußten, uns helfen würde bei dieser Fahrt. Die Nacht schien ewig dauern zu wollen. Schlaf wäre herrlich gewesen, aber ich dachte zu aufgeregt an den Marsch, den wir am nächsten Morgen antreten wollten. Auch gingen mir Großvaters Worte durch den Sinn. Hätte ich nur verstanden, was er uns sagen wollte. Ich glaube kaum, daß ich mehr als eine Stunde geschlafen hatte, und nun erwachte ich im Zustand geistiger Erschöpfung und körperlich matt. Keine sehr gute Voraussetzung für

eine so lange Wanderung.

Der Tag brach an, mit strahlendem wolkenlosen Himmel. Es wehte ein rauher Wind, die Temperatur weit unter dem Gefrierpunkt. Wie vereinbart wollten wir auf der ganzen Fahrt weder Nahrung noch Wasser zu uns nehmen. Und die Fahrt hatte ja mit unserem Erwachen begonnen. Auch auf den Luxus des Feuers verzichteten wir, denn die Wärme des Feuers würde es um so schwieriger machen, in die Kälte hinauszugehen. Wortlos verließen Rick und ich das Camp, wandten uns nach Süden - und ließen alles hinter uns. Wir wollten alles genauso machen wie einst die alten Scouts. Darum legten wir gleich ein rasches Tempo vor wie auf der Flucht vor einem unsichtbaren Feind. Doch wir wußten nicht, daß der Feind, vor dem wir flohen und der uns schließlich einholen würde, in uns selber steckte.

Der erste Tag war nicht schwierig, denn oft hatten wir Wanderungen bei solcher Kälte gemacht, auch ohne Wasser und Nahrung. Als aber die Nacht uns überraschte, wurde das Fortkommen im Gelände schwieriger, und unser Tempo verlangsamte sich. Langsam schwand unsere Energie. So trabten wir durch die Dunkelheit, oft um die Hälfte langsamer als zu Beginn dieses Marsches, und Schlafmangel ermüdete uns noch mehr. Wir wagten nicht anzuhalten und zu rasten, denn so lautete unser ungeschriebener Pakt. Den größten Teil der Nacht konnten wir nichts

anderes tun, als unseren Körper und unser Bewußtsein vorwärtszupeitschen. Mitunter hatte ich Halluzinationen. Ich sah Lagerfeuer, die nicht vorhanden waren, und glaubte manchmal, ich liefe gar nicht, sondern läge schlafend am Boden.

Die schwierigste Etappe dieser ersten Nacht kam kurz vor dem Morgengrauen. Der Wind hatte sich gelegt, aber die Temperatur erreichte 20° unter Null. Ich glaubte die Kälte nicht auszuhalten und fing an zu zittern. Nur mit äußerster Anstrengung konnte ich mein Bewußtsein und meinen Körper beherrschen. Dabei erschöpfte ich meine Energie, ohne daß ich es merkte. Auch Rick schien die Hölle durchzumachen, aber wir konnten einander nicht helfen. Wir sprachen kaum ein Wort miteinander. Das Sprechen hätte Anstrengung gekostet - eine Anstrengung, die wir uns nicht leisten konnten. Auch wären Gespräche nur eine Ablenkung gewesen, die eine volle Kontrolle von Körper und Denken verhindert hätten. Das wollten wir nicht riskieren.

Die Sonne ging auf, und unsere Laune besserte sich. Auch unser Tempo beschleunigte sich wieder im strahlenden Sonnenlicht. Der Vormittag verging wie im Flug, während die Meilen mühelos hinter uns blieben. Mir war, als sei mir die «zweite Luft» zu Hilfe gekommen. Nachmittags wurde ich wieder müde, und jetzt war es schlimmer als in der vergangenen Nacht. An die Nacht, die vor uns lag, wollte ich gar nicht denken. Ob ich es schaffen würde?

Selbstzweifel drückten mich nieder, nicht minder als die Erschöpfung. Dennoch marschierte ich weiter. Ich wurde wütend auf mich und nutzte die Wut als Treibstoff für meine Kräfte. Dann wieder wollte ich aufgeben und heulen. Nicht einmal die warme Mittagssonne spendete Trost oder Energie. Oft kamen Halluzinationen, die immer realer wurden. Ich fing an zu stolpern, stürzte häufig und kam nur mit Mühe wieder auf die Beine.

Nach Einbruch der Dunkelheit war ich am Ende. Ich lief nicht mehr, sondern schleppte meine Füße nach. Tief innen wußte ich, daß es unmöglich war, je ans Ziel zu kommen. Wir hatten noch nicht einmal die Hälfte des Weges erreicht. Kälte und Schlafmangel, auch die Entbehrung von Nahrung und Wasser zehrten an unseren letzten Kräften. Außerdem konnten wir den Körper nicht mehr durch unser Bewußtsein kontrollieren und fingen unbeherrscht an zu zittern. Jeder Schritt wurde eine schmerzhaft Belastung. Wir sprachen bereits vom Aufgeben; aber keiner von uns wollte die Entscheidung treffen. Als die Temperatur unter 20° Grad sank, waren die letzten Energien erschöpft. Wir waren geschlagen und wußten es beide. Und jetzt waren wir zu erschöpft, zu durchgefroren, um weiterzulaufen oder ein Camp einzurichten. Ich sah schon den sicheren Tod vor Augen.

Schließlich war mein bewußter Wille am Ende. Mein Körper brach zusammen. Rick wollte mir zu Hilfe kommen, aber auch er brach

zusammen. Wir lagen zitternd am Boden, konnten uns nicht bewegen, und vor Erschöpfung wurde uns übel. Ich hob den Kopf und wollte zu Rick etwas sagen - da merkte ich, daß weiter vorn ein Feuer brannte. Schon wieder eine Halluzination, dachte ich. Trotzdem bat ich Rick hinzuschauen. Er sah es auch. Wortlos und einer den anderen stützend wankten wir dann zum Feuer. Jeder Schritt war eine Qual, das Zittern verstärkte den Schmerz in den Gliedern, aber wir stolperten weiter. Wir konnten nur beten, daß dieses Feuer keine Halluzination sein möge. Daß jemand dort ein Lagerfeuer gemacht hatte, von dem wir Hilfe erwarten durften.

Halb von Sinnen vor Schmerz und Erschöpfung stolperten wir in das Camp. Und als wir dann vor dem Feuer standen tauchte Großvater aus der Dunkelheit auf. Vor Erleichterung fing ich unbeherrscht an zu weinen. Auch Rick sank zusammen und brach in Tränen aus. Ich mußte Großvater mit der Hand anfassen, um mich zu überzeugen, daß er kein Traumbild war. Ich war so müde, daß ich kein Wort hervorbrachte. Kaum daß ich mich bewegen konnte. Nachdem wir uns am Feuer erholt hatten, führte Großvater uns in eine vorbereitete Reisighütte, wo wir sofort in tiefen Schlaf sanken.

Die nächsten vierundzwanzig Stunden pendelte ich zwischen Traum und Realität. Mein Körper zitterte vor Erschöpfung, meine Gedanken taumelten vor Müdigkeit. Mir träumte, ich sei am Erfrieren und zu erstarrt, um noch Feuer zu machen. Dann wachte

ich auf und war in kalten Schweiß gebadet. Ich träumte von einem endlosen Marsch, während im Schlaf meine Beine zuckten und meine Muskeln sich verkrampften. Manchmal fühlte ich mich verfolgt, in einer kalten und öden Gegend - und nirgends eine Zuflucht, keine natürlichen Ressourcen zum Überleben. Dann wieder lag ich in einem Stupor der Erschöpfung. Ich unterschied nicht mehr zwischen Wirklichkeit und Traum. Hauptsächlich träumte mir vom Sterben. Im Traum war ich schwach und gebrechlich und hatte nicht mehr die Kraft für diesen endlosen Marsch, der mir noch immer so lebhaft vor Augen stand. Schließlich, als ich mich körperlich etwas entspannte, sank ich für Phasen in einen tiefen und traumlosen Schlaf, der mich für Augenblicke von meinem Selbst befreite.

Ich wußte nicht, wie lange ich geschlafen hatte. Nur verschwommen erinnerte ich mich an Momente von Helle und Dunkelheit, gefolgt von weiteren hellen und dunklen Momenten. Ich wußte nicht, ob ich mich an Traum oder Wirklichkeit erinnerte. Doch beim Erwachen fühlte ich mich gestärkt und klarer im Kopf. Als ich aus der Hütte kroch, brannten die Beine vor Schmerz, und ich mußte Schwindelgefühle bekämpfen, bevor ich mich aufrichten konnte. Wankend stolperte ich zum Lagerfeuer. Niemand war da. Also setzte ich mich und versank in brütendes Nachdenken. Ich wußte nicht mal, welcher Tag es war. Ort und Zeit waren mir ein Rätsel. Auch wußte ich nicht, ob ich eine oder zwei Nächte geschlafen hatte. Ich war mir

nicht einmal sicher, wo dieses Camp sich befand. Vielleicht irgendwo auf halber Wegstrecke unserer Wanderung.

Mit solchen Fragen und Überlegungen verging die Zeit. Meine Gedanken wurden allmählich klarer, mein Körper kam langsam ins Gleichgewicht. Oh, wie geschlagen und gedemütigt fühlte ich mich! Ich war deprimiert und konnte nur an mein Scheitern denken. Mir war, als sei dieses Scheitern eine Vorahnung meines scheiternden Lebens. Wie hatte ich mich angestrengt und bemüht. Wie verzweifelt hatte ich mir gewünscht, daß mir dieser Marsch gelinge. Für mich wäre es der Übergangsritus zum kraftvollen Leben eines Scouts gewesen. Jetzt aber war mir der Zutritt zu diesem Leben verwehrt. So tief saß das Gefühl des Versagens und der Demütigung. Und dann schlug es um in tobende Wut. In Wut auf mich selbst. Wut darüber, daß ich nicht erreicht hatte, was ich wollte. Und Wut darüber, daß ich so schwach gewesen war. So übermächtig war meine Niedergeschlagenheit, daß ich zu weinen anfing. Ich konnte nicht mehr klar denken und war am Ende. Dann tauchte Rick plötzlich auf und setzte sich wortlos ans Feuer. Auch er hatte Tränen in den Augen.

Wir wagten einander nicht anzusehen, denn keiner wollte den andern beschämen. Sich in die Augen zu sehen wäre wie Spott gewesen, hätte das Scheitern des andern bekräftigt. Darum starrten wir vor uns auf den Boden. Endlich aber sprach ich Rick an. Ich

wollte ihn trösten, auch einige meiner Selbstzweifel äußern. Dann sprachen wir stundenlang über unsere Qualen. Wir redeten über unseren Marsch, gestanden uns ein, was wir dabei gefühlt hatten, wie wir versucht hatten, unseren Körper zu kontrollieren - und vor allem sprachen wir aus, wie elend es uns ergangen war. Immerhin half das Gespräch zu erkennen, daß wir in unserem Scheitern nicht allein gewesen waren. Wir hatten beide versagt, und dies machte die Sache weniger schmerzhaft. Und irgendwann wurde uns beiden klar, daß Großvater genau zum richtigen Zeitpunkt - und an der richtigen Stelle - dagewesen war, um uns das Leben zu retten. Wie hatte er wissen können, wo wir scheitern würden? Und wie konnte er schneller als wir an dieser Stelle sein? Wir hatten ihn im Camp zurückgelassen und waren so schnell marschiert. Dennoch hatte er uns überholt, hatte Feuer gemacht und wirkte dabei ganz unbeschwert und entspannt. Wir waren platt, wie und mit welcher Leichtigkeit er dies geschafft hatte - immerhin eine Distanz, die uns beinahe umgebracht hätte.

Großvaters Stimme unterbrach unser Gespräch. Mit solchem Nachdruck sprach er uns an, daß wir beide aufschreckten. Wir hatten sein Kommen gar nicht bemerkt; plötzlich war er da, und wir konnten unsere Demütigung nur noch hinunterschlucken. In Großvaters Stimme lag keinerlei Spott oder Herablassung. Auch sagte er nicht, daß wir gescheitert wären. Vielmehr war er sehr

freundlich und liebevoll und beteuerte uns, daß wir gar nicht versagt hätten! Was wir für Scheitern hielten, wäre nur verzerrt durch die falsche Betrachtungsweise unseres erschöpften Denkens. Großvater sagte: «Ihr seid keineswegs gescheitert, nur weil ihr das Ziel schließlich nicht erreicht habt. Niemand hätte dies Ziel erreicht, wenigstens nicht auf die Art, wie ihr diesen Marsch unternommen habt; nicht mal die alten Pfadfinder hätten es geschafft. Ich bin überrascht, tatsächlich, daß ihr überhaupt so weit gekommen seid. Ihr könnt zufrieden sein mit euch.»

«Aber du sagtest doch, daß die alten Scouts solch einen Marsch mit Leichtigkeit bewältigen konnten. Und du selbst warst vor uns da und hast ein Lagerfeuer gemacht.»

Großvater erwiderte: «Ich sagte nur, daß niemand den ganzen Weg auf die Weise zurücklegen könnte, wie ihr es versucht habt. Das könnte nicht mal ich. Ja, gewiß, die Scouts konnten solche Märsche bewältigen. Aber sie nutzten eine ganz andere Technik als bloße Körperbeherrschung durch das Bewußtsein oder die Verschmelzung des Selbst. Hätte einer von ihnen versucht, dieses Unternehmen so anzugehen, wie ihr es versucht habt, er wäre wahrscheinlich zugrunde gegangen. Ihr habt all eure Energie verbraucht, und dadurch ist euer Körper und euer Geist ausgebrannt. Nachdem diese Energie nicht ersetzt wurde, seid ihr in Schwierigkeiten geraten und schließlich unterlegen. Ihr seid aber nicht unterlegen, weil ihr etwas

falsch gemacht hätten. Ihr dürft nicht vergessen: Keine körperliche Energie ist unerschöpflich. Vielmehr seid ihr unterlegen, weil ihr nicht wußtet, wie man diese Dinge angehen muß. Die Verschmelzung des Selbst ist gewiß eine gute Sache. Manchmal aber erreichen wir einen Punkt, wo diese Verschmelzung nicht mehr genügt. Weil die Gefahr besteht, daß euer Körper und eure Bewußtseinskraft ausbrennen. Was ihr dann braucht, ist die Verschmelzung des Geistes, für die keine Energie und kein Bewußtsein erforderlich ist. Mit ihrer Hilfe hätten ihr euer Ziel erreicht.»

«Was ist diese geistige Verschmelzung? Wie sollen wir ihre Kraft verstehen und einsetzen?» fragte Rick.

«Wißt ihr noch, wie ich euch einmal sagte, daß die meisten Menschen ihr Leben auf einer Insel verbringen - als Gefangene ihres logischen Denkens und ihres Ego? Auch habe ich euch gesagt, daß ihr euer Selbst überwinden müßt, um heil und ganz zu werden. Wenn ihr den Körper durch euren bewußten Glauben beherrscht, könnt ihr die Schranken des Selbst hinter euch lassen. Ihr tretet ein in die Welt der Kraft, des Geistes-der-in-allen-Dingen-wirkt. Ihr wißt auch, daß ihr, einmal eingetreten in diese Dimension, mit jenem Geist in Verbindung treten könnt; daß ihr euch mit eurem Instinkt und eurer Erinnerung verbünden könnt, um Bewußtsein und Körper voll einzusetzen. Ihr könnt sogar das Urbewußtsein einsetzen. Die

Lebenskraft selbst kommt euch zu Hilfe, wenn ihr in diesem Zustand eines entgrenzten Selbst lebt. Doch selbst hier gibt es Grenzen des physischen Selbst. Und sobald diese Grenzen erreicht sind, ist die Energie zu Ende. Genau dies ist euch passiert auf eurer Wanderung.»

«Wie konnten aber die Pfadfinder solch unglaubliche Entfernungen zurücklegen, unter härtesten Bedingungen und durch gefährliche Landstriche, und dennoch mit Leichtigkeit überleben? Wie konntest du vor uns an diesem Lagerplatz sein und alles vorbereiten und ohne ein Zeichen von Müdigkeit? Vor allem aber, wieso hast du gewußt, wo und wann wir zusammenbrechen würden?» forschte ich.

Großvater antwortete: «Du erinnerst dich wohl, daß ich einmal sagte, daß alles möglich ist. Wenn eine Aufgabe alle menschliche Möglichkeit übersteigt und wenn der Glaube nur stark genug ist, kann alles gelingen. Wenn wir auf körperlicher Ebene etwas nicht schaffen, dann wird der Geist uns hinübertragen. An diesem Punkt, wo der Körper nicht mehr zu tun vermag, was wir tun wollen, wird unser absoluter Glaube uns hinübertragen in die Welt des Geistes. In dieser Welt lassen wir alle physischen Schranken zurück. Wir wachsen hinaus über jede Unmöglichkeit. Auf diese Weise triumphierten die alten Scouts, wo die meisten Menschen elend zugrunde gegangen wären. Auf diese Weise gelang es mir, so schnell hierher zu kommen. So wußte ich auch, wann ihr am Ende sein

würdet.»

«Wie können wir uns die geistige Welt zunutze machen?» fragten Rick und ich wie aus einem Mund. Uns faszinierte die neue Möglichkeit.

Großvater antwortete: «Ich habe euch gelehrt, in die Welt des Geistes einzutreten. Jetzt aber muß ich euch zeigen, wie ihr in dieser Welt arbeiten und diese Welt in euch arbeiten lassen könnt. Der menschliche Lebenszyklus ist ein Gefängnis, das wir mit unserem Ego schaffen. Daneben gibt es die Welt der Lebenskraft, die ihr bereits kennengelernt habt. Jenseits dieser Welt liegt die Dimension des Geistes, und wir müssen lernen, die Kräfte dieser Dimension einzusetzen. In die Welt der Lebenskraft, des Urbewußtseins und aller Instinkte könnt ihr eintreten durch Konzentration auf jene Welt, durch Verzicht auf alles logische Denken und durch den Glauben. Dies ist eine bewußte Anstrengung, eine dynamische Meditation, die euch in die Welt der heiligen Stille führt. Die heilige Stille ist ein Weg, um das eigene Leben zu erweitern und mit jenem Geist-der-in-allem-Dingen-wirkt zu verbinden.

Jetzt müßt ihr lernen, in die Welt des Geistes einzutreten und mit ihrer Kraft zu arbeiten. Es ist eine Welt, die euch dem heiligen <Eins-Sein> näherbringt. Wenn ein Mensch nur noch Kreislauf und Zyklus ist, dann ist er <eins> mit allen Dingen. Es genügt aber nicht, in diese Dimensionen vorzudringen. Ihr müßt lernen, mit diesen

Kräften zu arbeiten; dann werdet ihr selber Kraft, und die Kraft kommt zu euch. Was nützt es denn, in einer Welt zu verweilen, wenn man dort sonst nichts erreichen kann? In diese Welt einzutreten ist nur der Anfang, die Pforte. Erst das, was man dort tut, eröffnet den Zyklus der Kraft. Diese Welt des Geistes ist dem Schöpfer nah. Aus dieser Welt kommt alles Heil, dort gibt es weder Raum noch Zeit, dort existiert der Körper nicht mehr, und Fleisch und Materie sind überwunden. Hättet ihr also in dieser Welt gelebt, dann wäre euer Wintermarsch ein gemächlicher Spaziergang gewesen. Denn ihr wäret im Geist gewandert. Wenn wir im Geiste wandern, fällt der Körper von uns ab, und es gibt keine Grenzen mehr. Dann ist der Körper geschützt durch den Geist, und der Geist ist mit dem Körper verschmolzen.

Um in diese Welt des Geistes zu gelangen, müßt ihr zuerst wissen, wohin ihr unterwegs seid. Dann müßt ihr glauben, daß ihr dorthin gelangen werdet. Der unbeirrte Glaube wird zur Pforte für uns, und der Glaube ist es, der uns Kraft verleiht in der Welt des Geistes. Um in die Welt des Geistes einzutreten, müßt ihr eine Absicht haben; eine Absicht, die über das Selbst hinausweist. Ist die Absicht selbstsüchtig, dann ist es sehr schwer, in die Dimension des Geistes einzutreten.»

Ich dachte lange nach über das, was Großvater uns eröffnet hatte. Wohl verstand ich, daß man, um in die Welt des Geistes einzutreten,

einer Führung bedurfte. Diese Führung, das wußte ich, lag außerhalb der Welt der Lebenskraft. Ich hatte auch verstanden, daß man reinen Glaubens sein mußte. Denn ohne solchen Glauben vermag man nichts, was über das eigene Selbst hinausgeht. Was ich nicht verstand, war die Absicht, diese selbstlose Absicht. Das hieß also, daß es nicht möglich wäre, in die Welt des Geistes vorzudringen, sich in ihr zu üben, sie kennenzulernen. Denn diese Dinge tat man doch für sich selbst.

«Könnten wir denn nicht mit der Absicht, etwas zu lernen, in die Welt des Geistes eintreten?» fragte ich.

Großvater antwortete: «Wenn ihr nur die Absicht habt, aus privaten Motiven etwas zu lernen, dann solltet ihr lieber nicht in die Welt des Geistes eintreten. Wenn ihr in diese Welt mit der Absicht eintretet, von dort mitzubringen, was ihr erfahren habt, und dieses Wissen anderen Menschen mitzuteilen, dann ist es eine lautere Absicht. Der Geist wird wissen, ob eure Motive und euer Herz lauter sind. Darum sollte man seine Absicht genau ergründen, bevor man versucht, in diese Welt einzutreten. Ist unsere Absicht lauter und klar, dann können wir leicht eintreten in diese Welt.»

«Wäre mein Vorhaben auch dann gerechtfertigt, wenn ich nur die Absicht hätte, der Kälte zu trotzen und unwahrscheinliche Distanzen zurückzulegen? Wäre dies nicht nur ein Versuch, nachzuahmen, was die alten Pfadfinder einst schafften?»

Großvater antwortete: «Wäre dies deine einzige Absicht, dann solltest du dich fernhalten von der Welt des Geistes. Ist es aber etwas, das du zum Wohl anderer Menschen verwenden kannst, dann gehört diese Welt dir.»

Noch immer dachte ich nach, was es mit dieser Absicht auf sich hatte. Wie konnte ich sicher sein, ob eine Absicht wirklich lauter und frei von selbstsüchtigen Motiven wäre? Und wie konnte ich die Absicht einsetzen, um andere zu unterweisen? Würde ich schließlich im Leben etwas bewirken, wenn ich solche Dinge lernte? Machte ich mir nichts vor? Ich verstand nicht, wem ich sonst helfen konnte, außer mir selbst, indem ich mit Hilfe des Geistes einen so unwahrscheinlichen Fußmarsch bestand.

Großvater unterbrach meine Grübeleien: «Angenommen, du müßtest eine solche Strecke laufen, um jemandem zu helfen. Würdest du es schaffen? Wahrscheinlich nicht. Und falls du dorthin gelangen würdest, wärest du wahrscheinlich zu erschöpft, um helfen zu können. Der Geist aber kann uns helfen, die Grenzen unseres Körpers zu überwinden, so daß Schmerz und Erschöpfung uns weder ablenken noch zurückhalten können. Schließlich lernen wir diese Dinge auch in der Praxis nur, um anderen Menschen zu helfen. Dann nämlich ist unsere Absicht lauter und klar. Die Absicht hebt uns über das Selbst hinaus.»

«Dürfen wir dieses Wissen aber nicht einsetzen, um uns selbst aus

einer schwierigen Situation zu retten, in der es um Tod oder Überleben geht?»

«Auch dies wäre eine lautere Absicht», sagte Großvater. «Sie soll den Tempel des Schöpfers schützen. Denn vergiß nie, du bist der Tempel des Schöpfers, genau wie alle anderen Menschen und Lebewesen. Der Schöpfer wohnt in allen Geschöpfen zugleich.»

Mit mahnender Stimme fuhr Großvater fort: «Ein Mensch, der in die Welt des Unsichtbaren und Ewigen eintreten möchte und nicht bereit ist, zurückzukehren und anderen Menschen zu helfen, hat eine selbststüchtige Absicht. Ihm wird die Welt des Geistes verschlossen bleiben. Wenn du dich also in der Wildnis versteckst und vor der Verantwortung fliehst, anderen zu helfen, wirst du die Kräfte der geistigen Welt nie ganz verstehen.»

«Warum sind aber, zu allen Zeiten, so viele in die Wildnis gegangen, um nach dem Geist zu streben, und nie wieder zurückgekehrt in die Welt der Menschen?» fragte ich.

Großvater sagte: «In die Welt des Geistes kann jeder eintreten, besonders in der lauterer Welt der Wildnis. Zu jedem einzelnen spricht die geistige Welt, wobei jene, die diese Welt aufsuchen, um die Erleuchtung anderer zu fördern, mehr Kraft erhalten werden. Hat jemand nun die Absicht, selbststüchtig davonzulaufen und nur für sich selbst nach geistiger Erleuchtung zu suchen, dann wird die Welt des Geistes ihm nicht viel Kraft gewähren. Denen aber, die diese

Welt in lauterer Absicht aufsuchen, mit einer Absicht jenseits des eigenen Selbst, wird die Kraft in vollem Ausmaß zuteil werden.

Was ich sagen möchte», fuhr Großvater fort, «ist dies: Wenn jemand nur aus Gründen des Selbst in die Welt des Geistes eintreten will, dann ist dies nicht nur beinah unmöglich, sondern das Wissen, das er dort finden mag, wird von geringem Wert für ihn sein. Dieser selbststüchtige Mensch wird niemals die ganze Ekstase der Geisteswelt kennenlernen; auch wird er sie nicht verstehen. Er wird nie lernen, in dieser Welt zu arbeiten oder zu leben. Er wird diese Welt nur von weitem sehen, als schaute er durch die Glaswand eines Aquariums. Ja, er wird diese Welt sehen, doch nie wird er leben in ihrer Kraft. Stets wird er fremd bleiben, mag er sich noch so sehr in die Wildnis zurückziehen. Die Kraft der geistigen Welt wird also nur denjenigen voll zuteil, die für eine höhere Absicht arbeiten, jenseits ihres Selbst. Warum sollte geistige Macht auch an jene vergeudet werden, die sie nicht weitergeben? Freigebig wird sie nur denen geschenkt, die über ihr Selbst hinausstreben. Da jeden nach solcher Macht verlangt, wird jeder soviel bekommen, wie ihm gebührt.

Wem gebührt also höhere geistige Macht: Einem Menschen, der in der lauterer Welt der Wildnis lebt, in Harmonie und Nähe zum Schöpfer, wo das Leben sowieso leicht ist? Oder nicht vielmehr einem lauterer Menschen, der versucht, seinen Mitmenschen zu helfen? Macht gibt es also nur für den, der die Wildnis verläßt und

diese Macht mit allen Lebewesen teilt.»

«Wozu leben wir dann in der Wildnis - wenn die anderen, die in der Welt der Menschen leben, mehr Macht erhalten?» fragte Rick.

«In der lautereren Welt der Wildnis sollen wir lernen - frei von allen Ablenkungen des Menschen. Die Wildnis führt uns zum Schöpfer, zur Wirklichkeit des Lebens. Hier, am Busen der Schöpfung, wird alles Leben geboren. Die Schöpfung ist unser Tempel, und sie gehorcht dem Befehl des Großen Geistes. Es ist eine Welt, die weder von Menschenhand eingerichtet noch von den Spielregeln der Gesellschaft beeinflusst ist. Ist die Lehrzeit in der Wildnis vorbei, dann müssen wir immer wieder in die Welt der Menschen zurückkehren, um weiterzugeben, was wir in der Lauterkeit der Wildnis gelernt haben. Alle großen Propheten und Heiligen kamen aus der Wildnis. Die Wildnis ist der Ort, wo ihr spirituelles Feuer geboren wurde. In der Wildnis also hat der Mensch die freie Wahl. Entscheidet er sich dafür, in der Verborgenheit nach spiritueller Erleuchtung für sich allein zu streben, dann ist seine Ausbildung beendet, allenfalls begrenzt. Derjenige aber, der die Wildnis verläßt, um sein Wissen freigebig in die Welt zu tragen, wird niemals auf eine Grenze stoßen.» Wieder entstand eine lange Pause, während ich mir Großvaters Worte durch den Kopf gehen ließ. Es schien mir ungerecht, wie unterschiedlich die Macht des Geistes verteilt wurde! Wenn ich mich dafür entschied, mein Leben in der Wildnis zu

verbringen, dann würde ich niemals die volle Macht der geistigen Welt kennenlernen - ganz gleich, wie sehr ich dieser Macht bedurfte. Ich würde draußen bleiben. Wenn ich mich aber dafür entschied, mein Wissen in die Welt zu tragen, dann gäbe es keine Grenzen für die Macht, die mir zu Hilfe kommen würde. Ich sah nicht ein, wieso einem nicht in beiden Fällen die Macht des Geistes zuteil werden sollte; vor allem, wenn man in beiden Fällen mit absoluter Hingabe nach geistiger Erleuchtung strebte.

Großvater erriet einmal wieder meine Gedanken: «Die Macht des Schamanen, die Macht der geistigen Welt, wird nur dem gegeben, der eine starke Liebe zu seinen Mitmenschen besitzt. Wer den Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt kennt, der weiß: Wenn ein Teil dieses Geistes krank ist oder fehlt, dann ist auch alles andere krank oder mangelhaft. Wer nur für sich selbst arbeitet, der kennt nicht den Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt. Wer diesen Geist nicht kennt, der ist nicht in der Liebe und kann sein Selbst nicht überwinden.»

Es wollte mir nicht gefallen, am Ende die Wildnis verlassen zu müssen. Dennoch leuchtete mir ein, was Großvater sagte: Wenn wir uns treu blieben und im wahren Geiste lebten, würden wir Liebe haben. Lieben hieß also, über das eigene Selbst hinauszustreben, nicht für die eigene Erleuchtung, sondern für die Erleuchtung aller. Immer in der Wildnis zu bleiben hieß demnach, keine Liebe zu besitzen. Dann wurde die Selbstsucht zum Gefängnis für den Geist.

Um zu lieben, mußte man wahrhaft zum Opfer bereit sein. Indem man versuchte, den Geist des Menschen zu heilen, heilte man auch sich selbst. All dies kam mir auf einmal so einfach vor, wenn auch so kompliziert. Wir hatten ausführlich darüber gesprochen, was zu tun sei, um in die Welt des Geistes einzutreten. Nun aber saß ich hier und plagte mich mit den einfachsten Grundbegriffen dieser Welt. Alles ging so schnell, und vor lauter Angst, einst die Wildnis verlassen zu müssen, vergaß ich ganz die Tatsache, daß ich die Welt des Geistes noch niemals kennengelernt hatte. Zumindest nicht so, wie Großvater es von uns erwartete.

Wieder unterbrach Großvater meine Überlegungen, diesmal mit einem Schock. Er sagte: «Um zu verstehen, wie ihr in der geistigen Welt leben und mit ihrer Kraft arbeiten könnt, müßt ihr noch einmal ins kalte Wasser.»

«Oh, warum das Wasser?» Meine Stimme überschlug sich, und ich zitterte vor Angst.

Großvater antwortete: «Das Wasser, die Wüste, das Reisen, die Berge, häusliche Pflichten und Straßenverkehr und Schule, die ganze Gesellschaft - all dies sind Herausforderungen. Aber die Technik, mit ihnen fertig zuwerden, ist immer die gleiche. Ich bevorzuge das Wasser, weil ihr das Wasser kennt und euch schon mal im Wasser bewährt habt.»

«Aber ich bin wie ausgebrannt. Nicht mal am Feuer wird mir

warm», wandte ich ein.

«Du wirst noch oft im Leben erschöpft sein und deine Energie verausgabt haben. Gerade dann, wenn unsere körperlichen Grenzen längst überschritten sind, wenn wir nicht weiter können, brauchen wir die Kraft der geistigen Welt. Es ist eine der vielen Möglichkeiten, mit dieser Kraft zu arbeiten, vor allem dann, wenn die eigenen Kräfte erschöpft sind. Denn diese Kraft macht alles möglich.»

Widerstrebend folgten Rick und ich dem Großvater zum Wasser hinter dem Camp. Kaum hatten wir die Wärme des Lagerfeuers verlassen, überfiel mich ein Schauer, und ich fing an zu zittern. Ich hatte keine Reserven mehr, um die Kälte abzuwehren. Unser Marsch hatte alle meine Kräfte aufgezehrt. Am Wasser angekommen, blieben Rick und ich stehen, zitternd und unfähig, uns zu bewegen. Ich war gelähmt vor Angst, noch einmal ins eiskalte Wasser steigen zu müssen. Selbst mit vollen Energiereserven wäre es schwierig gewesen. Ich war am Ende meiner Selbstbeherrschung und fragte Großvater mit bebender Stimme, ob wir nicht abwarten sollten, bis Rick und ich wieder zu Kräften gekommen wären? Unmöglich könne ich ins Wasser steigen; vor allem jetzt, wo ich so ausgepumpt sei.

Er entgegnete: «Jetzt ist der beste Zeitpunkt. Gerade dann, wenn es am nötigsten ist, den Körper mit Hilfe der Kraft aus der geistigen Welt zu überwinden.»

«Unmöglich!» rief ich. «Meine Energie ist aufgebraucht, und weder Glaube noch Willenskraft werden mich am Leben halten.»

«Jetzt mußt du dich überwinden und dem kalten Wasser standhalten. Jetzt schaffst du es nicht mehr mit der Glaubenskraft des Denkens oder mit Körperkontrolle. Du hast keine Energie mehr für deinen Körper und hast die Grenzen deines Bewußtseins erreicht. Aller Glaube dieser Welt kann dich nicht aus diesem eiskalten Wasser retten. Um zu überleben, mußt du in die Welt des Geistes eintreten. Und der Geist wird dir hinüberhelfen. Der Geist kennt nicht Zeit noch Ort, weder Körper noch Bewußtsein. Wenn man im Geist lebt, gibt es keine Kälte, keinen Schmerz und keine andere Realität als den Geist. So wirst du eins mit dem Geist, und nichts in der physischen Welt kann dir Schaden zufügen. Du überwindest die Grenzen des Körpers, indem du Geist wirst, und damit ist dem Körper in Sicherheit.»

«Aber wie komme ich in diese geistige Realität?» fragte ich.

«In diese Welt kommst du nur durch absoluten Glauben, durch selbstlose Absicht und durch ein lauterer Bewußtsein. Es geht genauso, wie das Wasser es dich bei deiner zweiten Visionssuche gelehrt hat. Damals sahst du die Welt des Geistes nur von außen, aber du warst nicht Teil ihrer Kraft. Und du wußtest nicht, mit ihrer Kraft umzugehen. Jetzt mußt du lernen, im Schutz dieser geistigen Welt zu leben und ihre Kraft nutzbar zu machen.»

Ich antwortete: «Den Glauben habe ich; das bestreite ich nicht. Auch habe ich gelernt, die Dinge mit lauterem Bewußtsein anzusehen. Doch welche Absicht könnte ich haben, Jetzt ins Wasser zu steigen? Wenn ich ins Wasser steige, nur um herauszufinden, ob ich mich warm halten kann, wäre dies nicht zum Zweck der Selbsterhaltung und darum selbstsüchtig?»

«Falls das Wasser aber dein Herz belehrt, würdest du es benutzen, um andere Menschen zu lehren?» fragte Großvater.

Ohne zu zögern, sagte ich: «Ja!»

«Dann genügt diese Absicht, solange du in deinem Herzen weißt, daß du diese Hilfe benutzen wirst, um anderen Menschen zu helfen oder der Erde zu helfen.»

Ich zog mich aus und trat ans Ufer. Ich zitterte schlimmer denn je. Ich wußte nicht, was nun folgen sollte. Großvater hatte nicht gesagt, wie wir eintreten sollten in die Welt des Geistes. Und was er gesagt hatte, wußte ich schon. Ich konzentrierte mich also auf meinen Glauben und meine Absicht, stellte sie ganz in den Vordergrund meines Bewußtseins. Dann verbannte ich alle Gedanken, schloß die Augen, um auch die letzten Reste bewußten Denkens beiseite zu schieben. Auf einmal weitete sich mein Bewußtsein, als wollte es schweben. Meine Welt verwandelte sich, und ich wandelte in eine andere Welt. In diesem Moment spürte ich nicht mehr die Kälte. Ich schlug die Augen auf- und fand mich nackt bis zum Hals im kalten

Wasser. Es war, als existierte mein Körper nicht mehr. Auch das Wasser war anders als alles, was ich bislang gekannt hatte. Es gab weder Raum noch Zeit und keine Grenzen mehr für Körper und Geist. Ich stieg aus dem Wasser, ließ mich im kalten Wind trocknen und zog mich wieder an. Nicht, weil ich mußte, sondern weil ich wußte, daß die Lektion vorbei war.

Auf dem Rückweg zum Camp spürte ich, wie mein logisches Denken und mein Bewußtsein in die Realität zurückkehrten. Ich froh wieder, aber nicht so sehr, daß ich zitterte. Mir war, als wäre ich gar nicht im kalten Wasser gewesen. Ich hatte ja keine Energie mehr verbraucht. Ich fühlte mich heil und lebendig, denn das Wasser hatte mir keine Anstrengung abverlangt. Rick und ich schauten uns an und grinnten. Auch er war ins kalte Wasser gestiegen.

Wir beide waren so in Ekstase, daß Worte unnötig waren. Jeder wußte, was der andere empfand. Wir genossen die Stille in unserer Seele. Wir waren wahrhaftig ganz in die Welt des Geistes eingetreten und hatten gelernt, ihre Kraft zu nutzen, um unsere Grenzen zu überwinden. Wir hatten über das Unmögliche triumphiert. Großvater hatte recht behalten. Alles war möglich, wenn nicht für Bewußtsein und Körper, so doch für den Geist.

Großvater war schon schweigend fortgegangen und hatte Rick und mich allein gelassen. Wir blieben noch ein paar Stunden im Camp, dann machten wir uns auf den Rückweg zur Medizinhütte. Obwohl

die gleichen Bedingungen herrschten wie am Anfang unserer Wanderung, gingen wir jetzt viel schneller, ohne Schmerz oder Müdigkeit zu spüren. Wir hatten geschlafen und nichts gegessen, aber der Marsch war für uns keine Prüfung mehr. Er hatte keine Macht über uns, denn wir wanderten im Bewußtsein des Geistes. Ob bei Tag oder bei Nacht jetzt war diese Winterwanderung völlig anders, als wir sie in Erinnerung hatten. Es gab keine Kälte, es gab keine Zeitnot; es gab nur eine Welt voller Freude, voll geistiger Bedeutung. Jetzt verstanden wir zum erstenmal, wie die alten Pfadfinder und auch Großvater fähig waren zu solchen Reisen. Im Bewußtsein des Geistes zu wandern war nicht nur leichter, sondern versetzte uns in eine höhere Realität, welche die Grenzen des Selbst verschob. Ich verstand nicht mehr, warum ich anders als auf den Wegen des Geistes durchs Leben gehen wollte.

Großvater hatte uns in der Medizinhütte erwartet. Ohne Umschweife sagte er: «Der Mensch kann nicht nur in der Welt des Geistes leben, denn auch dies ist selbstsüchtig. Es gibt viel Arbeit in der Welt der physischen Realität. Und ganz im Geist leben heißt, im Selbst zu leben. Der Mensch lebt also in einer Dualität. Teils im Fleisch und teils im Geist. Zwischen diesen zwei Welten muß er wandern, "wenn er etwas bewirken will. Bis der Tod uns für immer in die geistige Welt entläßt, müssen wir in beiden Welten leben. In der geistigen Welt allein zu leben ist eine Art von Tod. Wir können

die geistige Welt als Führer benutzen, damit die Kraft uns hilft, in Zeiten der Bedrängnis unser Selbst zu überwinden, und um anderen Menschen zu helfen. Gefährlich ist nur, wenn wir mehr in der Welt des Geistes leben als in der Welt der physischen Realität. Wir müssen eine Brücke sein zwischen beiden Welten.

Ihr habt jetzt gelernt, euch im Bewußtsein des Geistes aufzuhalten - sogar mit der Ablenkung eiskalten Wassers. Lebt in dieser geistigen Welt, wann immer die Not es verlangt, wann immer die Realität euch zwingt, über eure physischen und geistigen Grenzen hinauszuwachsen. Nutzt die geistige Welt, um Klarheit zu gewinnen für eure Visionssuche, nutzt sie als Lehrer und als Führer. Was euch im kalten Wasser gelungen ist, wird euch auch in der Welt der Menschen gelingen. Geht also in die Welt des Geistes, wann immer die Ablenkungen dieser Welt zum Dämon werden, der euch von eurem Pfad abzubringen droht. Geht in diese Welt, wann immer ihr eine Brücke für andere sein müßt, um ihnen auf ihrem Pfad weiterzuhelfen. Überhaupt sollt ihr eine Brücke sein, solange ihr in der Welt der Menschen wandert. Denn für jene, die nur zur Selbstverherrlichung nach der Welt des Geistes streben, wird sie immer unerreichbar bleiben.»

Großvater erklärt die Vision

Ich glaube, der größere Teil des menschlichen Lebens gehört zur geistigen Dimension, zur Welt des Ewigen und Unsichtbaren. Dies ist der größere und bessere Teil des Lebens, der dem Leben Fülle und Ganzheit verleiht und den Menschen «eins» mit allen Dingen werden läßt. Diese Welt ist verbunden mit allem fleischlichen Stoff, mit allen Wesen der Erde, des Himmels und der Gewässer, vor allem aber mit der Welt der Geister. Wir haben Anteil an einer Welt dynamischen Lebens, wo weder Raum noch Zeit existieren, wo der Mensch nie allein ist auf seiner Wanderung. Die Geisteswelt wird von der heutigen Menschheit kaum erkannt, geschweige verstanden. Sie wurde seit langem schon aufgegeben, um der Götter des Fleisches willen. Der Mensch hat die Verbindung zu dieser Welt verloren; damit auch sein Wissen und seine Macht.

Diese Welt des Geistes läßt sich nicht durch die Sprache der Menschen begreifen; auch nicht durch logisches Denken. Nur durch das Herz, durch ein lauterer Bewußtsein, können wir in sie eintreten. Der moderne Mensch, befangen in den Mechanismen und der Hektik der Gesellschaft, kann sich daher eine so wahrhaftige und lautere Welt, wie ich sie hier beschreibe, nicht vorstellen. Diese Welt läßt sich nicht wirklich erklären; sie muß gelebt und erlebt werden. Allenfalls können wir die Werkzeuge empfangen, die uns ermöglichen, mit dieser Welt zu kommunizieren und in ihr zu leben.

Unmöglich ist es, sich auf physischer Ebene dorthin führen zu lassen, vor allem nicht mit der Bürde des logischen Denkens. Es ist eine Welt jenseits von Fleisch und Materie, jenseits von Wissenschaft und Technik, und daher glauben die wenigsten an ihre Existenz.

Großvater stellte bei allen seinen Lehren das spirituelle Selbst in den Mittelpunkt. Das Leben im Geist, die Philosophie der Vision waren ihm wichtiger als alle physischen Fähigkeiten des Überlebens, der Fährtenuche und der Wachsamkeit. Diese physischen Fähigkeiten waren nicht vollständig ohne das spirituelle Wissen, das dazu gehörte. Wir lebten in der Welt der Gesellschaft, verbrachten aber die meiste Zeit mit Großvater in der Wildnis. Wir waren noch jung, aber für uns lag die Schwierigkeit darin, daß die Gesellschaft uns eines lehrte, die Wildnis und Großvater etwas anderes. Trotzdem gab es keinen Konflikt, denn wir liebten die Philosophie der Wildnis, das Leben im Geist und fanden darin die Wahrheit. Die Lehren der Gesellschaft erschienen uns niemals real oder praktikabel. Sie funktionierten nicht in einer so reinen Umwelt wie der Wildnis.

Manchmal fiel es Großvater schwer, uns die Wirkungsweise des Geistes zu erklären. Am Anfang, so glaube ich, klebten wir noch an den üblichen Denkweisen und Meinungen der Gesellschaft. Wir hatten noch nicht gelernt, im Bewußtsein des Geistes zu leben. Darum gab Großvater sich große Mühe, uns Wissen und Technik des

geistigen Bewußtseins nahezubringen. Nachdem wir dies gelernt hatten, konnten wir selbst die spirituelle Wirklichkeit erforschen und eigene Überzeugungen gewinnen. Großvater gab uns die Werkzeuge, die wir brauchten, um in der geistigen Welt zu leben und mit ihr zu kommunizieren. Aber es war ein langes, langsames Lernen. Niemand kann einen anderen zum geistigen Leben führen, sondern ihm nur den Weg zeigen.

Ein Jahr vorher hatten wir angefangen mit der Visionsuche. Wir hatten manche der Lehren Großvaters angewandt; aber wir waren noch immer verwirrt. Wir hatten vergeblich versucht, uns die geistige Welt mit den Worten moderner Sprache zu erklären, und wir waren frustriert, weil diese Denkweise immer der wahren spirituellen Erleuchtung im Weg stehen mußte. Wir verstanden noch nicht, die geistige Welt in ihrer eigenen Sprache zu erfassen und das Gegebene mit einem spirituellen Bewußtsein anzunehmen. Noch immer bestand eine Kluft zwischen uns und der geistigen Wirklichkeit des Lebens. Erst am Ende meiner zweiten Visionsuche erreichte und verstand ich eigentlich die Welt des Geistes, erst dann, auf dem Höhepunkt meiner Verwirrung und Verzweiflung, lehrte Großvater uns, in der geistigen Welt zu leben, sie zu verstehen und mit ihr zu kommunizieren.

Es war der Anfang meiner zweiten Visionsuche, und wie bei der ersten war ich befangen und zugleich erwartungsvoll erregt. Nur ein

paar Monate waren vergangen seit meiner ersten Visionssuche. Aber die Erinnerung daran schien mir fern und dunkel. Meine erste Suche hatte nicht die großartigen Ergebnisse erbracht, die ich erwartet hatte. Trotzdem empfing ich Einsichten über mein physisches und geistiges Leben, und ich begann manches zu verstehen, was Großvater mich gelehrt hatte. Ich wußte, tief innen hatte sich bei mir etwas verändert, denn seit dieser ersten Visionssuche sah ich das Leben anders und fühlte mich der Erde näher. Dennoch war ich enttäuscht, weil ich nicht annähernd die herrlichen Visionen empfing, von denen ich Großvater so viel hatte erfüllen hören. Obwohl Großvater immer sagte, daß die mächtigsten Visionen nur durch Andeutungen und unmerkliche Mitteilungen zu uns sprechen. Er meinte, daß meine erste Vision sehr mächtig gewesen sei, auch wenn sie meine Erwartungen nicht erfüllt hätte. Er meinte sogar, sie habe mir Lehren für den Rest meines Lebens erteilt.

Ich glaube, daß die Befangenheit, die ich vor dieser zweiten Visionssuche empfand, zum großen Teil durch meine Erwartungen bedingt war. Ich hoffte und erwartete, sie möge besser und mächtiger sein als die erste. Und andererseits erwartete ich, daß sie genau wie die erste sein sollte. So verzweifelt wünschte ich mir eine große Vision, und doch fürchtete ich, daß ich nur kleinere Einsichten gewinnen würde, wie ich sie durch meine erste Vision empfangen hatte. Weil eine große Vision bei meiner ersten Suche ausgeblieben

war, glaubte ich, der Schöpfer habe mir dadurch mitteilen wollen, daß ich einer großen Vision unwürdig sei. Vor allem litt ich darunter, daß ich blockiert und unfähig war, mit der Erde und mit der Welt des Geistes zu kommunizieren, wie Großvater es mit solcher Leichtigkeit tat. Auch diese mangelnde Kommunikation, vielmehr meine Unfähigkeit zu kommunizieren, gab mir das Gefühl, unwürdig zu sein - als ob die geistige Welt mir eigentlich nichts zu sagen hätte.

Mit allen meinen Zweifeln und Erwartungen befrachtet, verließ ich beim ersten Morgenlicht das Camp und begab mich voll Angst und Aufregung in meinen Visionskreis. Ich hatte für diese Visionssuche denselben Platz gewählt wie beim ersten Mal, weil ich glaubte, daß ich von diesem Platz noch mehr lernen konnte. Ich fühlte mich sicher dort. Obwohl dieser Platz sehr beengt war und kaum einen Ausblick gewährte, glaubte ich doch, es sei der beste Platz für meine zweite Visionssuche. Großvater hatte uns immer empfohlen, einen Platz auszusuchen, der wenig Aussicht bot, denn auf diese Weise könnten wir unseren logischen Verstand rasch zum Schweigen bringen - und zwar durch Langeweile. Ein Platz mit herrlicher Aussicht würde unserem Denken nur tagelang Nahrung bieten - und somit das Eintreten der Vision verlangsamen.

Großvater war zufrieden mit meinen Vorbereitungen für diese zweite Visionssuche, auch damit, daß ich denselben Platz ausgesucht hatte. Nicht zufrieden war er aber mit meiner Einstellung: «Du gehst

mit zu vielen Erwartungen und Vorstellungen auf die Suche nach der Vision. Am besten sollte man sich wie ein leeres Gefäß fühlen und die Suche beginnen, als hätte man keine Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft. Auf diese Weise bleibt man für alles offen und wird die Mitteilungen verstehen, die man reinen Herzens empfängt.» Auch fand er, ich sei zu kritisch gegen mich selbst und gegenüber meiner ersten Visionssuche. Meine Einstellung würde die Wirklichkeit und Macht meiner ersten Vision verzerren. Solange ich meine Erwartungen und diese störende Haltung nicht ablegte, würde dies meine zweite Visionssuche beeinflussen und verderben. Trotz all dieser Ermahnungen hielt ich immer noch fest an meinen Erwartungen und Vorurteilen.

Der erste Tag meiner Suche war die reine Hölle. Ich fand einfach keine Ruhe. Mein Denken kreiste um alle möglichen Selbstzweifel, Erwartungen und kritischen Urteile. Ich erinnerte mich lebhaft an meine erste Suche, als sei sie erst gestern zu Ende gegangen. Die Isolation, Einsamkeit und Langeweile jener ersten Visionssuche schienen mit dieser Suche zu verschmelzen. Während die beiden Visionssuchen in meinem Kopf verschmolzen, wurde der Tag zum einzigen langen Alptraum. Nach diesem ersten Tag wollte ich am liebsten den Platz verlassen und ins Camp zurücklaufen. Ich glaubte, daß ich nur meine Zeit verschwendete und daß die Welt der Vision mich nicht aufnehmen wollte. Als ich endlich einschlief, war es ein

tiefer, traumloser Schlaf, der mir endlich den nötigen Abstand gab.

Zu Beginn des zweiten Tages war meine Zielstrebigkeit wieder gestärkt. Auch wenn ich von dieser Visionssuche nichts empfangen sollte, beschloß ich, bis zum Ende des vierten und letzten Tages durchzuhalten. Ich wollte meinem Körper und Geist eine Lektion in Geduld und Langeweile erteilen. Denn irgendwie hatte ich das Gefühl, als wären mein Körper und mein Bewußtsein von meinem wahren Selbst getrennt. Ganz deutlich spürte ich eine Dualität des Selbst, als sei ein wesentlicher Teil von mir hinter jemandem versteckt oder durch irgend etwas verdeckt. Mir war, als sei ich zwei Personen und dennoch gleichzeitig eine. Auch war mir, als hätte ich zwei Bewußtseine. Das aktive Bewußtsein, das mir gar nicht gefiel, und ein unklares, aber grenzenloses Bewußtsein, das verzweifelt versuchte durchzudringen.

Um die Mitte des zweiten Tages war mein Entschluß, zu bleiben, bereits ausgehöhlt. Ich war wieder voller Selbstzweifel. Ich analysierte alles, jeden Schatten in der Natur, jede Bewegung und jeden Gedanken - aber nichts war Wirklichkeit. Nichts kommunizierte mit mir. Es war, als habe die Natur mir den Rücken zugekehrt. Ich hatte sogar das Gefühl, als stockten meine Gebete irgendwo in meiner Kehle. Und wieder hatte ich das elende Gefühl, als sei ich nicht würdig, als sei die Visionssuche etwas für andere, mächtigere und rechtschaffener Leute, nicht aber für mich. Ich

bildete mir sogar ein, es könne an meiner Abstammung liegen - daß in mir nicht das Blut der Ureinwohner Amerikas floß. Aber Großvater hatte gesagt, daß die Vision zu allen Menschen spricht, ganz gleich, wer sie sind und was sie glauben. Er sagte: «Die geistige Welt ist für jeden da. Erreicht wird sie nur von denen, die reinen Glaubens sind.»

«Reiner Glaube.» Diese Worte hallten durch meinen Kopf, als ich am Morgen des dritten Tages erwachte. Irgendwie hatte mich der Schlaf überwältigt, und die Nacht war unbemerkt verflogen. Sicher glaubte ich an die Welt des Geistes. So oft hatte ich gesehen, wie sie sich in Großvaters Leben und in der Lauterkeit der Wildnis manifestierte. Ich hatte Wunder erlebt und ihre Macht gesehen. Gewiß hatte ich den Glauben. Einen Glauben ohne Zweifel. Nun meinte ich, die Schwierigkeit müsse in dem Wort «rein» liegen. Irgendwie sei ich nicht «rein» genug oder betrachtete die Welt nicht mit reinem, lauterem Blick. Ich wußte nicht, wie ich diese Reinheit finden sollte, von der Großvater immer sprach.

Den ganzen Tag sinnierte ich über die Reinheit des Denkens und was dies bedeuten mochte. Die Suche nach Antworten beschäftigte mich den ganzen Tag und absorbierte alle meine Gedanken. So wild konzentrierte ich mich darauf, endlich Antwort zu finden, daß ich meine Visionssuche darüber vergaß und ganz unbewußt meinen Platz verließ, um tief in Gedanken umherzuwandern. Stundenlang mochte

ich so umhergelaufen sein. Schließlich fand ich mich am Ufer des Flußes sitzen, der hinter dem Camp vorbeifließt. Noch immer war mir nicht bewußt, daß ich eigentlich an meinem Platz der Visionssuche sein sollte. Es war, als habe ein anderer Teil von mir mich zu diesem Bach geführt.

Lange schaute ich ins Wasser, beobachtete Wellen, Wirbel und glatte Flächen. Ich sah das vollkommene Spiegelbild der Landschaft im ruhigen Wasser. Und neben den Spiegelungen aller Dinge war dort auch ein Spiegelbild von mir. Es war so klar, als schaute ich in einen Spiegel. Plötzlich kam Wind auf und kräuselte die Oberfläche des Wassers. Das Spiegelbild zitterte, zerbrach in tausend Spiegelsplitter und war verschwunden. Zurück blieb nur die gekräuselte Oberfläche des Wassers. Und während ich nun auf das bilderleere Wasser blickte, dröhnte das Wort Denken durch meinen Kopf. Plötzlich wußte ich, was Großvater unter Reinheit verstand. Erst jetzt merkte ich, daß ich gar nicht an meinem Platz der Visionssuche war.

Ich eilte zurück zum Visionsplatz. Womöglich hatte ich gegen eine alte Regel verstoßen, und jetzt würde der Schöpfer mich dafür bestrafen, daß ich meinen Platz verlassen hatte. Dabei war ich außer mir vor Freude über diese ungeheure Einsicht, die ich dort am Bach gewonnen hatte. Vor Freude war ich so außer mir, daß ich den ganzen Weg zu meinem Platz lachen mußte. Ich hatte eine Antwort

bekommen, eine großartige Antwort. Jetzt konnte ich wenigstens den Rest der Zeit nutzen und versuchen, sie in ihrer Tragweite zu verstehen. Was mich betraf, so hatte ich mehr bekommen, als ich verlangt hatte. Die Antwort auf das Problem der Reinheit war ein größeres Geschenk als jede große Vision. Ich war begeistert und voller Freude.

Endlich wieder an meinem Visionsplatz, ließ ich mich nieder und dachte über das Wasser nach. Von Großvater hatte ich das Wort: «Ein reines Spiegelbild auf ruhigem Wasser» gehört, aber nie hatte ich es verstanden, bis jetzt. Das Bewußtsein des Menschen war wie Wasser. Wenn es kein Denken gab, keine Analyse, keine Bewegung, sondern nur Reinheit, dann war es ein vollkommenes Spiegelbild der Natur. Wenn Denken stattfand, bewegte sich das Wasser, und es gab kein Spiegelbild. Aber ich brauchte noch weitere Antworten. Ich wußte, es mußte eine Verbindung zur Welt des Geistes geben. Die Welt der Natur hatte sich vollkommen in diesem ruhigen Wasser gespiegelt, und irgendwie mußte es auch eine Spiegelung der geistigen Welt geben. Wie, das konnte ich mir nicht vorstellen.

Als die Sonne am dritten Tag unterging, hatte ich erkannt, daß mein Problem zum Teil - genau wie Großvater meinte - in meinen Erwartungen, meinem Selbstzweifel, meinem Analysieren und kritischen Urteilen gelegen hatte. Klarheit kehrte in mich ein, und während mein Blick zum Horizont schweifte, war mir, als sähe ich

den ersten Sonnenuntergang meines Lebens. Ich überblickte die Landschaft der Pine Barrens, frei von jedem Gedanken jetzt, und alles wirkte neu und frisch, wirklich und ganz anders. Die Welt war jung und wunderbar, frei und rein. Doch immer wenn ein beschreibendes Wort sich in mein Bewußtsein drängte, veränderte sich die Welt und war wieder so, wie ich sie seit jeher in Erinnerung hatte. Es war eine Dualität der Wahrnehmung, des Fühlens und Denkens. Zwei Welten und zwei getrennte Wirklichkeiten. Ähnlich und doch so verschieden.

Am vierten und letzten Tag hatte ich das Gefühl, daß meine Zeit knapp wurde. Eigentlich existierte die Zeit gar nicht für mich, aber der Tag war so voll neuer Erfahrungen, daß er einfach zerrann. Da gab es so vieles, was ich mit meinem neuen Blick auf die Welt tun und erleben wollte. Ich fürchtete zu verlieren, was ich gelernt hatte, wenn ich erst den Platz der Vision verließ und ins Camp zurückkehrte oder, schlimmer noch, in die Welt der Menschen. Angst stieg in mir auf, während die Nacht näherkam, und ich wußte, daß meine Suche bald zu Ende war. Entschlossen, dieses Gefühl möglichst lange festzuhalten, bevor es verschwand, wenn ich denn fortgehen mußte, blieb ich die ganze Nacht wach. Ich wollte den letzten Tag der Ekstase einfach nicht enden lassen.

Weit in die Nacht hinein, weit über den toten Punkt der Ermüdung hinaus, erkundete ich diese wunderbare neue Welt. Manchmal

erlaubte ich meinem Bewußtsein, noch einmal aktiv zu werden in Form meines «alten Bewußtseins», wie ich es nannte. Ich war zufrieden damit, dieses neue Geschenk auch nur einen Tag lang zu genießen, denn ich hatte so viel gewonnen. Selbst wenn ich, zurück in der Welt der Menschen, die Macht meiner neuen Einsicht verlieren sollte, würde ich mich an diese Reinheit immer als eine der größten Gaben erinnern. Während ich nun, in aller Reinheit des Denkens und ekstatisch mit der Natur verbunden, in diesen letzten Sonnenuntergang meiner Visionssuche blickte, spürte ich, daß etwas sich in mir bewegte; etwas Sonderbares und Schönes. Tief im reinen Spiegelbild meines Bewußtseins wußte ich, daß es der Geist war. Und da verstand ich, daß diese reine Welt, in der ich die letzten Tage meiner Visionssuche erlebt hatte, auch die Welt des Geistes war.

Langsam und zögernd ging ich zurück zum Camp, in tiefer Betrachtung über die letzten Tage. Da spürte ich, wie mich die Spiritualität des reinen Bewußtseins allmählich verließ, und während mein Kopf sich wieder mit allen möglichen Gedanken füllte, war es verschwunden. Ich versuchte es wiederzufinden, doch meine Gedanken wollten keinen Schritt zurückweichen. Traurig kam ich an den Bach, wo ich tags zuvor gesessen hatte, und schaute wieder ins Wasser. Da gab es keine ruhigen Spiegelbilder mehr, denn der Wind wehte, und ich war so überwältigt von meinem Verlust, daß ich zu weinen anfang. Der Wind setzte kurz aus, und ich schaute mit

tränenfeuchten Augen noch einmal aufs Wasser. Dort, auf der ruhigen Oberfläche, spiegelte sich ein vollkommenes Bild der Natur — und von mir.

Während ich so aufs Wasser starrte, sah ich - überrascht und aus dem Augenwinkel - das Spiegelbild Großvaters, der ebenfalls aufs Wasser schaute. Bevor ich mich umdrehen und ein Wort sagen konnte, sprach er: «Sei nicht traurig, denn du hast nichts verloren. Daß du deine Visionssuche beendet hast, bedeutet nicht, daß du verlieren mußt, was du gefunden hast. Denn dies ist einer der vielen Gründe, warum wir auf Visionssuche gehen. Nämlich, um Einsicht und Weisheit zu finden, die wir in jeder Welt anwenden können.» Damit wandte er sich ab und ging fort. Ich schaute mich suchend um, aber Großvater war verschwunden. Als ich nun über den Bach auf den Zedernsumpf hinausblickte, fühlte ich mich erfüllt von der Reinheit des Denkens und Ekstase des Geistes. Und wieder war ich im Zustand des spirituellen Bewußtseins. Ekstatisch und grenzenlos war mein Herz, als ich zum Camp zurückwanderte.

Immer wieder hielt ich unterwegs meine Gedanken an, um zu sehen, ob ich noch immer die Natur durch das spirituelle Bewußtsein wahrnehmen könne. Ich kam mir vor wie ein kleiner Junge, der durch den Türspalt späht, um zu sehen, ob die Geschenke noch immer unter dem Weihnachtsbaum liegen. Auch wenn es manchmal schwerfiel, den Wirbel meiner Gedanken zum Schweigen zu bringen,

fand ich noch immer zu jener Reinheit zurück. Jedesmal, wenn ich dies tat, veränderten sich meine Gefühle und meine Wahrnehmungen, und ich wurde wieder in jene reine Spiegelung versetzt. Ich gelobte, daß ich stets diese neue Reinheit üben würde, damit ihre Kraft mir nie verloren ging. Zum ersten Mal konnte ich wirklich sehen.

Großvater saß im Lager, als hätte er meine Rückkehr erwartet. Kaum war ich im Camp angekommen, winkte er in ich heran und ließ mir keine Gelegenheit, meine Sachen zu verstauen oder etwas zu sagen. Lange sah er mich an - mit einem halben Lächeln auf seinen Zügen, das mir verriet, daß er genau wußte, was mir widerfahren war. Es war ein Lächeln, das auch besagte: Siehst du, ich hab's dir gesagt. Endlich sprach er: «Es war kein Fehler, am dritten Tag den Visionsplatz zu verlassen. Denn dein Herz hat dich zum Wasser geführt. Nicht nur hat das Wasser dir das Wissen um die Reinheit des Denkens geschenkt, sondern das Wasser hat auch mit dir kommuniziert. Das Wasser sprach zu dir, nicht in der Sprache der Menschen, sondern in der Sprache des Herzens, und du hörtest seine Worte. Dies war eine mächtige Vision, eine große Vision, eine Vision spiritueller Verbindung und Kommunikation.»

Wie es der Brauch war, sprachen wir an diesem Tag nicht weiter über meine Visionssuche. Großvater wußte alles, was er wissen wollte. Und ich mußte ihm Zeit lassen, bevor er mehr sagen konnte.

Auch ich brauchte Zeit zum Ausruhen, Spielen und Nachdenken. Ich hatte in jenem Moment nicht erkannt, daß ich eine spirituelle Kommunikation mit dem Wasser hatte. So verblüfft war ich über das, was es mich lehrte, daß ich mir nicht die Zeit genommen hatte, darüber nachzudenken, wie diese Botschaft mich erreichte. Ganz unbewußt war ich ans Wasser gegangen, angezogen von einem anderen Bewußtsein, und dort am Wasser hatte ich eine Antwort gefunden. Jetzt wußte ich, daß ein Geist, vielleicht der Geist des Wassers, mich dorthin geführt hatte, um mir sein Wissen mitzuteilen. Ich wußte, daß es kein Zufall war, denn da gab es so viel Macht und Weisheit, und sie zielte direkt in mein Herz.

Ich glaube, ich kann mich an keinen Tag vor diesem erinnern, da ich mich lebendiger gefühlt, die Natur wirklicher und intensiver wahrgenommen hätte. In einer Welt war ich gewesen, so verschieden von jener, die ich bislang kannte. Es war eine Welt voller Schönheit, Ekstase und Grenzenlosigkeit. Eine reine Welt, unbefleckt von menschlichen Dingen, von meinen Gedanken und meinen Analysen. Den ganzen Tag lang hatte ich so viel empfunden. Meine Aufmerksamkeit schien auf ein Maß gesteigert, weit über die physische Sinneswahrnehmung hinaus, und ich spürte Dinge, die sich weit außerhalb meines normalen Gesichtsfeldes bewegten. Ja, die Dimensionen meines Selbst waren aufgelöst und verschmolzen mit der Welt, die mich umgab, und es gab keine Grenzen für dieses

Selbst.

Der Abend kam. Ich war überwältigt von der Erkenntnis, daß sich dort draußen viel mehr bewegte als nur die physische Welt. Ich spürte das Spirituelle in allem, was war. Es war eine Welt, so verschieden von der, die ich kannte. Und es war meine Welt, wann immer ich wollte. Die wahre Probe darauf, so meinte ich, würde kommen, wenn ich in die Welt der Menschen zurückkehren mußte. Diese Vorstellung machte mir am meisten zu schaffen; denn es war eine Welt fern der Natur, fern von der Reinheit des Geistes, getrennt von den Gesetzen des Schöpfers. Obwohl ich Angst hatte vor der Rückkehr, war ich irgendwie erwartungsvoll, denn ich wollte sehen, ob ich diese Macht auch in der Welt außerhalb der Wildnis festhalten könnte. Dies, so meinte ich, wäre die eigentliche Herausforderung und die Probe, bei der sich erweisen würde, ob dieses neue Wissen wirklich ein Teil von mir geworden war.

Es wurde spät, und ich geriet in einen Zustand zwischen Erschöpfung und Introspektion. Großvater sprach über die Visionssuche und die Kommunikation mit der spirituellen Welt. Vieles verstand ich sofort. Aber es gab auch Dinge, die ich nicht verstand. So ist es immer bei einem Lehrer vom Totem des Koyoten. Er ging immer über die unmittelbare Lektion hinaus, gab Informationen, die über das eben Gelernte hinausführen sollten - Informationen, die einen Weg öffnen sollten für Lehren, die wir erst

in der Zukunft anwenden sollten - und Kenntnisse, über die wir lange nachdenken sollten, bevor wir sie verstanden. Es waren Lehren, an die ich mich bis heute erinnere.

«Der Mensch ist wie eine Insel», sagte Großvater, «ein Kreis innerhalb anderer Kreise. Von diesen äußeren Kreisen ist der Mensch getrennt durch sein Bewußtsein, seine Überzeugungen und die Schranken, die ihm durch ein Leben, getrennt von der Erde, auferlegt sind. Der Kreis des Menschen, diese Insel des Selbst, ist der Ort der Logik, des Ich - des <Ego> - und des körperlichen Selbst. Auf dieser Insel hat der Mensch heute beschlossen zu leben. Damit hat er sich ein Gefängnis geschaffen. Die Mauern dieses Inselgefängnisses sind stark. Sie bestehen aus Zweifel, Logik und Mißtrauen. Die bedrückende Entfremdung des Menschen von jenen weiteren Kreisen des Selbst hindert ihn daran, das Leben klar und rein zu erkennen. Es ist eine Welt der Unwissenheit, wo Fleisch und Materie die einzige Realität sind, der einzige Gott.

Jenseits der Ego-Insel des Menschen, außerhalb seines Ich-Gefängnisses, liegt die Welt des Geistes-der-in-allen-Dingen-wirkt. Es ist eine Welt, die mit allen Wesen der Schöpfung kommuniziert und mit dem Schöpfer verbunden ist. Dies ist ein Lebenskreis, der alle Instinkte des Menschen und seine tiefsten Erinnerungen birgt - ein Reich, das dem Menschen Macht gibt, Körper und Geist zu beherrschen, und das Reich von Fleisch und Materie übersteigt. Es

ist eine Welt, die den Kosmos des Menschen entgrenzt und ihm hilft, mit der Erde zu verschmelzen. Vor allem ist es eine Welt, die den Menschen zu seinem höheren Selbst führt und zu spiritueller Freude und Begeisterung.

Jenseits des Kreises der Macht gibt es einen anderen Kreis: die Welt des Geistes. Auch in dieser Welt ist der Mensch zu Hause, denn sein Geist wandelt auch in diesem Land des Geistes. Hier findet der Mensch eine Dualität seines Selbst, wo er einmal im Fleisch wandelt, ein andermal wieder im Geist. Es ist eine Welt des Ewigen und Unsichtbaren, wo Leben und Tod, Raum und Zeit nur Mythen sind. Ein Ort, wo alle Dinge möglich sind. Ein Ort, wo der Mensch sein Selbst überwindet und mit allen Dingen der Erde und des Geistes verschmilzt. Es ist ein Ort nahe dem Schöpfer und nahe den grenzenlosen Mächten der Schöpfung. Jenseits von diesem Ort ist das Bewußtsein aller Dinge, der letzte Kreis der Macht - vor dem Schöpfer.

Der Mensch, auf seiner Insel des Selbst lebend, erlebt in Wahrheit nur einen kleinen Teil dessen, was das Leben sein könnte. Der Mensch muß die Schranken und die Gefängnismauern des Ego und des logischen Verstandes überwinden, um dem Schöpfer nahezukommen. Alle Inseln, alle Kreise gilt es zu verbinden. Es gilt, jede dieser Welten zu verstehen - und sie schließlich zu einem absoluten und reinen <Eins-Sein> zu verschmelzen. Dann erst gibt es

kein Innen und Außen mehr, keine Spaltung des Selbst, nur reines <Eins-Sein>, wo der Mensch alle Dinge zugleich ist. In dieser Verschmelzung der Welten erkennt der Mensch alle Dinge, und er erlebt den tieferen Sinn des Lebens. Dann wirkt der Mensch in allen Dingen, und alle Dinge wirken im Menschen. Dann, und nur dann, kann der Mensch hoffen, Gott zu erreichen.

Der moderne Mensch kann diese Welten, diese Kreise jenseits seines Ichs nicht erkennen. Nie wird der logische Verstand dem Menschen erlauben, über das Reich von Ego und Fleisch hinauszugehen, denn in diesem Reich fühlt sich der Verstand am sichersten. Das moderne Denken ist ein Gefängnis der Seele. Immer trennt es den Menschen von seinem spirituellen Bewußtsein. Der logische Verstand kennt weder den absoluten Glauben, noch kennt er die Reinheit des Denkens, denn Logik nährt sich von Logik und akzeptiert nichts, was nicht im Fleisch erwiesen wäre. So hat der Mensch ein Gefängnis für sich und für seinen Geist geschaffen, weil es ihm an Glauben und Reinheit des Denkens fehlt. Der Glaube braucht keine Beweise, keine Logik. Aber der Mensch braucht Beweise, bevor er glauben kann. Der Mensch hat sich in einen Kreislauf begeben, der nicht unterbrochen werden kann. Denn solange Beweise nötig sind, kann es keinen Glauben geben.

Zu glauben ist dir nicht schwergefallen, denn du hast viele Dinge erlebt, die in modernen Begriffen nicht zu erklären sind, und doch

weißt du, daß sie existieren», sagte Großvater, ohne eine Antwort zu erwarten. «Deine Schwierigkeit - bei deiner ersten Visionssuche und auch bei dieser letzten - war, daß du dein Denken nicht abstellen konntest. Dein Denken erlaubte dir nicht, mit den Augen des spirituellen Bewußtseins zu sehen. Das ist das Problem des heutigen Menschen, denn er ist unfähig zur Reinheit des Denkens. Du aber hast von der stillen Reinheit des Wassers gelernt, und zum ersten Mal hast du die Schöpfung mit reinem Bewußtsein gesehen. Als du dein Bewußtsein öffnestest, um diese Reinheit einzulassen, da eröffnetest du auch einen Pfad zum höheren Selbst, jenseits der Insel des Ichs. Du lernstest, mit dem Herzen zu lauschen und zu sehen; nicht mit deinem erdrückenden logischen Denken.

Die Welt der inneren Vision und des Geistes kommuniziert nicht mit Worten oder mit Hilfe der Logik, wie du feststellen konntest. Vielmehr spricht diese Welt durch Träume, Visionen, Symbole, Zeichen und Gefühle zu uns. Die meisten dieser Botschaften sind subtil. Oft entgehen sie unserer Wahrnehmung, weil wir sie nur empfinden können, wenn unser Bewußtsein rein und frei von Gedanken ist. Wenn dein Bewußtsein vollgestopft ist von Gedanken, dann gibt es keinen Raum für spirituelle Dinge, und wir bemerken jene subtilen Botschaften nicht. Das ist der Grund, warum wir oft die Stille aufsuchen oder im Zustand des reinen Bewußtseins leben sollen. Sonst entgeht uns so viel.

Wenn du in die Welt der Menschen gehst», mahnte Großvater, «mußt du oft in die Reinheit des Bewußtseins einkehren, denn der Ablenkungen sind viele. Du mußt dich offenhalten für die Welt jenseits des Fleisches, auf daß du weiterhin in enger Verbindung zur Erde lebst, sonst wird die Gleichgültigkeit und Selbstgefälligkeit der Gesellschaft dich verschlingen. Dein Bewußtsein wird werden wie das ihre. Wenn du in der Welt der Menschen wanderst, ist es schwerer, zur Stille des reinen Bewußtseins zu finden, denn das Bewußtsein der Menschen sickert ein - in alle Teile deines Seins. Wenn du aber in jene Reinheit des Bewußtseins einkehrst, wirst du nicht nur zur Wirklichkeit finden, sondern alle Menschen deiner Umgebung mitziehen zu dieser Reinheit. So kannst du den Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt positiv beeinflussen. Du wirst ein Licht sein in der Finsternis von Fleisch und Logik. Du wirst eine Brücke sein zu den äußeren Welten.

Aber sei vorsichtig», fuhr er fort, «denn die Macht der modernen Welt wird dein Denken infizieren. Du mußt sorgfältig den Unterschied zwischen wahrer spiritueller Kommunikation und spirituellem Bewußtsein und jenem Bewußtsein erkennen, das aus den Phantasien des logischen Denkens kommt. Dies kann nur geschehen, indem du dich fernhältst vom Getriebe der Gesellschaft und ohne die Dämonen der Ablenkung zu dieser Reinheit findest. Denn die Ablenkungen des Menschen und sein Denken verzerren das

spirituelle Bewußtsein und speisen uns ab mit Halbwahrheiten und halben Gefühlen. Du mußt lernen, in der Welt der Menschen zu funktionieren, denn dies wird deine härteste Probe sein. Die Reinheit des Denkens, das spirituelle Bewußtsein, wird dich mit der Philosophie des <Eins-Seins> verbinden, selbst wenn alles um dich her in Chaos versinkt.»

Am fernen Horizont zeigte sich erstes Dämmerlicht, als Großvater zu sprechen aufhörte. Mein Kopf brummte von all drin, was er gesagt hatte. Da war so vieles, was ich noch nicht verstand, und manches machte mir Angst. Manches andere, das ich verstand, verhalf mir zu einer deutlicheren Vorstellung von der spirituellen Welt - und der Art, wie sie mit uns kommunizierte. Es half mir auch, viele Fragen zu beantworten, obwohl es wiederum viele neue Fragen aufwarf. Ich schlief ein, wo ich saß, sank in einen so tiefen und festen Schlaf, daß ich erst am übernächsten Morgen erwachte. Mein erster schrecklicher Gedanke war, daß ich nicht nur einen Tag in der Wildnis verschlafen hatte, sondern daß ich auch für einige Zeit in die Gesellschaft zurückkehren mußte.

Auf dem Weg nach Hause hörte ich den Lärm der Zivilisation immer näher kommen. Es war, als ginge ich einem finsternen Dämon entgegen, der bald meine Seele verschlingen würde. Mit jedem Schritt, der mich der Außenwelt näherbrachte, fühlte ich mich einsamer und verwirrter. Immer schwerer fiel es mir, zum

spirituellen Bewußtsein zurückzufinden, je näher Asphalt, Lärm und Trubel der Welt jenseits der Pine Barrens heranrückten. Als ich an einer Müllhalde am Weg vorbeiging, wußte ich, daß ich wieder in der Welt der Menschen war. Obwohl unser Haus am Rande der Pine Barrens stand, wurde der würzige Duft der Kiefern und Fichten von Auspuffgasen und Müllgestank verdrängt. Der melodische Gesang von Vögeln und Wind wich dem Dröhnen menschlicher Realität. Ich war verloren.

Die nächsten vier Tage ging ich durch die Hölle. Es war Sommer, und ich brauchte noch nicht zur Schule zu gehen. Aber die Nähe der Zivilisation war fast unerträglich. Ich wußte, mein Vater hatte Mitgefühl mit mir. Oft hörte ich ihn von seinen Ausflügen ins schottische Hochland erzählen und wie er es haßte, nach Hause zu kommen. Anders als ich mußte er in eine große Stadt, Glasgow, zurück, was wirklich ein Schock für die Sinnesorgane gewesen sein mochte. Ich wenigstens hatte jemand, dem ich erzählen konnte, wie ich mich fühlte. Es gab jemanden außerhalb dieses Heiligtums der stillen Nadelbäume, der mich verstand. Dies half ein wenig, aber ich sehnte mich doch nach der Reinheit und Freiheit der Wildnis.

Die ersten zwei Tage zurück in der Zivilisation gelang es mir nicht, zu jener Reinheit des Bewußtseins zurückzufinden, die ich im Wald erlebt hatte. Selbst wenn ich glaubte, dieser Reinheit nahezukommen, blieb immer etwas schmutzig und unrein.

Anscheinend war es so, daß mein Bewußtsein nicht loslassen wollte. Vielleicht stand es unter dem Einfluß von Gedanken, die von außen kamen. Nur aus Verzweiflung rannte ich am dritten Tag aus dem Hof, ein paar hundert Meter in den Wald hinein, nur um der Reinheit ein wenig näher zu sein. Je tiefer ich in der Zivilisation steckte, desto schwieriger war es, in die Reinheit des Bewußtseins einzukehren. Wenigstens waren die letzten paar Tage in der Zivilisation nicht mehr so schlimm wie der erste, denn immerhin war ich jener Reinheit etwas nähergekommen. Ich mußte mich einfach ein bißchen entfernen, um sie wiederzufinden.

Schließlich waren alle Aufgaben erledigt, und vor mir lagen noch ein paar Tage der Freiheit. Also ging ich wieder in den Wald. Es war fast wie eine Heimkehr. Den ganzen Weg bis zum Camp rannte ich im Laufschrift. Wahrhaftig, ich mußte mit Großvater sprechen: über meine Unfähigkeit, wiederzufinden, was ich bei meiner Visionssuche gelernt hatte. In wenigen Wochen schon fing die Schule an, und ich mußte unbedingt wissen, wie ich mich über das niederdrückende Bewußtsein der Gesellschaft und ihre Ablenkungen erheben könnte. Ich wollte mir nicht vorstellen, wieder in die Schule zu gehen, halbe Tage lang eingesperrt zu sein — und dies jeden Tag. Na, wenigstens konnte ich mich auf kleine Inseln der Freiheit freuen, genannt Wochenenden.

Großvater schenkte mir ein breites Grinsen, als ich ins Camp

gelaufen kam — im Schleppe den Gestank der Zivilisation! Er wirkte ruhig und heiter, als habe er die ganze Woche mit Gott zusammen verbracht. Es machte mich wütend, mir vorzustellen, daß ich überhaupt in die Zivilisation zurückkehren mußte. Immer schien Großvater die Macht des Geistes und der Wildnis zu verkörpern, ganz gleich wo er war, selbst wenn er für kurze Zeit die Zivilisation besuchte. Auch wenn dies selten geschah und er nur hindurchzugehen schien, wurde mir doch plötzlich klar, daß er - wohin er auch ging - unbeeinflußt blieb: als trüge er die Wildnis in sich. Ich platzte sofort heraus und fragte ihn, wie er es eigentlich schaffte, im Geist zu leben, selbst wenn er sich in der Welt der Menschen bewegte. Ich merkte nicht einmal, daß ich nicht guten Tag gesagt hatte.

Lächelnd sagte er: «Hallo, mir geht's gut. Und dir?» Ich entschuldigte mich, daß ich die Begrüßung vergessen hatte, und setzte mich nachdenklich ans Feuer. Großvater sprach: «Ich wußte genau, was dich bei deiner Rückkehr bedrücken würde. Ich wußte es schon, bevor du aus dem Lager gingst. Was du wissen möchtest, ist aber eine der größten Fragen aller Zeiten. Du möchtest wissen, wie man in der Enge der Menschenwelt leben kann und doch in der Reinheit des Geistes bleibt.» Ohne meine Bestätigung abzuwarten, fuhr er fort: «Wenn ich dir eine leichte Antwort geben könnte, mein Enkel, dann täte ich es. Es gibt aber keine leichte Antwort. Es gibt

keine allgemein gültige Antwort, denn jeder Mensch muß selbst den Weg finden. Es ist ein sehr langer und schwieriger Weg und ein ständiger Kampf. Das ist der Grund, warum so viele spirituelle Menschen die Reinheit und Geborgenheit der Wildnis nicht verlassen wollen. Denn wenn man nur in der Wildnis bleibt, ist der Weg ziemlich leicht, wie du gesehen hast.»

«Warum muß ich aber zurück in die Zivilisation?» fragte ich, wütend und frustriert.

«Weil es das ist», antwortete er, «was du jetzt tun muß. Und es ist das, wohin deine Vision dich später führen wird. In diesem Jahr hast du viel gelernt über das Leben und die Wirklichkeit. Du solltest wissen, daß die Schule für dich kein Gefängnis sein muß, das dir die Freiheit raubt. Deine Freiheit, genau wie dein Gefängnis, liegt in deinem Bewußtsein. Du selbst hast die Wahl. Du kannst dich entscheiden, den Geist in dir zu tragen - oder du kannst dich entscheiden, dir den Geist durch die Welt der Menschen rauben zu lassen. Alles im Leben ist eine Frage der Entscheidung. Du kannst dich entscheiden, dem Geist oder dem Fleisch zu folgen. Und du mußst entscheiden, wo du einmal leben wirst. Niemand ist verantwortlich für dich, nur du selbst.»

Ich war platt. So hatte ich die Dinge noch nie betrachtet. Ich hatte das Leben noch nie als Entscheidung gesehen; erst recht nicht die spirituellen Dinge. Plötzlich war eine riesige Last von mir

genommen, auch wenn ich nicht wußte, wieso. Etwas hatte sich in mir verändert, hatte sich verschoben, auch wenn es nicht faßbar war. Ich wußte nur, daß die Schule gar nicht so trostlos war, auch die Gesellschaft nicht, denn ich selbst hatte ja die Wahl. Ich hatte immer die Wahl gehabt, es aber bis jetzt nicht erkannt.

Ich würde immer die Wahl haben. Die Wahl, entweder nach dem Fleisch oder nach dem Geist zu streben. Eine Wahl, vor meiner Vision davonzulaufen oder sie ganz zu leben. Wieder einmal hatte das Wasser mir eine große Lektion erteilt. Ich hatte die Wahl, entweder ein stiller, klarer Spiegel zu sein oder im Aufruhr zu leben. Die Lehren des Wassers scheinen nie enden zu wollen.

Jesus, der große Lehrer

Nur wenig von dem, was Großvater sagte oder tat, konnte mich schockieren. So voller Wunder war sein Leben. Jeden Tag lernte ich etwas Neues und Aufregendes über die Natur, das Survival, das Fährtsuchen und Aufmerksamkeitstraining. Jeden Tag lernte ich auch unweigerlich etwas Neues über die Welt des Geistes und das spirituelle Leben des Menschen. Die geistigen Dinge stellte Großvater in den Vordergrund, und diese spirituellen Auffassungen und Techniken lehrte er vor allem. Es war keine Welt der Worte oder sinnloser Begriffe, die nur für wenige wirksam gewesen wäre. Die Welt des Geistes und spiritueller Macht war jedem zugänglich, in jedem Alter. Was Großvater lehrte, war so einfach und lauter, daß wir es uns ohne weiteres aneignen konnten. Obwohl so einfach, waren diese Dinge doch eindringlich und stark. Im Geist zu wandern und Wunder zu erleben wurde also Teil unseres alltäglichen Lebens. Nach einer Weile wurden diese Dinge uns selbstverständlich. Dinge, vor denen die meisten in Ehrfurcht erstarrt wären, akzeptierten wir einfach. Nachdem ich einige Jahre mit Großvater und seinen Lehren gelebt hatte, glaubte ich eine Ahnung von den meisten Dingen zu haben, die er wußte. Bis er dann von Jesus zu sprechen anfangte. Gewiß, Großvater war ein Mann, der beinahe dreiundsechzig Jahre seines Lebens gewandert war und vieles gesehen, vieles erfahren hatte. Doch als er anfangte, Bibelstellen zu zitieren, war ich so perplex,

daß es mir die Sprache verschlug. Darum konnte ich nur zuhören. Ich glaubte die Bibel ein wenig zu kennen, denn manchen Sonntag ging ich mit meinen Eltern zur Kirche. Ein gut Teil meiner Erziehung drehte sich um die Lehren der Bibel, zumindest bei uns zu Hause. Als ich die Bibel und das Leben Christi jetzt von Großvater auf so einfache, lautere Art gedeutet hörte, verstand ich zum ersten Mal. Obwohl er noch oft von Jesus sprechen sollte, geschah es dies erste Mal am eindringlichsten und umfassendsten. Ich werde mich immer erinnern, bis in die Einzelheiten. Es veränderte mein Leben und auch die Vorstellung, die ich von Jesus und von der Bibel hatte.

Großvater, Rick und ich waren den ganzen Tag gewandert, hatten uns keine Zeit für eine Rastpause genommen. Wir wollten vor Anbruch der Dunkelheit einen unserer südlichen Lagerplätze erreichen, nicht weit vom Berg der Prophezeiung, so daß wir den ganzen nächsten Tag mit Lernen und Erkunden verbringen konnten. Es war Frühsommer, aber wir gingen noch zur Schule, darum war jeder Augenblick unserer Wochenenden so kostbar. Vergangenen Winter war ich dreizehn geworden; in Großvaters Augen war ich jetzt ein Mann, wenn auch vor allem ein Schüler. Auf dieser Wanderung war mein Kopf voll von den Dingen, die ich in den vergangenen Jahren gelernt hatte. Ich hatte die Verschmelzung des Selbst und des Geistes gelernt, hatte gelernt, mit der Kraft der geistigen Welt zu leben und hatte die Macht und die Lehren der

Visionssuche kennengelernt. Auch ahnte ich bereits die Botschaft wahrer Unsichtbarkeit und jene verschleierte Dimension, die weder Raum noch Zeit kennt und dennoch alle Geschichte, alle Ereignisse enthält. Ich hatte erlebt, wie Großvater Kranke heilte, wo die moderne Medizin versagte; mein Leben war so voller Geheimnisse, die es noch zu lernen galt, daß mein Bewußtsein kaum noch etwas aufnehmen konnte.

Auch fand ich, daß meine Welt und meine Überzeugungen sehr verschieden waren von jenen meiner Eltern, meiner Bekannten und überhaupt der Gesellschaft.

Wir wanderten auf dem Pfad, der zum Berg der Prophezeiung führt, als Großvater plötzlich stehenblieb und vom Weg abbog. Er ging direkt zu dem alten Friedhof, wie dringend dorthin gerufen von einem unbekanntem Geist. Wir folgten, konnten aber kaum Schritt halten, so entschlossen ging er voran. Auf dem Friedhof angekommen, ging er unmittelbar zum südlichen Ende - ein Platz, den wir noch nicht erforscht hatten. Wir schoben uns durch Hecken und kamen auf eine kleine Lichtung. Im Sonnenlicht ragten aus jungem Gras ein paar alte Grabsteine. Am anderen Ende der Lichtung war ein steinernes Kreuz, beinah umgesunken vor Alter. Großvater ging zu dem Kreuz, und mit einer Entschlossenheit, die ich noch nie an ihm gesehen hatte, richtete er das Kreuz auf. Ohne Zögern halfen auch wir. Großvater schichtete Steine rund um das

Kreuz, um es zu stützen, sprach ein Gebet und setzte sich schweigend. Rick und ich wunderten uns, wieso er sich Zeit genommen und einen so weiten Umweg gemacht hatte, um ein gestürztes Kreuz aufzurichten.

Lange saß Großvater und schaute das Kreuz an. Dann endlich sprach er die Worte, die immer noch mein Denken und nie in Leben beeinflussen. Er sagte: «Ich habe Ehrfurcht vor diesem Mann namens Jesus. Er war ein Mensch der Reinheit, der Wildnis, ein Prophet und Lehrer, ein Mann, der im Geist wandelte. Er heilte Kranke, erweckte Tote zum Leben und speiste Tausende. So voll von Wahrheit war sein Leben, und er lebte diese Wahrheit. Sein Leben ist ein Beispiel dafür, was Wir alle anstreben sollten. So erfüllt war dieser Jesus von Liebe zu den Menschen, daß er sein Leben hingab für sie. Aber der Tod hatte keine Macht über ihn, und er wurde heimgeführt zum Schöpfer. Die Bösen konnten sein Fleisch töten, aber nicht seinen Geist. So hat dieser Mensch mehr Völker inspiriert und mehr Menschen geheilt, als ich mir je im Traum vorstellen könnte. Und doch hat das, was wir heute in seinem Namen und mit seiner Lehre tun, diese Wahrheit entstellt.

Jesus war ein so einfacher Mensch. Er hatte kein Zuhause, denn - wie den Ort seiner Geburt - bevorzugte er die Stätten der Wildnis. Seine Tempel waren die Gärten, die Berge, die Ufer am See und die Wildnis. Wann immer zwei oder drei um ihn versammelt waren, war

dies seine Kirche, sein Tempel. Er ging einfach gekleidet, trug keine Vorräte bei sich und ließ die Natur und den Schöpfer für alle seine Bedürfnisse sorgen. Seine Lehren waren einfach, und doch waren sie tiefe Wahrheit. Für ihn gab es keine Bräuche, Überlieferungen und Zeremonien, die ihn gefesselt hätten. Auch hat er uns mit seinen Lehren nur wenig Kultisches hinterlassen. Was er tat, was er anbetete, war schlichte Reinheit. Warum sind seine Lehren heute so kompliziert? Warum gibt es um seinen Namen so viele Zeremonien und Bräuche? Wo alles, was er lehrte, doch Einfachheit war?

Diese Entstellung der Wahrheit ist durch das Streben des Menschen bedingt, all das kompliziert zu machen, was einfach und rein ist. Es werden Doktrinen und Zeremonien verfochten, Tempel und Kirchen werden entzweit, und der Mensch will immer noch mehr verkomplizieren. Was wir brauchten, wäre ein Streben, die einfache Wahrheit wiederzubringen, unverzerrt durch die zeremoniellen Krücken des Menschen.

Der Mensch hat offenbar nichts anderes getan, als die Bibel zu zerpfücken, um sie in allen Teilen seinen persönlichen Bedürfnissen anzupassen. Durch das Zerpfücken der Bibel hat der Mensch alle Teile aus dem Zusammenhang des Ganzen gelöst und den wahren Sinn dieser Dinge verloren. Ich habe sogar gehört, daß der moderne Mensch die Übersetzung der Bibel anficht und über die Bedeutung einzelner Worte streitet, Das einzelne Wort, das einzelne Bibelzitat,

das ist es, was heute zählt. Das wahrhaft Wichtige aber ist der umfassende Sinn und die grundlegende Wahrheit. Der Mensch sollte die Bibel mit Abstand betrachten und sie als Ganzes lesen. Denn nur wenn der Mensch sich wie die Gefiederten emporschwingt und aus erhabener Höhe herab schaut, wird er seinen Platz auf Erden erkennen. Dasselbe sollte der Mensch mit der Bibel tun oder mit Religion überhaupt und mit allen frommen Werken.»

Großvater machte eine lange Pause, um sich zu sammeln und uns Zeit zu lassen zum Nachdenken. Er sprach mit Leidenschaft und Überzeugung, schien sich zu ereifern über das, was der Mensch den Lehren Jesu angetan hatte. Es lag tiefe Wahrheit in dem, was er sagte. Denn wie oft hatte ich nicht erlebt, wie solches mit dieser Lehre geschah. Ich hatte gesehen, wie Leute die Bibel zerpfückten und einzelne Stellen nach ihrem Belieben zitierten. Doch indem sie Worte und Verse aus dem Ganzen herauslösten, entstellten sie den Sinn und verzerrten die Lehre. Ich hatte erlebt, wie ein Bibelvers benutzt wurde, um einen Standpunkt zu beweisen, und Wochen später wurde derselbe Vers benutzt, um den gegenteiligen Standpunkt zu beweisen. Auf diese Art, indem er einzelne Verse aus dem Zusammenhang der ganzen Lehre herausriß, hat der Mensch es geschafft, diese Lehre als Waffe gegen all jene einzusetzen, die anderen Glaubens sind als er. Die meisten Mißverständnisse, so schien mir, rührten aus der Deutung einzelner Verse, nicht aus dem

Gesamtkontext der Wahrheit in den Schriften. Die Entzweiung der Kirchen und Tempel des Menschen lag also in diesen Deutungen einzelner Verse und Bibelstellen. Die ganze Wahrheit aber sollte nicht entstellt oder fehlgedeutet werden.

Schließlich brachte ich den Mut auf, Großvater eine Frage zu stellen. Ich war noch immer verblüfft über das, was er gesagt hatte: «Was also sind die einfachen Lehren Christi in der Bibel?» fragte ich.

Er zögerte einen Moment. Dann gab er mir Antwort auf eine Frage, die mich in Wahrheit quälte, die ich aber nicht zu stellen wagte: «Du fragst dich also, ob es Widersprüche oder Ähnlichkeiten gibt zwischen den Lehren der Bibel und den Dingen, die ich euch lehre? Bislang habt ihr nur die Widersprüche gesehen, nicht die gemeinsame Wahrheit. Was ich lehre, was die Natur euch lehrt, ist die gleiche grundlegende Wahrheit, wie die Bibel sie lehrt. Entstellung und Widerspruch sind nur durch den Menschen bedingt, durch seine Deutung dessen, was ich lehre, verglichen mit den Lehren der Bibel. Wenn ihr es mit Abstand betrachtet, gibt es mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede. Es braucht keine Widersprüche zu geben in eurem Denken - oder im Denken der Menschen. Denn was der Mensch mit der Bibel und den Lehren Jesu gemacht hat, das hat er mit vielen anderen Religionen und Philosophien gemacht. Im Grunde gibt es einen gemeinsamen roten Faden, der alle Religionen

und Überzeugungen miteinander verbindet. Indem er von diesem roten Faden abgewichen ist, hat der Mensch seine Welt mit Doktrinen und Zeremonien so kompliziert gemacht und sich von der Wahrheit entfernt. Seine Deutungen stehen der Wahrheit im Weg und verschleiern die Ähnlichkeit aller Glaubensrichtungen. Widersprüche gibt es also nicht in der Wahrheit, sondern in den Doktrinen.

Erinnert euch: Ich habe gesagt, daß Glaube und Vertrauen die mächtigsten Kräfte auf Erden und in der Welt des Geistes sind. Genau dasselbe hat Jesus gelehrt, wenn auch auf andere Art. Jesus sagte: (Wahrlich ich sage euch: Wenn ihr Glauben habt und nicht zweifelt..., wenn ihr zu diesem Berge sagt: Hebe dich empor und wirf dich ins Meer!, so wird es geschehen. Und alles, was ihr im Gebet gläubig erbittet, werdet ihr empfangen.) Auch sagte Jesus: <Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt.> Wie ich euch sage und wie Jesus lehrte, ist der Glaube die mächtigste Kraft auf Erden und in der Welt des Geistes. Denn durch den Glauben wird alles möglich, erinnert euch, wie wichtig der Glaube war, bevor ihr Körper und Geist zu einem verschmelzen konntet. Er war auch wichtig, als ihr die Welt des Fleisches mit der Welt des Geistes vereinigtet, und dieser absolute Glaube ist die aller Heilung zugrundeliegende Wahrheit. Dieser Glaube vermag alles.»

Großvater fuhr fort und erläuterte die Ähnlichkeit seiner Lehre mit

jener der Bibel: «Erinnert euch auch daran, wie ich euch lehrte, daß es die Liebe ist, die uns aus der Wildnis treibt, um den verlorenen, suchenden Massen zu helfen. Die Liebe veranlaßt uns, manche unserer Träume aufzugeben. Denn diese Liebe ist mächtiger als unsere Träume. Den Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt zu kennen, das heißt lieben. Zudem ist die Liebe eine große Kraft, denn sie motiviert uns, anderen Kraft zu geben. Jesus sagte auch: Liebet eure Feinde. Christus lehrte uns, unser Leben für andere hinzugeben. Das eigene Leben hinzugeben bedeutet nicht unbedingt den Tod, sondern die Hingabe von Dingen, die wir schätzen, um andere lieben und anderen helfen zu können. Die Bereitschaft, für unsere Brüder und Schwestern alles zu opfern, heißt, die Macht der Liebe zu kennen.

Auch habe ich euch gesagt, daß Wahrheit in der Wildnis ist und daß die Propheten aus der Wildnis kamen. Johannes der Täufer kam aus der Wildnis, denn in der Reinheit der Wildnis sprach der Schöpfer zu ihm. Johannes, so sagt die Bibel, war die «Stimme eines Rufers in der Wüste». Auch für Jesus war die Wildnis ein Lehrer. Die Bibel sagt: «Und alsbald trieb ihn der Geist in die Wüste hinaus. Und er wurde in der Wüste vierzig Tage vom Satan versucht; und er war bei den Tieren, und die Engel dienten ihm.» War dies nicht eine Visionssuche? Jesus fastete vierzig Tage lang, und dort wurde er vom Bösen in Versuchung geführt. Ist dies nicht die gleiche Visionssuche, die führen und leiten soll, wie ich es euch gelehrt

habe? Spricht also die Bibel nicht von der Reinheit der Wildnis und von der Macht der Visionsuche?»

Wieder entstand eine lange Pause in unserem Gespräch. Mein Kopf war schwer von den Dingen, die Großvater uns gesagt hatte. So viele Geschichten von Johannes dem Täufer fielen mir ein. Durch die Wildnis war er gezogen, dort hatte er gelernt, dort hatte er Gott gefunden. Johannes kam aus der Wildnis, wie auch Jesus in die Wildnis der Wüste ging. Dies taten auch alle großen Propheten. Zum ersten Mal erkannte ich die Ähnlichkeit mit unserer Visionsuche. Ich sah die Macht und Reinheit in der Bibel und in den Lehren Jesu. Für Jesus waren die Wildnis, die Gärten und Berge zugleich seine Tempel. Dort lehrte er auch. Es zog mich nach Hause, um noch einmal die Bibel zu lesen: diesmal mit schlichter Reinheit und in ihrem ganzen Zusammenhang. Was mich noch mehr erstaunte, war Großvaters Fähigkeit, Bibelverse aus dem Kopf zu zitieren. Bis dahin hatte ich nicht geahnt, daß er etwas von Jesus oder der Bibel wußte. Und doch verriet das, was er uns sagte, viel Nachdenken und gründliches Studium.

Nun sprach Großvater über das Gebet und wie es mit unserer Meditation vergleichbar sei, die er als «heilige Stille» bezeichnete. Er sagte: «Jesus lehrte seine Jünger, daß es am besten sei, in der Zurückgezogenheit zu beten. Die meisten deuten dies als Gebot, die eigene Spiritualität nicht öffentlich zur Schau zu stellen. Aber ich

vermute, daß es mehr auf sich hat mit diesem Gebot: eine tiefe Wahrheit, die den meisten Menschen entgeht. Jesus sagte: <Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht sein wie die Heuchler; denn sie beten gern in den Synagogen und wenn sie an den Ecken der Straßen stehen, um sich vor den Leuten sehen zu lassen ... Du aber geh, wenn du betest, in dein Kämmerlein und bete im Verborgenen zu deinem Vater; und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten.> Indem man in die Stille seiner Kammer geht und die Tür schließt, zieht man sich zurück. Die Ablenkungen des Menschen fallen ab, und man ist allein mit seinem Schöpfer. Wie ich euch aus diesem Grund in der Schwitzhütte zu beten lehrte, so hat es auch Jesus gelehrt, wenn auch auf andere Art.

Viele Lehren sind in der Bibel enthalten, und es ist schwer, sie mit Worten ganz zu erfassen. Jede Lehre ist als Ganzes zu betrachten. Denn während ich zu euch spreche, löse auch ich manches aus dem Zusammenhang. Ihr müßt aber lernen, bei jeder Lehre hinter dem oberflächlichen Wortsinn nach tieferen Bedeutungen zu suchen. Vergleicht diese Bedeutung sodann mit dem Ganzen, um zu begreifen, welche Wahrheit darin enthalten ist. Die Hauptprobe einer jeden Wahrheit ist, sie in die Wildnis zu tragen und zu sehen, ob sie sich dort bewährt. Denn die Wildnis ist der Tempel der Schöpfung.

Begreift aber die Wahrheit auch mit dem Herzen. Dort sollt ihr die Dinge prüfen. Wenn etwas wahr ist für euer Herz, dann ist es auch

wahr für alle Wesen und Menschen. Sucht schließlich nach der gemeinsamen Wahrheit in allen Religionen und Philosophien. Strebt nach Einfachheit, legt ab, was zu kompliziert ist, denn es verdunkelt die Wahrheit. Ich darf eine Religion, Philosophie oder Doktrin nicht kritisieren, denn falls sie für den Gläubigen wahr ist und sich für alle Menschen bewährt, dann ist sie die Wahrheit. Meine Absicht ist also, nicht zu urteilen, sondern die einfache Wahrheit zu finden.

Auch habe ich euch gelehrt», fuhr Großvater fort, «daß die Schöpfung für euch sorgen wird. Ich habe euch gezeigt, daß Besitz nicht wichtig ist, sondern nur der Geist. Jesus lehrte dasselbe, als er seinen Jüngern befahl, sich nicht zu sorgen um das, was sie essen werden, womit sie sich kleiden werden. Der Schöpfer, sagte er, wird all dies für uns bereitstellen. Jesus sagte auch: <Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo Motten und Rost sie zunichte machen und wo Diebe einbrechen und sie stehlen!> Und dann lehrte Jesus, daß die wichtigsten Dinge im Leben nicht die des Fleisches sind. Wir sollten uns nicht um die Dinge des Fleisches sorgen, denn die wahren Schätze im Leben finden sich nur in unserem Herzen und unserem Geist. Was alle Menschen anstreben, das sind Friede, Liebe, Freude und Sinn; und diese Dinge finden sich nie bei den falschen Göttern des Fleisches. Sie finden sich nur in unserem Herzen und in der Welt des Geistes.

Auch die Bibel lehrt, was ich euch über das Heilen lehrte. Ich

sagte euch, daß der Heiler nur eine Brücke ist. Die Heilung geschieht allein durch die Macht des Schöpfers. Ich habe euch gezeigt, daß ihr solche Dinge niemals euch selbst als Verdienst anrechnen sollt, denn das Ego macht die Heilung zunichte. Als Jesus den Aussätzigen heilte, auch als er den Blinden und den Stummen heilte, sagte er: <Gehe hin und sage es niemandem.> Christus lehrte seine Jünger, daß es sinnlos sei, sich irgend etwas als Verdienst anzurechnen; daß wir mit unserer Kraft in der Stille wirken sollten, damit die Menschen sich nicht verwundern. Darin ist auch die Lehre enthalten, daß unser Ego sich nicht in geistige Dinge einmischen sollte; denn das Ego verdunkelt die Wahrheit.»

Ich erschrak, als Großvater von jenen biblischen Heilungen sprach. Wie konnte er sagen, daß es hier Ähnlichkeiten gäbe zu seinen Lehren! Meist wird doch angenommen, daß nur Jesus zu heilen vermochte, daß diese Gabe keinem Sterblichen gegeben sei. Ich fragte also: «Steht denn in der Bibel, daß wir die Macht haben zu heilen, oder ist sie nur Jesus vorbehalten?»

Großvater antwortete: «Jesus selbst hat seinen Jüngern befohlen zu heilen. Jesus sagte: <Heilet Kranke, wecket Tote auf, machet Aussätzige rein, treibet Dämonen aus! Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es!>

Ihr seht also, Jesus bat nicht - nein, er befahl uns zu heilen. Die Zeit der Wunder ist nicht vorbei. Denn dieser Befehl ist noch immer

lebendig in jedem von uns. Er ist die Grundwahrheit für alle Menschen, denn auch ihr wart Zeuge so vieler Heilungen und so vieler Wunder.»

Großvater stand auf, sah zu dem aufgerichteten Kreuz hoch, sah uns wieder an und sagte: «Ihr beide fragt euch, warum ich mir solche Umstände machte, dies Kreuz aufzurichten. Auf diese Frage weiß ich keine vollständige Antwort. Es gibt viele Gründe, doch verstehen kann sie nur das Herz. Vor allem ist das Kreuz ein Symbol für die Lehren dieses Mannes Jesus und außerdem das Symbol einer Religion - ganz gleich, ob unser Denken sie als gut oder schlecht befindet, als recht oder falsch, oder ob wir dort Ähnlichkeiten erkennen oder nicht. Wahrhaft lieben heißt auch, den Glauben eines anderen zu respektieren und ihm das Recht auf Ausübung seiner Religion einzuräumen. Jede Religion, jeder Glaube kann uns etwas lehren, wenn wir rein und offen genug sind, um zu hören.» Damit begab Großvater sich zurück zu unseren Pfad, und wir zogen weiter nach Süden.

Schließlich erreichten wir unseren Lagerplatz — viel später, als wir gedacht hatten. Die Verspätung war jedoch mehr als gerechtfertigt dadurch, daß wir so viel gelernt hatten. Wir machten uns nicht die Mühe, Reisighütten zu bauen, sondern begnügten uns mit einem Lagerfeuer. Die Nacht war warm, und wir waren mehr als zufrieden damit, auf der Erde neben dem Feuer zu schlafen. Es

wurde kaum gesprochen am Feuer, wenigstens nicht darüber, was Großvater über die Lehren Jesu gesagt hatte. Ich brannte darauf, mehr zu erfahren. Aber da war schon so viel zu verarbeiten, zu verstehen. Ich staunte, um wieviel klarer die Lehren der Bibel mir jetzt geworden waren, nachdem Großvater sie erklärt hatte. Bis dahin hatte ich mehr über die Bibel zu wissen geglaubt, als ich tatsächlich wußte. Und jetzt klangen diese Lehren sonderbar anders, als ich sie mir vorgestellt hatte. Der Widerspruch zwischen dem, was ich in der Wildnis lernte, und dem, was die Bibel lehrte, begann sich zu lösen. Es bedurfte Großvaters Reinheit des Denkens und seiner Einfachheit, um diese Dinge zu klären.

So aufgewühlt war ich durch das, was ich erfahren hatte, so viele neue Fragen wirbelten mir durch den Kopf, daß ich nicht schlafen konnte. Statt dessen lag ich die ganze Nacht wach und dachte an die Dinge, von denen Großvater gesprochen hatte. Ich nahm mir die Lehren vor, die ich aus der Bibel gelernt hatte, und jedesmal sah ich deutlich die Parallele zu dem, was ich von Großvater lernte. Je tiefer ich in mir grub, desto besser verstand ich. Zwar gab es Lehren in der Bibel, die technisch verschieden waren, doch wenn ich sie als Ganzes betrachtete, gab es mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede. Ich fragte mich, wie viele andere Religionen, Philosophien und Glaubensrichtungen im Lauf der Zeiten wohl mißverstanden worden waren. Was Großvater gesagt hatte, war richtig, denn es gab Dinge,

die allen großen Glaubenssystemen gemeinsam waren. Ich fragte mich, warum die Menschen nicht ihre Meinungsverschiedenheiten beiseite schoben; vor allem, warum der Mensch nicht das verbindende Gemeinsame sehen konnte.

Kurz vor Sonnenaufgang mußte ich eingeschlafen sein, denn ich fuhr jäh aus dem Schlaf, konnte aber doch leicht an meine letzten Gedanken anknüpfen. Sofort, fast noch bevor ich ganz aufgewacht war, stellte ich Großvater eine Frage. «Was sind die Unterschiede zwischen den einzelnen Religionen?» forschte ich. Heute weiß ich, Großvaters Antwort war aus der Überlieferung des Yoga entlehnt, aber sie traf ins Schwarze. Großvater sagte: «Es lebte einmal ein Mann, der eines schönen Tages im Wald spazieren ging. Unterwegs entdeckte er einen Zauberer, der ruhig auf einer fernen Lichtung auf einem Stein saß. Der Mann wußte, wenn er den Zauberer gefangennehmen konnte, mußte dieser ihm einen Wunsch erfüllen. Darum beschloß er, den Zauberer anzuschleichen und ihn gefangenzunehmen.

Leise schlich der Mann durch den Wald zu der Lichtung und näherte sich dem Zauberer von hinten. Wahrscheinlich war der Zauberer eingeschlafen, vermutete der Mann, wenn er sein Kommen nicht hörte. Und so war es sicherlich. Schnell schlang der Mann ein Seil um den Körper des Zauberers und warf ihn zu Boden. Der Zauberer wachte auf, erschrocken und leicht beschämt, weil er den

Mann nicht hatte kommen hören. Der Mann lachte und erklärte dem Zauberer, er werde seine Freiheit nur wiederbekommen, wenn er ihm einen Wunsch erfüllte. Der Zauberer überlegte einen Moment, und als er einsah, daß er anders seine Freiheit nicht wiedererlangen würde, war er bereit, dem Mann seinen Wunsch zu erfüllen. Die beiden wurden sich einig, und der Mann ließ den Zauberer frei. Dann fragte der Zauberer den Mann, was er sich wünsche. Dieser überlegte lange und gründlich. Da er ein kluger Mann war, wollte er sich nicht Essen wünschen; denn er würde es nur aufessen und davon dick werden. Er wünschte sich auch kein Geld; denn er würde es nur für dumme Sachen ausgeben. Also bat der Mann darum, einen Dämon zu besitzen, der ihm den Rest seines Lebens zu Diensten sein sollte. Mächtig sollte der Dämon sein, alles tun, was der Mann verlangte, und jedem seiner Befehle gehorchen. Da nun der Zauberer ebenfalls sehr klug war, willigte er ein, dem Mann seinen Dämon zu geben, allerdings unter einer Bedingung: Der Dämon mußte die ganze Zeit beschäftigt werden, sonst würde er den Mann verschlingen, sein spirituelles Bewußtsein stehlen und ihm die Lebensfreude nehmen. Der Mann lachte nur und meinte, dies wäre kein Problem, denn er habe allerlei für den Dämon zu tun. Und so verschwand der Zauberer mit einem höhnischen Lachen.

Der Mann ging nach Hause, und als er über die Schwelle trat, erwartete ihn der Dämon. Kaum hatte dieser den Mann gesellen,

begann er ihn zu plagen und wollte etwas zu tun haben. Der Mann forderte den Dämon auf, ihm ein Haus zu bauen und dieses Haus mit den besten Möbeln auszustatten. Der Dämon verschwand durch die Tür, und der Mann, der sehr müde war, beschloß auszuruhen. Kaum hatte er sich jedoch hingelegt, kehrte der Dämon wieder und sagte, daß er seine Aufgabe erfüllt habe. Der Mann erschrak, weil der Dämon seine Arbeit so schnell verrichtet hatte. Während er überlegte, was er dem Dämon noch zu tun geben könnte, begann ihn der Dämon zu plagen und ließ ihn keinen Moment in Ruhe.

Gequält und verzweifelt brüllte der Mann, der Dämon solle seinen sterbenden Freund gesund machen. Er dachte, dies würde den Dämon lange beschäftigen. Kaum hatte der Mann die Worte ausgesprochen, als der Dämon rief, es sei schon getan. Bei jeder neuen Aufgabe rief der Dämon nur, es sei schon getan. Je schneller der Mann sich neue Aufgaben ausdachte, desto schneller erledigte der Dämon sie. Endlich fielen dem Mann keine Aufgaben mehr für den Dämon ein. Während er sich noch den Kopf zerbrach, wurde der Dämon immer größer und griff nach dem Bewußtsein des Mannes. Der Mann spürte, wie sein Bewußtsein schwand. Er nahm die Wirklichkeit nicht mehr wahr, und seine gequälte Seele litt. In seiner Verzweiflung sprang der Mann aus dem Fenster und rannte voll Angst in den Wald, bis er schließlich den Dämon abgeschüttelt hatte.

Um sein Leben fürchtend, rannte der Mann einen Weg entlang. So

blind rannte er drauflos, daß er mit jemandem zusammenstieß und erschöpft auf die Erde fiel. Er sah einen Schamanen über sich gebeugt, richtete sich sofort auf und flehte den Schamanen auf Knien an, ihm zu helfen. Geduldig hörte sich der Schamane die Geschichte des Mannes an und nickte verständnisvoll mit dem Kopf. Als der Mann geendet hatte, meinte der Schamane lächelnd, daß jeder solch einen Dämon habe. Mit diesen Worten zupfte er sich eines seiner gelockten Haare vom Kopf und reichte es dem Mann. Dies, sagte er, solle der Mann dem Dämon geben und ihm befehlen, das Haar zu glätten. Der Mann konnte gar nicht glauben, daß etwas so Einfaches wie ein Haar den Dämon zur Ruhe bringen konnte, denn der Dämon tat alle Dinge so plötzlich und rasch. Bevor der Mann etwas sagen konnte, war der Schamane verschwunden.

Der Mann machte sich auf den Heimweg, das Haar fest umklammert. Auf einmal sprang der Dämon aus dem Gebüsch und fing wieder an, den Mann zu plagen. Dumm grinsend und zögernd überreichte dieser dem Dämon das Haar und befahl ihm, es glattzuziehen. Mit dröhnendem Lachen packte der Dämon das Haar mit beiden Händen, hielt es empor und zog es glatt. Als der Dämon das Haar nun losließ, ringelte es sich zusammen. Der Dämon versuchte es wieder und immer wieder, konnte aber das Haar nicht glätten. Damit schrumpfte der Dämon zusammen und hörte auf, den Mann zu plagen. Als der Mann dies sah, riß er dem Dämon das Haar

aus der Hand und befahl ihm, ihn nach Hause zu tragen. Zu Hause angekommen, gab der Mann das Haar wieder dem Dämon, der immer wieder versuchte, es glattzuziehen, während der Mann sich hinlegte und in tiefen Schlaf versank.»

Großvater beendete diese Geschichte mit einem Grinsen auf seinem Gesicht, das besagte: «Na, frag mich schon!»

Verwirrter denn je sah ich Großvater an und erkundigte mich: «Was, zum Teufel, ist der Dämon?»

Großvater erwiderte: «Ach, dein Verstand natürlich! Das unkontrollierbare Denken, das den Menschen allezeit plagt und ihm keine Ruhe läßt.»

«Und was ist dann das Haar?» wollte ich wissen.

«Du weißt doch die Antwort», meinte Großvater. «Das Haar ist: Zeremonie, Sitten und Bräuche, Tradition, Hymnen und Lieder, religiöse Kultgegenstände und sogar die Religion selbst. Es ist all das, was das Denken zum Schweigen bringt, so daß das geistige Selbst hervortreten kann. Viele halten das Haar für Meditation - die höchste Art, das Denken zu läutern und zur Ruhe zu bringen. Das Haar nämlich bildet den Hauptunterschied zwischen den Religionen - die Grundwahrheiten sind immer die gleichen.»

Ich war ganz perplex bei Großvaters Worten. Konnte die Sache so einfach sein? Konnte es sein, daß alle Grundwahrheiten der Religionen dieselben sind, daß die Unterschiede nur an einem Haar

hängen? Das Haar war das Vehikel, das den Menschen hinführte zu den Grundwahrheiten. Dazu war nötig, den logischen Verstand zum Schweigen zu bringen, um das spirituelle Bewußtsein zu erreichen. Warum also, so dachte ich, gab es nicht nur ein Haar für alle Menschen und Völker?

Großvater erriet wieder meine Fragen und sagte: «Weil es so verschiedene Arten von Menschen gibt. Darum gibt es viele Techniken - oder Haare -, die nur für den einzelnen wirksam sind. Wenn der Mensch die einfachen Wahrheiten zu komplizieren sucht, werden auch all diese Haare sehr kompliziert. Wenn der Mensch zur einfachen, reinen Wahrheit zurückkehren könnte, würde er keine Haare mehr brauchen. Dann läßt sich das spirituelle Bewußtsein auf einfache, lautere Art erreichen: nämlich so, wie die Natur es uns lehrt.»

Diese Erklärung war so einfach und leicht verständlich, daß ich sie anfangs nicht akzeptieren konnte. Den größten Teil des Tages mußte ich umherwandern und nachdenken. Als ich mein eigenes Leben in der Wildnis betrachtete, mußte ich feststellen, daß die Wildnis für mich ein «Haar» geworden war. Als ich dann andere Religionen und Philosophien betrachtete, verstand ich allmählich all die verschiedenen «Haare» - und auch, daß sie die Hauptunterschiede zwischen all diesen Glaubensrichtungen bildeten. Wenn ich es schaffte, über alle diese «Haare» hinauszugehen, dann würde ich zu

den Grundwahrheiten aller Religionen gelangen. Aber, so dachte ich, diese Aufgabe mochte den größten Teil eines Menschenlebens verlangen.

Und nun wurde mir klar, daß Großvater genau dies getan hatte. Er war Student aller Philosophien, und seine Hauptaufgabe im Leben schien zu sein, die Dinge einfacher darzustellen. In den folgenden Jahren entlehnte er häufig Lehren und Zitate aus allen möglichen Glaubensrichtungen: Taoismus wurde vermischt mit Passagen aus buddhistischer Überlieferung; Christentum zusammen mit Hinduismus zitiert. Sein Wissen wie seine Neugier schienen grenzenlos. Doch eine einfache Tatsache blieb - die auch für mich bis heute geblieben ist: Bei all seinem Wissen, all seinen Reisen, kam er immer wieder zurück auf die Einfachheit und das Glück der freien Natur. Denn dort, in der wilden freien Natur, werden die Feuer des Geistes entfacht. Und sie ist der gemeinsame Nährboden aller Glaubensrichtungen.

Meine Visionssuche

Für einen Menschen, der beständig strebt, den geistigen Weg zu gehen, gibt es nicht nur eine Visionssuche, sondern viele. Sie sind häufig und unterscheiden sich nach Ort und Zeit. Nach der allerersten Visionssuche kommen andere, ungeplant vom logischen Denken. Die nachfolgenden Erfahrungen sind vielmehr vom spirituellen Bewußtsein geleitet. Manchmal führt uns der Geist dazu, eine Visionssuche sofort anzutreten. Dann wieder läßt er uns Zeit zu planen. Auf diese Weise, indem wir unser Selbst offenhalten für den Geist, können wir in unmittelbarer Verbindung mit der Welt der Vision bleiben. Denn von der Visionssuche wird uns alle Führung zuteil. Aus der Welt des Geistes erfahren wir Antwort und Orientierung - auf reine Art. Durch Fasten und Gebet an einem abgegrenzten Platz werden die Ablenkungen des Menschen überwunden, das Bewußtsein wird rein - und wird Geist.

Bei der Visionssuche werden neue Orientierungen vermittelt, wird das Wissen aus früheren Suchen voll offenbart. Vor allem aber läßt sie das innere Selbst, das geistige Selbst, hervortreten. Wir erfahren, was wir im Leben tun sollen, und die tiefsten Wünsche des Herzens werden uns kundgetan. Neben einem Leben in der Reinheit der Wildnis bleibt die Vision das wichtigste Werkzeug, das wir besitzen. Sie enthält alle Antworten. Wie Großvater sagte, bietet sie uns die Möglichkeit, unser physisches Selbst einmal schlafen zulassen, so

daß der Geist Zeit findet, in Reinheit zum Schöpfer und zu der Erde zu sprechen. Nicht nur dringt sie bis zu den tiefsten Wünschen des Herzens vor, sondern sie offenbart uns auch, was der Schöpfer von uns erwartet. Sie lehrt uns, für das höhere Selbst tätig zu sein.

In den zehn Jahren, die ich bei Großvater verbrachte, und in den zehn Jahren, die ich auf Wanderschaft war, unternahm ich alljährlich wenigstens vier Visionssuchen. Manche dieser Erfahrungen waren sehr kurz und dauerten nur ein bis zwei Tage. Andere dauerten viel länger als die normalerweise erforderlichen vier Tage. Viermal im Leben unternahm ich eine Visionssuche von vierzig Tagen und länger, und von meiner ersten vierzig-tägigen Visionssuche will ich jetzt berichten. Diese Suche war eine meiner wichtigsten Erfahrungen, denn sie wurde zur wichtigsten Richtschnur und Triebkraft meines Lebens. Durch diese Visionssuche wurde mein Leben auf den Pfad geführt, den ich heute noch wandere. Und diese Visionssuche kündigte mir auch an, daß ich eines Tages die Wildnis verlassen und in die Welt der Menschen zurückkehren würde.

Warum vierzig Tage? Ich weiß es eigentlich nicht. Ich weiß nur, daß Zeit und Ort von einer Kraft außerhalb von mir vorgeschrieben waren. Vielleicht deshalb, weil ich in der Zeit meiner Vorbereitung das Leben Christi studierte. Ich war fasziniert, daß auch er eine Visionssuche von vierzig Tagen unternommen hatte. Beim Studium anderer Philosophien entdeckte ich, daß eine Epoche von vierzig

Tagen etwas Besonderes zu sein schien. Geht man zurück bis in die Zeit der Arche Noah, so regnete es vierzig Tage und Nächte lang. Ich habe noch immer den tiefen Wunsch, in dieselbe Wüste wie Jesus zu gehen und dort eine Suche von vierzig Tagen zu unternehmen. Tief innen fühle ich mich dazu berufen, denn die Suche nach der Vision enthält so viel Weisheit. Auch zum jetzigen Zeitpunkt meines Lebens fühle ich mich im ersten Anfangsstadium einer solchen Suche noch immer unwürdig. So vieles muß ich noch lernen.

Ich empfing die Anweisung zu einer Visions-Quest von vierzig Tagen in dem Sommer, als ich vierzehn geworden war. Es war früh im Sommer, und ich verarbeitete immer noch meine letzte Suche. Fast zwanzigmal war ich zu dieser Zeit meines Lebens schon auf Visionssuche gegangen, und immer noch wartete ich auf die Große Vision, von der ich Großvater so oft hatte sprechen hören. Die letzte Quest war unglücklicher gewesen als alle anderen. Beinahe zwei Tage lang hatte ich betend in diesem abgeschlossenen Kreis gesessen. Mehr denn je hatten Erde und Schöpfung geschwiegen. Nichts sprach zu mir, und ich war nicht fähig, mit dem Schöpfer zu kommunizieren. Ich glaubte, daß meine Gebete auf steinigem Boden fielen, daß alles sich abgewandt hatte von mir. Zunehmend war ich frustriert, wie schon so oft, voll vom Gefühl der Unwürdigkeit und von Selbstzweifeln.

Während ich auf den Sonnenaufgang des vierten und letzten Tages

wartete, sank ich in den ersten tiefen Schlaf meiner Quest. Beim Erwachen sah ich, daß es immer noch dunkel war und daß sich nichts verändert hatte - außer, daß ich nicht mehr so paranoid war. Ich fühlte mich klar und heil. Und nun erkannte ich, daß ich nicht mehr beobachtet wurde. Aus irgendeinem sonderbaren Grund hatte ich das Gefühl, als hätte ich eine Art Probe bestanden, auch wenn ich nicht wußte, wie oder warum. Ich fühlte mich so wach und lebendig. Die dunkle Landschaft gewann eine Reinheit, wie ich sie nie erlebt hatte. Ich hatte dieses Gefühl, das man nach Abschluß einer schwierigen Unternehmung haben mag, dieses Gefühl von Erfolg und Leistung, und auch ein Gefühl, als sei mir eine riesige Last von den Schultern genommen.

Während am fernen Horizont das erste Dämmerlicht aufschimmerte, startete ich auf die Stelle, wo schließlich die Sonne aufgehen mußte, und sah den Himmel zunehmend heller werden. Die ersten Strahlen der Sonne brachen ins dunkle Land. Und ich hielt ungläubig staunend den Atem an. Es waren gar nicht die Pine Barrens, sondern eine Landschaft, die ich noch nie gesehen hatte. Ringsum waren zerklüftete Felsen, spärliche Vegetation und heißer Sand. Das Land wirkte nackt und dürr. Bevor noch die Sonne aufgegangen war, spürte ich drückende Hitze, fast wie in einem Backofen. Der Wind erhob sich mit heißem, zischendem Atem, stöhnte durch Felsspalten, raschelte über den wehenden Sand. Ich

zweifelte nicht, daß ich wirklich dort war, denn es wirkte nicht wie ein Traum. Ich spürte den Ort mit allen Sinnen und hatte volle Körperkontrolle. Zumindest glaubte ich, Macht über meinen Körper zu haben - bis ich dann aufzustehen versuchte und feststellen mußte, daß ich wie festgenagelt am Boden klebte.

Und nun fühlte ich mich von einer Kraft angezogen, mächtiger, als ich es je erlebt habe. Sie zwang mich, direkt in die Sonne zu schauen, die mir beinah die Augen aus dem Kopf brannte. Ich spürte, wie die Sonne mein Gesicht versengte, und Blasen sprangen an meinen Lippen auf. Dort in der Sonne stand ein Mann, wie ganz aus Licht geschaffen. Er hatte langes, wehendes Haar und trug weiße Gewänder. Verblüfft nahm ich an, es müsse Jesus sein. Mein kritischer Verstand erwachte wieder und schalt mich für diesen Gedanken. Unmöglich, der Mann kann nicht Jesus sein!, dachte ich. Wer bin ich denn, ich elender Wicht? Nur Würdigere als ich können solche Visionen und Botschaften empfangen.

Als ich den Blick hob zu diesem aus Licht geschaffenen Mann, erklang eine Stimme aus dem Erdboden, die mich direkt ansprach. Die Stimme sagte: «Die Bibel lehrt uns, daß wir Jesus nacheifern sollen. Wir sollen ein Leben führen, wie Jesus es lebte; wir sollen ihm folgen. Viele Schüler glauben daran. Aber warum versuchen sie nicht, Jesus für vierzig Tage in die Wüste zu folgen? War dies nicht auch ein Gleichnis, eine Lehre und ein Befehl? Und warum folgen

die wenigsten ihm dorthin? Weil es zu schwer ist! Was also wirst du tun? Wirst du die Lehre in den Wind schlagen? Oder wirst du tun, was er dir und vielen andern zu tun befahl? Du kannst diese Suche nicht mehr aufgeben. Tätetest du es, du würdest dein Leben verleugnen und deine Vision verlieren. Nur der Schöpfer entscheidet, ob wir würdig sind, nicht unser kritisches Denken. Akzeptiere es endlich: Du wurdest beobachtet, auf die Probe gestellt — und erwählt.»

Das Wort «erwählt» wiederholte die Stimme, bis es mir wie ein Echo in den Ohren hallte. Und in der Herrlichkeit der Pine Barrens erwacht, murmelte ich das Wort immer wieder vor mich hin. All dies war ein Traum gewesen, wenn auch ein starker und lebhafter. Vermutlich die Folge meiner Beschäftigung mit dem Leben Jesu und vieler anderer Propheten der Vergangenheit. Tief in Gedanken, lief ich ins Camp zurück. Unmöglich konnte ich auserwählt sein, wofür auch immer, denn in spirituellen Dingen war ich doch ein Kind. Jesus, falls er es war, würde doch keinen berücksichtigen, der nicht jeden Sonntag zur Kirche ging, so dachte ich.

Großvater saß im Camp und erwartete mich. Er sah mich aufmerksam an und ließ mich nicht aus den Augen. Ohne zögern erzählte ich ihm von meiner Visionssuche und daß sie mir nichts gegeben hatte außer einem ganz absurden Traum. Auch den Traum erzählte ich ihm, mit allen Einzelheiten, während er dasaß und aufmerksam lauschte. Nachdem ich mit meiner Geschichte fertig

war, meinte ich spöttisch, wahrscheinlich habe mein Kopf diese Illusion produziert, denn sicherlich könne ich nicht auserwählt sein.

Großvater lächelte und sprach: «Wenn dieser Traum keine Wahrheit enthalten soll, wieso ist dein Gesicht dann so von der Sonne verbrannt? Und deine Lippen so rissig und voller Blasen? Heute hat zum erstenmal seit fünf Tagen die Sonne geschienen, und auch nur für wenige Minuten. Mein lieber Enkel», fuhr er fort, «nicht wir entscheiden darüber, ob wir würdig oder auserwählt sind. Der Schöpfer ist es, der uns erwählt. Und jene, die sich für würdig halten, werden niemals auserwählt sein. Du mußt gleich anfangen mit deinen Vorbereitungen für eine vierzigtägige Suche, wie diese Vision es dich geheißt hat. Du hast keine andere Wahl.»

Die ersten Vorbereitungen für meine Visionssuche bestanden darin, gründlich über die gerade vergangene nachzudenken. Es war gewiß nicht Jesus gewesen, der mir erschienen war, denn dessen fühlte ich mich nicht würdig. Solche Visionen waren nur für Leute von großer geistiger Macht bestimmt; Leute, die etwas bewirken konnten und Energie hatten, um ihre Vision zu verwirklichen. Großvater mochte würdig sein, Jesus zu sehen, aber nicht ich. Spirituell war ich nur ein Kind. So begnügte ich mich damit, daß mir ein Geist erschienen war, der aussah wie Jesus; dies war als Anweisung deutlich genug. In den Wäldern zu leben, nach der Philosophie der Erde zu leben, dies entsprach ohnehin nicht genau

den Lehren Jesu. Also konnte er logischerweise nicht zu mir gekommen sein.

Wieder unterbrach Großvater mein Nachdenken. «Es ist unerheblich, wer oder was der Geist war, der heute morgen zu dir kam. Wichtig ist nur die Botschaft, die du empfangen hast. Dein Herz kennt ihn, der zu dir kam. Aber dein Verstand, dein von der Gesellschaft geprägtes Denken, kann dies nicht akzeptieren.»

Ich sagte: «Mein Herz hat ihn als Jesus wahrgenommen. Und ich spüre ihn.»

«Wenn es so ist, wie dein Herz dir sagt, dann ist es deine Wahrheit. Aber noch einmal: Kümmere dich nicht um den, der die Botschaft überbringt; folge vielmehr der Anweisung, die in der Botschaft enthalten ist.

Du hast mir erzählt, daß du dich beobachtet fühltest. Daß dein Körper und dein Bewußtsein offen vor aller Augen dalagen und daß du dich verfolgt und auf die Probe gestellt fühltest. Dies nun ist der Grund für eine solche lange Visionssuche: Die Geister haben in dein Herz geblickt, dich geprüft und dich der Quest von vierzig Tagen für würdig befunden. Sie sind bereit, dich zu führen und dich zu lehren. Du bist infolge dieser Prüfung erwählt worden. Das sieht man auch daran, daß die eine Visionssuche dich auf so eindringliche Art zur nächsten führt. Die Botschaft und Anweisung muß sehr wichtig sein. Denk also nicht darüber nach, wer dir die Botschaft gesandt hat.

Bereite dich vor und beginne rasch. Ich fühle, es eilt, und die Zeit wird knapp.»

Als ich durch die Gegend wanderte, um den richtigen Platz für die Quest zu suchen, kreiste mein Denken um die Ereignisse meiner letzten Vision. Tief innen fühlte ich, daß ich diese Suche in einer heißen und dünnen Einöde unternehmen wollte, ähnlich dem Ort, den ich in meiner Vision gesehen hatte. Immer wieder durchstreifte ich in den folgenden Wochen manche Gebiete der Pine Barrens, aber keines entsprach dem Gefühl meines Herzens oder dem, was ich mir vorgestellt hatte. Einige Male kam ich zu einer alten verlassenen Kiesgrube. Immer wenn ich diese öde Landschaft überblickte, schien mir mein Herz zu sagen: «Hier ist es!» Aber mein Verstand wollte sich nicht damit abfinden, eine so entscheidende Visionssuche an einem von Menschen geschaffenen Ort anzutreten. So suchte ich weiter, ziemlich verzweifelt inzwischen, weil meine Zeit knapp wurde.

Mitte Juli hatte ich noch immer nicht diesen bedeutsamen Platz gefunden und fast schon die ganze Idee aufgegeben. Ich dachte, es müsse möglich sein, die Quest an einem der Plätze zu unternehmen, die ich für frühere Suchen gewählt hatte. Ich wußte, daß es in den Pine Barrens keine wirklich wüstenähnlichen Gegenden gab. Der einzige Ort, der dem annähernd entsprach, war eben dieses von Menschen gegrabene Riesenloch. Aber der Platz war nicht rein und

natürlich, wie ich ihn mir wünschte. Inzwischen war ich mehr als frustriert, denn in vier Tagen sollte die Quest beginnen, und ich hatte noch immer nicht den Platz gefunden, auch nicht mit meinen Gebeten und Vorbereitungen angefangen. Allmählich glaubte ich, daß die spirituelle Welt ihre Meinung geändert habe: Ich sei nun unwürdig, weil ich nicht den richtigen Platz finden konnte.

Großvater sah mich lange an, und wieder kam es mir vor, als lägen meine Gedanken offen und ungeschützt vor seinem Blick. «An welchem Platz hat dein Herz das Gefühl, du solltest die Quest unternehmen?» fragte er.

Ich erzählte ihm von der verlassenen Kiesgrube und wie mein Herz mich dorthin zog; aber andererseits könne mein Verstand diese von Menschenhand hinterlassenen Narben im Körper der Erde nicht akzeptieren, weil sie nicht rein und natürlich wären.

Großvater stand auf und sagte: «Folge mir.» Beide schritten wir zu dem Pfad hinunter, der schließlich zur Kiesgrube führte. Wir sprachen kein Wort, denn ich war zu vertieft in meine Gedanken und auch zu neugierig, was Großvater tun würde. Wir waren kaum zwei Stunden unterwegs, doch es erschien mir wie eine Ewigkeit. Wenn einem konzentrierte Gedanken durch den Kopf jagen, scheint die Zeit stillzustehen.

Wir kamen an den Rand der schluchtähnlichen Kiesgrube und setzten uns auf diesen Rand. Ich sah nichts anderes als die

Zerstörungswut des Menschen. Wie verwundet wirkte die Landschaft mit ihren tiefen, leeren Löchern. Als sei der Mensch hingegangen und hätte die Erde abgeschlachtet, um sie dann sterbend liegenzulassen. Ich empfand Ekel und Abscheu. Während die Sonne zum Horizont sank, blickte Großvater mit verzückter Miene auf den weiten, öden Graben. Ich sah ihn an und war verwirrt. Wie konnte er in Verzückung geraten vor diesem sterilen Felsenloch der Verzweiflung? Endlich sprach er: «Was siehst du, mein Enkel, wenn du diesen Platz überblickst? Ja, du siehst die von Menschenhand zugefügten Wunden. Aber kannst du - über die Wunden hinaus - die wahre Schönheit und Macht des Ortes erkennen?»

Mein Blick streifte über dieses zerstörte Land, und plötzlich sah ich die Macht und Schönheit hinter den von Menschen geschlagenen Wunden. Der Glanz und die Farbe der Steine schienen aus eigenem Feuer zu leuchten. Spuren von Leben zogen sich kreuz und quer durch die Grube. Wild zeigte sich an den Rändern, und in der Mitte, auf einem alten Baum, saß ein wunderschöner roter Milan. Überall in der Grube gab es Lebenszeichen, die ich nicht bemerkt hatte, die mir jetzt aber sichtbar wurden.

Großvater sagte: «Du siehst nur das, was du sehen willst. Dein Herz sah die Schönheit, aber dein Verstand sah nur das Ärgernis. Blicke also über deinen Verstand hinaus in dein Herz, und du wirst die Wahrheit dieses Platzes erkennen, Denn dies ist der Platz, zu dem

du geführt worden bist. Dies ist dein Platz der Vision.»

Wir blieben sitzen, bis die Sonne längst unter dem Horizont versunken war. Nur noch ein heller Strahl war zu sehen, der spärliches Licht in die Grube warf. Zum ersten Mal empfand ich die Grube als schön. Auch wenn der Mensch hier Narben geschlagen hatte, war die Schönheit der Natur noch immer vorhanden, und sie ermutigte mich zu dieser Quest.

«Möglicherweise», sagte Großvater, auf die ferne Böschung am jenseitigen Rand der Grube deutend, «ist dies deine endgültige Antwort.» Ich folgte seiner ausgestreckten Hand, und dort am anderen Ende der Kiesgrube, halb verborgen durch die Schatten der Böschung, saß ein Mann. Zitternd erkannte ich sein langes, weißes Gewand und sein wehendes Haar. Ich betete unter Tränen. Wie hatte ich so dumm sein können, nicht meinem Herz zu folgen? Als ich mich umschaute, wanderte Großvater bereits zum Camp zurück. Der Mann in Weiß war verschwunden. Doch meine Frage war beantwortet worden.

Die nächsten vier Tage versuchte ich, mich auf diese Visionssuche vorzubereiten. Ihre Länge machte mir wirklich angst. Es sollte für mich die erste Suche sein, die mehr als zehn Tage dauerte. Ich war auch unglücklich, weil ich nicht verstand, warum die Geister mich gerade hier an diesem Platz haben wollten oder was sie mir sagen wollten. Auch mit den Vorbereitungen trödelte ich. Ich konnte nicht

mehr klar denken und war trotzdem immer tief in Gedanken und Zweifeln. In der Schwitzhütte wußte ich nicht, worum ich beten sollte, und in der Morgen- und Abendmeditation begriff ich nicht, was ich tun oder sagen sollte. Nicht einmal die Tiere und Pflanzen waren bereit, zu mir zu sprechen. Je näher die Zeit heranrückte, da ich die Quest beginnen wollte, desto einsamer fühlte ich mich.

Am verabredeten Morgen erwachte ich früh, und das ganze Camp lag verlassen. Rick und Großvater waren irgendwann in der Nacht fortgegangen und hatten alle ihre Sachen mitgenommen. Anscheinend würden sie nicht wiederkommen. Alles war still, als ich zum Rand der Kiesgrube ging. Selbst wenn ich die Welt mit dem Blick des spirituellen Bewußtseins zu sehen versuchte, blieb alles still, bedrückend still und manchmal beängstigend still. Während ich voller Angst weiterging, spürte ich draußen im Busch Dinge, die sich bewegten. Auch spürte ich, daß es keine Wesen aus Fleisch und Blut waren, sondern Geister. Jetzt fing das Gefühl, geprüft und beobachtet zu werden, wieder in meinem Kopf an zu hämmern. Nie hatte ich etwas dergleichen erlebt, bei keiner anderen Quest. Mir war, als wanderten ganze Heerscharen mit mir zur Kiesgrube hinaus.

Endlich kam ich zum oberen Rand der Grube und wanderte auf eine Art Zinne hinaus, die die ganze Kiesgrube überblickte. Es war die Landzunge, die am weitesten in die Mitte der Grube hineinragte, knapp zehn Fuß breit an der Krone, wo spärliche Vegetation das

ursprüngliche Niveau anzeigte, die Wände fast dreißig Fuß senkrecht abfallend. Von dort, ziemlich im Mittelpunkt der ganzen Grube, hatte ich freien Ausblick nach allen Seiten. Ein gutes Gefühl war das. Aber ich spürte, daß viele Wesen mich von den Rändern der Grube beobachteten. Wieder hatte ich den scheußlichen Eindruck, als würde ich verfolgt und auf die Probe gestellt.

Ruhig saß ich da und starrte in die Dunkelheit. Ich wußte, der Morgen war nah, aber der ferne Lichtschimmer erhellte noch kaum die Weite der Grube. Im Schatten der fernen Böschung sah ich etwas sich bewegen. An der Art seiner Bewegungen und den Umrissen der Gestalt erkannte ich, daß es der «Stalker» war, von dem Großvater so oft gesprochen hatte. Mir standen die Haare zu Berge, das Herz pochte mir bis zum Hals. Als ich den Gestank des gespenstischen Wesens roch, wurde mir übel. Wie immer war es ein Geruch von fauligem Fleisch und Verwesung - ein Geruch, der mir Schauer über den Rücken jagte und mich in Panik versetzte. Es war das Ungeheuer, das ich in den Pine Barrens am meisten fürchtete.

Großvater hatte gesagt, wir würden Dämonen aller Art auf unserem geistigen Weg begegnen. Die meisten seien uns wohlbekannt, denn sie kämen in Gestalt von Selbstzweifel, Ablenkung und vielen anderen negativen Gefühlen und Gedanken. Es gäbe auch andere Dämonen - solche, die Böses wollten. Diese Dämonen könnten Verwirrung, Verletzungen und schlechte Medizin,

sogar den Tod bewirken. Diese Dämonen hätten seit jeher den Geist und die Seele des Menschen verfolgt. Manche gehörten zur gleichen Art wie der Dämon, den Jesus dem Mann im Tempel austrieb. Diese Dämonen wären unsere mächtigsten Feinde, denn sie nährten sich von Furcht und Selbstzweifel. Etlichen könnten wir standhalten, andere aber müßten wir zurückschlagen und besiegen. Soviel ich wußte, konnte man diesem Stalker nicht standhalten, ihn auch nicht besiegen: so groß war seine Macht. Großvater hatte nur wenig von ihm erzählt und überhaupt das Thema vermieden. Er meinte lediglich, daß ich mich eines Tages mit dieser Macht auseinandersetzen müßte, und dieser Zusammenstoß würde meine letzte große Bewährungsprobe sein.

Wir hatten es schon oft mit Dämonen zu tun gehabt. Keine einfachen braven Gespenster, sondern böse Geister mit mächtiger Absicht. Wir hatten erlebt, wie sie Tod und Unfälle verursachten. Wir hörten sie kreischen aus nächtlichen Sümpfen und stöhnen aus alten, einsamen Häusern. Wir sahen sie, wenn sie als gepeinigte Seelen über verlassene Friedhöfe wandelten. Wir hatten ihre Blutopfer erlebt und beobachtet, wie sie die Geisterplätze der Wälder heimsuchten und uns mit Gekreisch und bösem Gelächter vertrieben. Anscheinend lebten sie im Nebel des menschlichen Denkens und verkörperten sich im Fleisch, sobald Negativität und Haß ihnen Macht verliehen. Sie waren Wirklichkeit und Traum zugleich, und

doch konnten sie auf der Erde, auf Bäumen, Tieren und Menschen ihre Spur hinterlassen. Wahrhaftig, es war eine schmale Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit. Zum Glück blieben sie an den bösen Plätzen und kamen selten zum Vorschein — es sei denn, sie wurden angezogen von etwas Geistigem, das sie vernichten wollten.

Dieser nun, der «Stalker», schien der bösartigste und mächtigste unter ihnen zu sein. Er konnte jeden Platz zu einem bösen Platz machen, Seele und Geist mit seinem Haß infizieren und einen spirituellen Wanderer von seinem Weg abbringen. Und nun spürte ich ihn, aus welchem Grund auch immer, am Anfang meiner langen Visionssuche. Ich hatte Angst, wie schon lange nicht, aber — verdammt! — ich war entschlossen, der Angst nicht nachzugeben und vor der Quest davonzulaufen. Sie war zu wichtig, und nichts sollte mich vertreiben von diesem Platz. Ich wäre bereit gewesen, dort zu sterben, falls es sein mußte. Bei diesem Gedanken verschwand die Erscheinung des Stalkers, und die ganze Gegend erwachte im Morgengrauen.

Großvater hatte gesagt, daß es nur wenig Unterschied machte, ob ein Dämon Realität, Traum oder Einbildung sei. Solch ein Dämon könne Schmerz und Leiden zufügen, er könne das Denken verzerren. Dämonen könnten einen vom geistigen Weg abbringen, sie könnten Körper und Geist mit Krankheit und Laster schlagen. Dämonen nährten sich vom Haß und Zorn des Menschen, sie gediehen auf der

dunklen Seite des Geistes-der-in-allen-Dingen-wirkt. Sie lebten im Bösen und für das Böse. Ihr ganzes Tun und Trachten sei das Böse. Die Dämonen sind die dunkle Seite des Menschen, pflegte Großvater zu sagen. Immer wenn der Mensch die freie Wahl habe zwischen Gut, Böse oder Gleichgültigkeit, sei dies die Geburtsstunde der Dämonen. Dämonen waren also die Geister des Bösen und der Finsternis.

Die ersten zehn Tage meiner Visionssuche waren die reine Hölle. Wieder war es, als weigerte sich die Natur, zu mir zu sprechen; als hätten alle Geistwesen sich von mir abgewandt.

So allein fühlte ich mich, und doch wurde der Eindruck, beobachtet zu werden, manchmal so intensiv, daß ich vom Platz der Vision fliehen wollte. Die Landschaft war so öde und geschändet durch diese klaffende, von Menschen geschlagene Wunde. Wohin ich auch schaute, überall sah ich Schmerz, und Narben. Die Erde schien tot, die Wunde schien tief und eitrig und voller Leiden. Ich kochte vor Haß und Wut. Der Mensch hatte nichts getan, um diese Verletzungen zu verbergen oder zu heilen. Wie eine dauernde Mahnung lag diese Wunde vor mir, immer vor meinen Augen und in meinem Sinn - ein Denkmal menschlicher Dummheit und Bedenkenlosigkeit. Die Klippe, auf der ich saß, war völlig den Elementen preisgegeben und von überall einzusehen. Tags versengte die Sonne meinen Körper, und stundenlang zitterte ich im kalten

Wind der Nacht. Jeder Tag schien schlimmer als der vorhergehende, und jeden Tag glitt ich weiter aus der Realität des Lebens heraus. Noch immer sprach nichts und niemand zu mir; das Alleinsein wurde bedrückend und unerträglich. Aus Verzweiflung versuchte ich hin und wieder zu beten, und immer wieder kam keine Antwort, nicht einmal vom wolkenleeren Himmel. Es war mehr an körperlicher und emotionaler Pein, als ich je auf einer Quest zu ertragen hatte; mein Geist sehnte sich danach, befreit zu werden. Freiheit aber war nur ein Märchen. Meine Bestimmung war ein Gefängnis ohne Ausgang.

Die Nächte waren noch unerträglicher als die Tage. Die Nacht produzierte die absurdesten Halluzinationen. Dann war auch der Schmerz unerträglicher, denn Erschöpfung und Dunkelheit steigerten mein Unbehagen und entstellten jeden Gedanken. Schatten und leise Geräusche verrieten Dämonen. Nachts fühlte ich mich noch verletzlicher, schwächer und noch erbarmungsloser beobachtet. Manchmal fühlte ich mich auch von Spott verfolgt, wenn nämlich Selbstzweifel blühten und Angst mich als einzige Realität beherrschte. In der zehnten Nacht kam ich an meine Grenze und konnte es nicht mehr ertragen. Ich stand auf, um vor Angst und Schmerzen zu fliehen. Aber ich stürzte ins Nichts.

Ich spürte, wie Körper und Geist sich auflösten. Die Wirklichkeit existierte nicht mehr; ich konnte nicht mehr denken. Mir war, als erwachte ich aus einem schlimmen Traum. Doch in welche Realität

ich erwachte, war mir unbegreiflich. Die Welt hatte sich verändert.

Die Kiesgrube lag da wie zuvor; aber ringsumher war alles anders. Die Pine Barrens, die einst den Rand der Grube grün umrahmten, waren verdorrt und abgestorben. Da war kein Laut, kein Geräusch. Die Luft stockte vom Gestank ätzender Chemikalien, vermischt mit dem Geruch von fauligem Fleisch. Wenn ich zum Himmel sah, schwitzten die Sterne Blutstropfen aus, die mit zischendem Donnerhall auf die Erde fielen. Sterne und Himmel waren rot, blutrot, und vor Übelkeit konnte ich nicht mehr atmen.

Keuchend lag ich am Rand der Grube, schnappte nach Luft, versuchte meinen Magen zu beruhigen. Erst jetzt merkte ich, daß der ganze Boden der Grube mit Leichen übersät war. Menschliche Leichen, jung und alt, schrecklich entstellt, kaum bekleidet und beinah ganz verwest, lagen von einem Ende der Grube zum andern verstreut. Der Gestank war so ekelregend, daß mir die Augen tränten. Es war eine grausige Wirklichkeit, die mich bis ins Mark erschütterte. Fortlaufen konnte ich nicht. So sehr ich mich aufzustehen bemühte, die Erde hielt mich fest wie angeleimt.

Ich hörte Stimmen und leichte Schritte auf dem Kies dort unten, Hoffnung keimte in meiner Brust, und ich schob mich wieder zum Rand der Klippe. Als ich ins dunstige Grau hinabschaute, sah ich eine Reihe von Kindern durch die Grube schleichen. Sie spähten vorsichtig in die Runde. Einige trugen Knüppel in der Hand, andere

Speere, aus Besenstielen fabriziert; und alle waren sie schrecklich mager, dürftig bekleidet und fürchterlich schmutzig. Sie schienen verängstigt, und doch wußten sie offenbar, was sie taten und wohin sie gingen.

Ich zog mich zurück vom Klippenrand, lag auf dem Rücken und versuchte diesen Alptraum aus meinen Gedanken zu vertreiben. Jetzt hörte ich ein malmendes Geräusch, das mich wieder wachsam zum Rand der Klippe zog. Ich spähte hinunter — und so übel wurde mir von dem Anblick, daß ich mich übergeben mußte. Die Kinder zerfleischten die Leichen dort unten. Manche der Kinder nagten an Gliedmaßen und Fingern, andere verschlangen innere Organe, und alle waren sie blutbesudelt und beschmutzt von fauligem, madigem Fleisch. Ich konnte nicht mehr hinsehen und zog mich zurück. Es war unbegreiflich, unvorstellbar!

Jetzt erschrak ich vom Dröhnen eines Lastwagens am gegenüberliegenden Rand der Kiesgrube. Dort rollte ein riesiger Kipplastwagen rückwärts an die Böschung heran. Rasch überzeugte ich mich, ob die Kinder noch da waren - aber sie waren verschwunden. Dann sah ich doch einige von ihnen: versteckt hinter einem hohen Leichenhaufen, von wo sie den Lastwagen beobachteten. Anscheinend hatten sie Angst, entdeckt zu werden. Und jetzt begann der Lastwagen seine Ladung über den Grubenrand zu kippen. Entsetzt sah ich, daß dort Leichen hinuntergekippt

wurden. Leichen, noch ausgemergelter als jene in der Grube. Anscheinend waren die meisten der Leute verhungert.

Dann fuhr der Lastwagen fort. Bewaffnete Männer standen auf seinen Trittbrettern, während er langsam die Straße entlang holperte und in einer Staubwolke verschwand. Die Kinder kamen aus ihrem Versteck und tasteten sich vorsichtig zum anderen Ende der Grube. Manche der Kinder waren kaum älter als sechs, die größten vielleicht elf oder zwölf. Beim frischen Leichenhaufen dort angekommen, stürzten sie sich mit Wolfshunger auf das Fleisch. Es schien sie nicht zu stören, daß sie Menschen fraßen; auch ließ ihre Wachsamkeit deshalb nicht nach. Sie erinnerten eher an ein Rudel aasfressender wilder Hunde als an menschliche Wesen.

Ein Schuß krachte plötzlich vom jenseitigen Grubenrand: Einer der Jungen kollerte herab vom Leichenhaufen, seine Brust blutüberströmt. Noch ein Schuß fiel, und wieder fiel eines der Kinder. Noch einer. Und noch einer. Jetzt rannten die Kinder in kopfloser Flucht über das Leichenfeld zur gegenüberliegenden Böschung. Sie liefen im Zickzack, die Köpfe geduckt, was mir verriet, daß sie so etwas schon erlebt hatten. Vier Kinder lagen tot auf dem Leichenhaufen, und ein verwundetes Kind, anscheinend tödlich getroffen, versuchte sich kriechend in Sicherheit zu bringen. Wieder ein Schuß, und das Kind rührte sich nicht mehr. Ich war so gelähmt vor Übelkeit und Entsetzen, daß ich an Hilfeleistung gar

nicht denken konnte. So fremd war mir dieses ganze Schauspiel, daß ich es verstandesmäßig nicht zu erfassen vermochte. Mich regierten fast nur noch Instinkte des Urbewußtscins.

Jetzt sah ich Männer, gekleidet wie Soldaten in Tarnanzügen, an den Rand der Grube heranschleichen. Sie suchten den Boden der Grube und die steilen Wände ab - Gewehre im Anschlag, als rechneten sie jeden Moment mit einem Angriff. Endlich stiegen drei der Männer hinab in die Grube, während die anderen Wache standen. Die Männer dort unten weideten die Kinder aus - wie ein Jäger ein Reh ausweiden würde - und schleppten die Leichen über die ferne Böschung hinauf. Ein sonderbarer Geländewagen, ebenfalls mit Tarnanstrich, tauchte jetzt auf dem Schauplatz auf, und die Männer machten Feuer. Sie wirkten entspannter, rissen Witze und schwatzten mit lauter Stimme.

Stundenlang, wie mir schien, konnte ich sie beobachten. Sie brieten eines der Kinder am Feuer und begannen mit ihrem grausigen Schmaus. Die anderen Kinderleichen wurden festgebunden auf Motorhaube, Stoßstangen und Rollbügel des Jeeps. Einer der Männer pißte in eine Blechbüchse und reichte sie einem anderen, der sie bis zur Neige austrank. Gerade als sie in ihren Jeep steigen und losfahren wollten, krachten wieder Schüsse, und der Wagen holperte In einen Leichenhaufen auf der Straßenmitte. Die aus der Grube geflüchteten Kinder hatten den Männern aufgelauert und den Jeep in Brand

gesteckt. Jetzt sammelten sie alle Gewehre ein und verzogen sich in den sterbenden Wald, der von den Pine Barrens übriggeblieben war. Alles war so schnell passiert, daß ich nicht einmal die Toten zählen konnte.

Die nächsten Stunden rührte sich nichts. Da gab es nichts - außer dem Fäulnisgestank der Leichen und giftigem Rauch in der Luft. Plötzlich sah ich einen der Männer, offensichtlich nur leicht verwundet, die Straße hinunterschleichen. Impulsiv folgte ich ihm, vorsichtig die Umgebung im Auge behaltend. Es gab keine Tiere, keine Vögel, kein lebendiges Grün. Auch Wasser gab es nicht, und die einzige Spur von Leben waren Schmeißfliegen und aasfressende Käfer. Stundenlang folgte ich jenem Mann durch die tote Landschaft, während die Luft immer dicker wurde von Industriequalm und chemischen Dünsten.

In der Ferne sah ich die Steinwüste einer großen Stadt und ging vorsichtig näher. Die einst stolze Stadt war nur noch ein Haufen von Ruinen. Die Luft war dunstig und giftiger als an der Kiesgrube. Menschen lagen sterbend zwischen den Trümmern, Leichen waren auf Bürgersteigen aufgestapelt. Manche der Leichen waren angenagt. Qualmende Feuer leckten an den Resten verkohlter Menschenknochen, und einzelne Gestalten wankten wie betäubt durch die wüsten Straßen. Ich kam an einem Laden vorbei, dort hingen an Fleischerhaken Teile menschlicher Leichen. Anscheinend

kaufen die Leute das Fleisch wie früher Koteletts beim Metzger. Kanister mit einer trüben Flüssigkeit standen im Hintergrund des Ladens, bewacht von einem bewaffneten Posten. Überall Tod, menschliches Leiden, übelste Umweltzerstörung.

Besinnungslos wanderte ich durch die Straßen, zu betäubt, um noch nachzudenken oder zu reagieren. Irgendwann merkte ich, daß die Leute mich offenbar nicht sehen konnten. Ich war ein Geist aus der Vergangenheit, nicht von ihrer Welt. Je länger ich umherwanderte, je mehr ich sah, desto verzweifelter meine Tränen. Dies war also die Zukunft, die in den Prophezeiungen angekündigt war. Auf dem Rückweg zur Kiesgrube trat mir ein alter Mann in den Weg, der mich anscheinend sah. Sein Gesicht wirkte abgezehrt, voll eiternder Schwären, sein Körper ein Hungergerippe. Er blickte mir in die Augen und kreischte mit schwacher Stimme: «Warum hast du nichts getan? Warum hast du mich zu dieser Hölle verurteilt?» Er hielt inne, sah mich lange an und sagte: «Ist dies das Vermächtnis, das du mir hinterlassen hast, Großvater?» Gleich darauf erwachte ich am Rande der Grube. Ich war wieder in meiner Realität.

Völlig erschüttert war ich durch diesen Traum oder diese Vision - welches von beiden, das wußte ich nicht. Mir war bewußt, daß viel Zeit vergangen sein mußte, denn es schien geregnet zu haben, und das Laub der Bäume war blasser und trockener geworden. War ich einen Tag oder einen Monat lang fortgewesen? Ich wußte es nicht.

Auch wußte ich nicht, wo ich gewesen war und wie ich dorthin gekommen war. Lebhaft erinnerte ich mich an jene Welt des Todes, besonders an die Worte des Alten. Konnte dieser Mann mein Enkel oder Urenkel sein? Und was meinte er, als er von «meinem Vermächtnis» sprach? Ich war doch gewiß nicht verantwortlich für die Zerstörung der Städte oder den Tod dieser Kinder. Er konnte nicht mich gemeint haben.

Da erinnerte ich mich, was Großvater gesagt hatte: daß wir alle verantwortlich sind. Daß auch jene verantwortlich sind, die weglaufen und sich verstecken. Denn wir alle sind Teil des Geistes-der-in-allen-Dingen-wirkt. Also war ich verantwortlich dafür, und ich hatte nichts getan, um das Geschehen zu verhindern. Die Vorstellung machte mich krank: Dieser gebrechliche Alte konnte tatsächlich mein Enkel sein. Oder jedermanns Enkel. Da war kein Unterschied — denn wir alle sind eine Familie, und alle sind wir verantwortlich. Wieder fielen mir seine Worte ein: «Was hast du getan? Was hast du getan?» - Raum und Zeit wurden wieder unwirklich, und noch einmal stürzte ich in den Abgrund der Leere.

Zu meinem Entsetzen war ich wieder in jener Welt der möglichen Zukunft. Wieder lag ich am Rand der Kiesgrube, die noch immer vom Gestank verwesender Leichen erfüllt war. Ich schaute mich um, und dort saß, an der Böschung mir gegenüber, der alte Mann, den ich in der sterbenden Stadt getroffen hatte. Er schien zu beten, am Boden

kniend, den Kopf wie in Ehrfurcht geneigt. Ich schlich mich am Grubenrand vorsichtig zu ihm hinüber, und als ich zu ihm trat, sprach er wieder zu mir. Ohne den Kopf zu heben, sagte er: «Tu, was du tun mußt. Aber du kannst nicht weglaufen.» Er hob den Kopf, um mich anzusehen - und vor ihm in der Erde stand ein winziges Bäumchen, noch ein Sämling, dessen Blätter er liebevoll zwischen beschützenden Händen barg. Wieder sprach er: «Tu, was du tun kannst, ganz gleich, ob es viel oder wenig ist.» Damit verschwand er, und ich kehrte auf meinen Platz am Rand dieser Grube des Todes zurück.

Lange saß ich da und versuchte die Dinge, die ich geschaut hatte, in meinem Kopf zu ordnen. Doch der Gestank des Todes verhinderte jeden klaren Gedanken. Ich war von Grauen überwältigt. Hier existierte nichts mehr. Es gab keine Pflanzen und Tiere mehr, es gab nur noch den Tod. Nicht mal die Geister kamen mehr in diese Welt. Denn der Kampf tobte jetzt in der Geisterwelt, und hier in der Welt der Menschen hatten die Dämonen gesiegt. Endlich hatte der Mensch die Quittung bekommen für seinen Haß und seine Habgier. Dies war die Frucht aller menschlichen Mühe und Arbeit. Dies waren die Sünden der Großväter und Großmütter; die Folgen eines Lebens auf der Jagd nach den falschen Göttern des Fleisches. Dies war die Welt der Materie: ohne Geist, ohne Hoffnung.

Ich hörte den Schrei eines Falken und schaute mich suchend um.

Dort jenseits der Kiesgrube standen Menschen, die völlig anders aussahen als jene Verzweifelten in der Stadt. Sie waren gesund und kräftig, doch trugen sie keine Waffen. Und auch ihre Gesichter waren nicht haßverzerrt. Sie strahlten von innerem Frieden und äußerem Glück. Als sie den Alten sahen, umarmten und küßten sie ihn. Dann zogen sie weiter - nicht in die Stadt, sondern in die Wildnis. Und ich fühlte wieder Hoffnung — eine neue Hoffnung, die diese Menschen verkörperten. Ringsumher nichts als Zerstörung, aber sie besaßen die Antworten für ein neues Morgen. Dies mußten die Kinder der Erde sein, dachte ich. «Es muß nicht so enden», hörte ich eine Stimme sagen. Ich drehte mich um — und da stand dieser Mann im weißen Gewand, den ich in meiner letzten Vision gesehen hatte.

Es war nicht Jesus, wie ich zuerst vermutet hatte, sondern ein junger Indianer, bekleidet mit einem weißen Gewand aus Hirschleder. Aufgestickt waren Symbole für die Erde, den Geist und den Schöpfer. Wie er dort vor mir stand, fühlte ich tief innen, daß ich ihn irgendwie kannte. Doch konnte ich sein Gesicht nicht unterbringen, auch wenn es mir sehr vertraut war. Ob ich sein Bild in einem Geschichtsbuch gesehen hatte? Nein, das war zu unwahrscheinlich. Er leuchtete förmlich von innerem Wissen: ein Wissen, das ich so verzweifelt begehrte. Es war eine Aura des Friedens um ihn, und obwohl er noch jung war, konnte er — wie ich

glaubte — nur ein Schamane sein.

Nun fing er an zu sprechen, während Donner über den Himmel rollte und die Erde bebte. Er ließ mich gar nicht zu Wort kommen, sondern sagte: «Du hast die blutenden Sterne gesehen und hast die Vernichtung in der möglichen Zukunft erlebt. Du hast die öde und sieche Erde gesehen, den Haß, die Zerstörung und auch deine sterbenden Enkel. Du hast Kinder gesehen, die Kinder verschlangen, und eine Erde erlebt, ohne Hoffnung und ohne Geist. Dies ist nicht die mögliche Zukunft, sondern bereits die wahrscheinliche Zukunft. Denn alles wird kommen, wie du es gesehen hast. Du bist verantwortlich für diese Zukunft — und alle anderen auch. Verantwortlich sind auch jene, die in die Berge und in die Wildnis gelaufen sind, um sich zu verstecken; genau wie jene, die den falschen Göttern des Fleisches nachlaufen. Niemand ist unschuldig - bis auf die Kinder, die an diesem Ort sterben müssen.»

Der Geist fuhr fort: «Ein alter Mann fragte dich, was du getan hast, um dies zu verhindern. Du wußtest keine Antwort. Wie solltest du eine Antwort wissen, da du doch nichts getan hast? Es kann auch keine Antwort geben für dich, der du all dies gesehen hast. Denn es gibt nur die eine, einzige Frage: Wann wirst du etwas tun, um dieses Sterben zu verhindern? Nur wenn du etwas getan hast zur Rettung der Erde und dieser Kinder und Kindeskinde, wirst du eine Antwort wissen. Nur wenn du nicht mehr wegläufst und dich versteckst vor

deiner Verantwortung, kann es noch Hoffnung geben. Wer sich in der Wildnis versteckt, ist verantwortlich für den Tod der Welt. Für jene, die Liebe haben, gibt es kein Weglaufen.»

«Aber was kann ich tun?» fragte ich. «Ich bin nur ein Kind, eine kleine und schwache Stimme in einem Land, das nur dem Geld und der Macht gehorcht.»

«Du kannst nichts verändern, indem du nur von Veränderung sprichst oder träumst. Du mußt etwas tun. Die einzige Antwort heißt: Geh hin und lehre die Menschen, und führe sie zurück zur Erde und zum Geist. Alle anderen Methoden der Veränderung sind provisorisch und oberflächlich. Etwas verändern kannst du nur, indem du die Herzen der Menschen veränderst. Zuerst muß der Mensch sich ändern, bevor die Gesellschaft sich ändern kann. Denn aus einzelnen besteht die Gesellschaft; einzelne führen Krieg, schüren Haß und zerstören die Erde. Wenn also einzelne Männer und Frauen erreichbar sind, wird sich auch die Richtung der ganzen Herde verändern. Denn Lehren und Leiten heißt - Lieben.»

Der Geist verschwand in einem gewaltigen Blitz, und Donner ließ die Erde beben. Ich war zurückgekehrt in Raum und Zeit, saß dort am Rand der Kiesgrube und war erfüllt vom Wissen der geistigen Welt. Eines Tages, das war mir klargeworden, mußte auch ich die Wildnis verlassen und etwas tun, um die wahrscheinliche Zukunft der Menschheit zu ändern. Für mich gab es kein Weglaufen mehr.

Ich mußte etwas tun, wie schwach und klein meine Stimme auch sein mochte. Um meine Vision zu leben, war ich bereit, die Träume von der Wildnis aufzugeben. Dieser Vision mußte ich folgen, auch wenn ich nicht wußte, wie oder wann. Die Vision würde mir den Weg zeigen.

Unter zuckenden Blitzen sah ich einen Mann näherkommen, und wieder trug er ein weißes Gewand. Ich lief hinunter, dem Geist entgegen, und wollte ihm danken für seinen Rat und seine Wahrheit. Erschöpft sank ich ihm zu Füßen. Ich blickte auf - und sah in Großvaters Gesicht. Weiß leuchtete sein Hirschleder-Gewand vor dem dunklen Himmel, und aufgestickt waren Symbole der Erde, des Geistes, des Schöpfers. Mit Tränen in den Augen sagte Großvater: «Willkommen im Reich der Liebe, mein Enkel.» Und vorbei war die vierzig tägige Visionssuche, die mein Leben für immer verändert hat.

*Anm. d. Ü. Quest: Die suchende Wanderschaft oder Wallfahrt, im hohen Mittelalter die Suche nach dem heiligen Gral, zu der auch König Artus' Ritter aufbrachen, am Ende der Tafelrunde - am Ende der alten Zeit. Sie zogen ins Unbekannte, auf Suche nach ewiger Rettung.

Darum dürfen wir diesen alten Begriff der «Quest» wieder verwenden, auch wenn er nicht im Duden steht. Auch heute wieder, da sich ein Zeitalter rundet, brechen viele auf: Pilger und Sucher nach Gott und dem Geistigen.

Die Begegnung mit dem Stalker

Es gibt eine Welt zwischen Wirklichkeit und Vision, wo es Gut und Böse gibt; eine Welt des Geistes und der Dämonen. Es ist eine Welt, in der es schwerfällt, Phantasie von Realität zu scheiden, denn Begegnungen mit dieser Welt hinterlassen manchmal bleibende physische Folgen. Den Weg eines Dämons zu kreuzen, ob in der Phantasie oder anders, erscheint ganz real und gültig, besonders zur Zeit der Begegnung. Die Realität all dessen liegt in den Folgen, und die Folgen sind manchmal so erschreckend und überzeugend, daß man sie nicht in Frage zu stellen braucht. Die Begegnung verändert für immer unsere Wahrnehmung der Realität und des Lebens.

Ich habe zuviel erlebt und erlitten, um die Welt der Dämonen und des Bösen als Einbildung abzutun. Denn wo es das Gute gibt, da gibt es auch das Böse. Wo es gute Geister gibt, da gibt es auch Dämonen. Man kann nicht an das eine glauben, ohne das andere zu akzeptieren. Zu leugnen, daß es das Böse in jedem Winkel der Geisterwelt gibt, heißt, alles zu leugnen. Man kann die Realität der anderen Welt nicht nach Belieben den eigenen Bedürfnissen anpassen, denn das Böse zu leugnen heißt nicht, es verschwinden zu lassen. Unwissenheit kann in diesem Fall vernichtend sein. Die Gefahr liegt wie immer darin, daß man die Existenz dieser Dinge nicht leugnen kann, weil man meint, sie würden verschwinden, wenn man nicht an sie glaubt. Es braucht keinen Glauben, um diesen Dingen Macht zu verleihen, denn sie

existieren aus eigener Macht. Sie haben es nicht nötig, von uns bestätigt zu werden.

Meine vierzigägige Visionssuche hatte mir so viele neue Erkenntnisse gebracht, daß es mir schwerfiel, sie zu ordnen. Solches Wissen und solche Weisheit konnte man nicht in Gesellschaft anderer durchdenken und würdigen. Ablenkung brachte nur eine gewisse Verwirrung; sie trübte die Einsicht. Nach solchen spirituellen Anstrengungen ist es am besten, man bleibt eine Weile allein, um sich Klarheit zu verschaffen. Auf diese Weise kann man die Dinge in aller Intensität noch einmal nacherleben. Großvater empfahl, ja befahl mir beinah, das Camp für ein paar Tage zu verlassen. Und zwar allein - nach solch einer erschütternden Quest. Zögernd, weil ich mir menschliche Gesellschaft wünschte, brach ich auf.

Ich beschloß, mein Lager an einem Platz aufzuschlagen, wo wir schon häufig campiert hatten. Es war ein Ort, wo die Ureinwohner Amerikas auf ihren Wanderungen zu den Küsten des Meeres oft halt gemacht hatten. Überall in der Gegend fanden sich Spuren ihrer Wanderpfade, überall atmete der Geist der Vergangenheit. Größtenteils war die Gegend noch reine Wildnis, seit jenen Tagen noch unberührt, und nicht einmal die Köhler der Kolonialzeit hatten sich hierher vorgewagt. Sümpfe und Flüsse hielten die meisten fern, und das Gebiet war frei und wild geblieben. Es tat gut, sich dort

aufzuhalten, denn hier gab es nichts als Reinheit und Natur. Hier gab es nichts, was das Herz belastet hätte.

Die ersten zwei Tage am Lagerplatz wollte ich mich körperlich beschäftigen und frei von den Gedanken an meine Visionssuche sein. Ich konzentrierte mich ganz auf meine Survival-Techniken und auf die Einrichtung eines bequemen Lagers. Ich mußte lachen, als ich mir vorstellte, daß manche Leute glauben, ein primitives Lager müsse unbequem sein. Mit Survival-Kenntnissen lebt sich's im Wald ganz entspannt und gemütlich. Großvater pflegte zu sagen, wenn eine Überlebenssituation einmal brenzlig würde, bedeute dies nur, daß die Survival-Kenntnisse mangelhaft wären. Survival - das ist wie ein Leben im Garten Eden, eine vollkommene Existenz in Harmonie und Gleichgewicht mit der Natur.

Mein Camp wurde ein kleines Kunstwerk; die Arbeit daran ein Mandala, um den Kopf zu klären. Wenn man nach dem Survival-Prinzip lebt, ist man ein Werkzeug des Schöpfers. Mit der Natur zu arbeiten, statt gegen sie, fördert das biologische Gleichgewicht der Landschaft. Das Survival-Camp paßt sich der Umgebung an, und wenn es aufgegeben, gleichsam der Erde zurückgegeben wird, bleibt keine Spur übrig. Der Aufbau des Camps geriet also, wie immer, zu einer Art von Wissenschaft oder Kunst; die eigene Existenz verschmolz beinah restlos mit der natürlichen Ordnung der Welt. Mein Leben, in solcher Einfachheit, war also nicht geradezu

Wohlstand, doch eine Wohltat für die Natur. Ich lebte nach dem Gesetz der Schöpfung, und meine Gedanken schweiften in Freiheit.

Das Camp war also gebaut, ein Vorrat an Nahrung gesammelt, auch alle anderen Survival-Arbeiten erledigt. Jetzt konnte ich mich entspannen und die Lauterkeit des Alleinseins genießen. Ich lebte in einem Gefühl der Zeitlosigkeit, wie nur das Survival es einem schenken kann. Ich aß, wenn ich Hunger hatte, schlief, wenn ich müde wurde, und spielte bis zur Erschöpfung. Ich brauchte keinen zu fragen als nur mich selbst. Auch das Leben mit Rick und Großvater in einem primitiven Camp verlangte ja eine gewisse Ordnung. Hier aber, allein mit mir selbst, tat ich nur das, was ich wollte. Ich suchte Fährten im Wald, bis mir die Augen schmerzten; ich erforschte die Gegend, bis mir die Füße schmerzten; ich schwamm im kalten Fluß, bis ich in der Augustsonne zitterte. Ich fühlte mich so lebendig, so rein, so frei von allem. Meine Welt war vollkommen. Nur bedauerte ich, daß so viele Menschen nie diese Welt kennenlernen würden.

In dieser Zeit körperlicher Freude und Begeisterung trat auch eine geistige Erneuerung ein. Irgendwie tat es gut, einmal frei zu sein von all dem Lernen und Forschen und Üben dessen, was ich bereits wußte. Meine friedliche Welt war eine Zweiheit, Körper und Geist, ohne Trennung zwischen der Realität und der Welt des Geistes. Mir wurde klar, daß auch jemand, der spirituellen Dingen abgeneigt war, nicht in die Wildnis gehen konnte, ohne selbst Teil dieser Welt zu

werden, die er leugnete. In der Reinheit eines primitiven Camps kann man nur glauben. Denn die ekstatische Freude der Schöpfung verschmilzt mit der Seele.

Es gibt eine Art von Metamorphose, die das Leben des Menschen verwandelt. Es ist eine veränderte Wahrnehmung, so daß der Mensch wahrhaft in einem spirituellen Naturbewußtsein wandert. Tiere flüchten nicht mehr, wenn man sich nähert; Bäume schenken einem freigebig ihr Wissen; Wasser fließt reinigend durch Körper und Geist. Es gibt keine Wirklichkeit mehr, außer dieser, keine Welt außerhalb dieser Welt, nur Ruhe und Frieden. Das Gebet wird wahr und mächtig hier, wo die Verbindung zwischen dem Selbst und dem Schöpfer eine wechselseitige ist. Mein Leben wurde zum einzigen, dauernden Dankgebet. Mit jedem Schritt, mit allem Tun und Denken ehrte ich den Schöpfer und die Natur.

Eine Freude war es, bei Sonnenaufgang und im Abendrot zum Fluß zu gehen, zu meditieren und zu beten, während die Ereignisse des vergangenen Tages und der Nacht in Klarheit vorbeizogen. Es war eine Zeit des Nachdenkens über das Leben, über die Liebe. Alles, was mich beunruhigt hatte, verschwand. Es gab keine Verwirrung mehr über die Wirklichkeit meiner Vision. Dort am Wasser fand ich die Wahrheit, und meine Quest von vierzig Tagen wurde mir klar wie Kristall. Mit jedem Tag, der verging, schenkte mir die Vision mehr Wissen und Einsicht. Ich spürte die dringliche

Mahnung und spürte in mir die Entschlossenheit, für die Rettung der Erde zu arbeiten.

Während der Abendmeditation am fünften Tag wurde ich von einer mächtigen Panik erfaßt. Ich weiß nicht, was geschehen war, aber ich saß am Wasser und fühlte mich plötzlich unbehaglich. Was mich beklommen machte, war nicht das Gefühl, beobachtet zu werden, sondern die nackte Angst, die ich spürte. Jenes Gefühl, von Geistern oder Tieren beobachtet zu werden, hatte ich schon oft früher erlebt, aber diesmal war es durchdringend und absolut. Es war mehr als ein Beobachtetwerden. Ich spürte, daß ich angepirscht wurde. Selbst die Geräusche der Natur hatten aufgehört. Kein Windhauch, kein Vogel, kein Rinnsal war zu hören. Alles war still.

Genauso schnell, wie dies Gefühl mich überfallen hatte, war es verschwunden. Zurück blieb ein Unbehagen, das die ganze Nacht anhielt und auch noch am folgenden Tag. Nichts war mehr so, wie es gewesen war. Das schöne Gefühl des Alleinseins in reiner Natur war verschwunden. Ich war nicht mehr ausgeglichen und entspannt. Meine Sinne waren in Alarmbereitschaft, während meine Augen unruhig umherschweiften. Ich spitzte die Ohren nach jedem Knacken, jedem unbestimmten Geräusch. Mein Garten Eden war zum Schlachtfeld seelischer Folter geworden. Meine Aufmerksamkeit war sprunghaft und rastlos, statt fließend und gleichmäßig.

Die nächste Nacht kam und verging ohne Zwischenfall. Auf physischer Ebene blieb alles in der Schwebelage, doch das Gefühl dringlicher Wachsamkeit ließ nicht nach. Selbst die aufgehende Sonne brachte keine Erleichterung, auch wenn das Gefühl, angepirscht zu werden, schon längst vergangen war. Den ganzen Tag fühlte ich mich steif und gehemmt, als müsse jede meiner Bewegungen sorgfältig inszeniert werden. Statt die Natur mit geweiteten Sinnen zu erfassen, stellte ich fest, daß ich mich immer öfter in mich selbst zurückzog und mein inneres Sehen über meine Umgebung wachen ließ. Manchmal war sogar das Camp beengend wie ein Gefängnis. Es war kein Refugium mehr, sondern eine Falle. Ich hatte fast alles verloren, das zu finden ich gekommen war.

Am Nachmittag schienen mein Bewußtsein und auch der Geist der Natur in einen normalen Zustand zurückgekehrt. Ich konnte mich entspannen. Doch ich versuchte nicht nachzudenken über dieses Gefühl, das ich gehabt hatte. Ein inneres Sehen ist oft nicht zugänglich für eine physische Antwort. Schon lange hatte ich gelernt, solche warnenden Gefühle nie in Frage zu stellen, sondern ihnen ohne Zögern zu gehorchen, ganz gleich, wie irrational sie erscheinen mochten. Wieder tauchte ich ein in den Fluß des Alleinseins. Ich fürchtete nicht mehr, das Camp zu verlassen, sondern erforschte ungehemmt die Zedernsümpfe. Gegen Abend kehrte ich zurück, um am Wasser zu beten und über meine Vision nachzudenken. Aber die

Angst griff wieder mit kalten Händen nach mir, und ich lief in sinnloser Panik zurück ins Camp.

Mit Bogen und Drillholz machte ich Feuer, verzweifelt bemüht, dem nahen Sonnenuntergang zuvorzukommen. Überall spürte ich eine Gegenwart lauern und schleichen. In meiner blinden Angst war ich so ungeschickt, daß die Holzkohle immer wieder verlöschte. Ein Feuer zu machen — etwas, das ich bei strömendem Regen oder mit verbundenen Augen konnte - wurde beinah unmöglich. Meine Hände zitterten, und meine Nackenmuskeln schmerzten. Ich war fast besinnungslos vor Panik und mußte alle Willenskraft aufbieten, um nicht in Großvaters Camp zurückzulaufen. Solche Panik hatte ich seit meiner Kindheit nicht mehr gehabt, als ich noch an den bösen Jersey-Kobold glaubte.

Endlich flackerte das Feuer und sandte sein Licht weit in die Nacht hinaus. Tanzende Schatten machten die Nacht noch schwärzer, nicht gewillt, ihr Geheimnis preiszugeben. Jedes Geräusch zerrte an meinen Nerven, ich war zum Zerreißen gespannt. Nicht mal zum Pinkeln verließ ich den Lichtkreis des Feuers, auch wagte ich mich nicht in die Dunkelheit meiner Reisighütte. Ich war ein Gefangener des Feuers und meiner Angst. Ich nahm meine Vernunft zu Hilfe, aber Vernunft war hier fehl am Platz. Ich erwog den Gedanken, es könne ein Rudel verwilderter Hunde sein, das mich anpirschte. Aber die Angst war so stark, daß sie nicht nur den Körper lähmte, sondern

an der Seele fraß. Was ich dort draußen spürte, war mehr als eine Hundemeute, mehr denn ein Wesen aus Fleisch und Blut. Es mußte das Böse aus der Geisterwelt sein, gewiß ein Dämon.

Die Macht dieses Wesens — dieses Dämons - verfolgte mich die ganze Nacht. Ich rührte mich nicht vom Feuer fort, auch widerstand ich dem Schlaf. Ich spürte es, spürte seine Bewegung jenseits des Feuerscheins. Ich fühlte, wie es mich beobachtete. Sein Blick brannte fast Löcher in die Nacht. Vor allem spürte ich, wie es mich anpirschte, nur darauf wartend, daß ich einen Fehler machte. Alle Fasern meines Körpers vibrierten, mein Geist war sprunghaft, meine Wachsamkeit mehr, als ich ertragen konnte. Das Ringen dauerte die ganze Nacht, bis weit nach Sonnenaufgang. Doch wieder löste sich dies Gefühl mit den Morgennebeln auf, und ich atmete wieder freier.

Den ganzen Vormittag suchte ich rund um das Camp nach Spuren dessen, was mich da umschlich. Aber nichts. Die Erde verriet kein Zeichen von etwas Außergewöhnlichem — abgesehen davon, daß der Fluß der Natur verändert schien, denn während der ganzen Nacht war kein Tier in die Nähe des Lagers gekommen. Es gab keine frischen Fährten seit dem letzten Abend. Ich war weder verwundert noch entsetzt, denn es bestätigte nur meine Überzeugung, daß dieses Wesen aus der anderen Welt stammte. Es mußte ein böser Geist sein, denn Tiere meiden nie Geister, sondern nur Dämonen. Gewiß hatte

dieses Wesen, so dachte ich, ungeheure dämonische Kräfte, da es alle Tiere vertreiben und mir solche Angst einjagen konnte. Normalerweise konnte nichts mich so leicht erschüttern.

Anfangs wollte ich das Camp verlassen, weigerte mich aber, diesem Impuls nachzugeben. Zuviel hatte ich schon erlebt, um mich so leicht vertreiben zu lassen. Mein Refugium war entweiht worden, und ich war wütend. Ich wußte nicht, wer oder was dieses Wesen war oder warum es mich von diesem Platz vertreiben wollte. Doch ich war nicht bereit, dem Terror zu weichen- sei er real oder eingebildet. Nachzugeben und wegzulaufen, so glaubte ich, wäre eine Niederlage, die mich den Rest meines Lebens quälen würde. Ich wollte mich nicht vertreiben lassen von diesem Platz, den ich so liebte, auch nicht aus meinen Gedanken. Vor allem wollte ich mich nicht zwingen lassen, mein wunderbares Alleinsein abzukürzen. Wenn ich dies Wesen jetzt gewinnen ließ, würde es immer gewinnen. Dann würde Einsamkeit für mich immer schwierig sein.

Den Rest des Tages zwang ich mich, die Gegend zu erforschen. Ich versuchte mir jeden Gedanken an die Geschehnisse der letzten Nacht aus dem Kopf zu schlagen. Im Lauf des Tages drang ich immer weiter vor in die entlegensten Winkel der Sümpfe. Ich schwamm in stillen Teichen am Fuß ragender Zedern, lag auf dem Rücken und sah das Wogen ihrer hohen Wipfel. Ich verlor mich in die Geheimnisse zahlloser Fährten, bewunderte die Farben all der

wilden Blumen und lauschte dem Konzert der Vögel. Allmählich läuterte mich die Reinheit und Stille der Natur von allen Schrecken, die ich durchgemacht hatte. Ich fühlte mich wieder heil und ganz, und mein Selbstvertrauen kehrte zurück. Auf einem Moospolster, tief im Sumpf, sank ich in den längst benötigten Schlaf.

Ich schreckte auf von einem Geheul in der Ferne. Es war stockdunkel. Dichte Nebelschwaden hingen in der Luft, kaum beleuchtet von einem Halbmond. Zuerst war ich ängstlich und nervös. Ich fürchtete, wieder beobachtet zu werden. Doch die vertrauten Geräusche der Nacht beschwichtigten meine Furcht. Ich spürte Frieden und fand zurück zum Bewußtsein der Natur. Lange lag ich dort und ließ die Reinheit der Sümpfe in mich eindringen und lauschte dem Chor der Frösche, in den sich die Stimmen unzähliger Insekten mischten. Ich dachte, wie rein dieser Ort doch sei, verglichen mit der fernen Welt der Menschen. Ich erinnerte mich an meine Vision, an die Kiesgrube voller Leichen, an die Kinder, die verwesendes Menschenfleisch aßen. Und wieder beschloß ich, auf jede nur mögliche Art gegen diese Zerstörung anzukämpfen.

Die Nacht war völlig still. Nur manchmal das Knacken von Zweigen, das mich in Panik stürzte. Ich richtete mich auf - und wieder spürte ich seine Gegenwart. Ein Gestank wie von fauligem Fleisch stieg aus dem Sumpf auf. Deutlich hörte ich tiefes, heiseres Atmen. Da war es wieder und pirschte mich an, und jetzt spürte ich

seine Präsenz stärker denn je, sah auch seine Bewegung. Angst überschwemmte alle Besonnenheit, und ich stürzte in panischer Hast durch den Sumpf, verzweifelt bemüht, das Camp zu erreichen. Ich brach durch Gestrüpp, schrammte über Wurzeln, spießte mich auf an abgebrochenen Ästen. Ich kämpfte mich durch dichtes Gebüsch, das mir die Haut in Fetzen riß und mich umklammerte. Oft stolperte ich und stürzte und platschte in den zähen Schlamm der Sümpfe. Das Wesen verfolgte mich unbarmherzig und trieb mich in einen Wahnsinn der Angst.

Aus dem Sumpf rannte ich zurück auf den Pfad, der zum Camp führte. Am ganzen Körper hatte ich schmerzende Wunden, im Mund schmeckte ich mein eigenes Blut. Das einzige Geräusch, das ich hörte, war mein keuchender Atem. Sonst war alles still. Nicht weit vom Camp stolperte ich wieder und fiel, Kopf voran, in etwas Warmes, Feuchtes und Blutiges. Im Mondlicht sah ich, direkt vor meinem Gesicht, einen zerfleischten Hundekadaver. Mit einem letzten Ausbruch der Kräfte rannte ich weiter bis ins Lager. Ich mußte Großvaters Camp erreichen. Denn mein Camp bot keine Zuflucht mehr. Ich spürte, wie dieses Wesen mich anpirschte, mich beobachtete und aus dem Wald vertreiben wollte. Ich war besiegt, das Echo von tausend kreischenden Stimmen in meinem Kopf, als ich in Großvaters Camp stolperte.

Schreiend und mit den Armen um mich schlagend, erwachte ich.

Sanfte Hände legten sich auf meine Schultern. Ich blinzelte in einen sonnigen Morgen — und sah Großvaters lächelndes Gesicht über mir. Er hatte meine Wunden und Schrammen versorgt und mich lange schlafen lassen. Er brauchte mir keine Fragen zu stellen, denn er wußte schon, was passiert war. Nachdem ich ein wenig zu Kräften gekommen war, sprach er endlich: «Du weißt, daß du diesem Dämon entgegentreten mußt, den man den Stalker nennt. Bis es dir gelingt, wirst du Angst haben und dich besiegt fühlen. Er versucht, dich aus dem Bewußtsein der Natur und der Welt des Geistes zu vertreiben. Vor allem versucht er, dich von deiner Vision abzubringen. Wenn du ihn nicht besiegst, wird deine Vision dahinsterben. Geh jetzt, sobald wie möglich. Denn je länger du wartest, desto stärker wird der Dämon.» Damit ging Großvater aus dem Camp. Ich blieb noch lange liegen und dachte nach über Großvaters Worte und über meine Angst. Großvater hatte recht. Dieser Dämon, der Stalker, versuchte mich meiner Vision zu entfremden und mich aus der Wildnis zu vertreiben. Jedesmal, wenn ich an meine Vision oder überhaupt an spirituelle Dinge denken wollte, war er gekommen und hatte erfolgreich meine Gedanken abgelenkt. Vorläufig hatte er die Schlacht gewonnen, denn ich hatte es nicht geschafft, bei meiner Vision zu bleiben. Ich wußte, daß ich zurückkehren und mich dem Dämon stellen mußte. Denn ihm ausweichen hieß, die Niederlage zu akzeptieren. Schon war er stärker geworden, und je länger ich

wartete, desto mehr fürchtete ich mich.

Erschöpft und mit schmerzenden Schrammen am ganzen Körper ging ich zurück in mein Camp. Angst lahmte meine Gedanken, doch meine Entschlossenheit und meine Wut erlaubten mir nicht umzukehren. An meinem Lagerplatz angekommen, waren Ruhe und Frieden dahin, denn mein Camp war verwüstet. Meine Reisihütte war zerstört, die Steine um meine Feuerstelle verstreut, viele Bäume gesplittert. Auf meinem Gebets- und Meditationsplatz am Wasser lag der Hundekadaver, den ich am Vorabend entdeckt hatte. Es stank dort nach fauligem Fleisch, und schillernde Schmeißfliegen summten um den Kadaver. Kothaufen, wie ich nie welche gesehen, lagen stinkend im Camp verstreut.

Den größten Teil des Tages verbrachte ich damit, mein Lager wieder aufzubauen. Zusammen mit all dem anderen Unrat begrub ich die Hundeleiche und stockte meinen Holzvorrat auf. Ich säuberte meinen Gebetsplatz und versuchte alles wieder in Ordnung zu bringen. Ich machte mich auf eine lange Nacht, notfalls auf einen langen Kampf gefaßt. Je länger ich mit Aufräumen beschäftigt war, desto grimmiger schwelte meine Wut, bis ich mehr als bereit war, diesem Ding, was immer es auch war, entgegenzutreten, das mich von hier vertrieben hatte. Ich haßte es nicht, denn ich wußte, daß Haß und Furcht es nur stärker machen. Auf jeden Fall war es ein Lehrer, wenn auch ein böstiger. Ich mußte lernen, was es mich zu lehren

hatte.

Bald kam die Nacht, aber ich machte kein Lagerfeuer. Vielmehr saß ich an meinem Gebetsplatz und wartete in tiefer Dunkelheit. Ich konzentrierte mich und dachte intensiv über meine letzte Visionssuche nach, wie ich es schon seit Tagen tun wollte. Kaum kreisten meine Gedanken um den Kampf gegen die Zerstörungswut der Menschen, verstummte die Nacht, und ich spürte wieder die Präsenz dieses Wesens. Sofort überfiel mich die Panik, und kalte Angst griff nach meinem Herz. Doch ich bekämpfte diese Gefühle, ich wollte nicht nachgeben und mich nicht von meinen Gedanken ablenken lassen. Immer wieder stürmte die Panik an, aber ich wich nicht zurück.

Das Wesen war aber unbeirrbar. Alle Arten von Schrecken probierte es aus, um mich von meinem Platz zu vertreiben. Alle möglichen Bilder wirbelten durch meinen Kopf, die ich standhaft bekämpfte. Sonderbare Gerüche und Geräusche füllten die Nacht, aber ich ließ mich davon nicht ablenken. Mit jeder gewonnenen Schlacht wurde mein Wille stärker und mein Kopf klarer. Das Wesen verlor allmählich an Macht und wich immer weiter in den Sumpf zurück, bis es endlich verschwunden war. Während die Nacht wieder zum Rhythmus der Natur zurückkehrte, hörte ich seinen schleichenden Schritt sich entfernen. Ich hatte den Stalker besiegt, und die Vision war mein. Nie wieder würde ich fliehen, weder vor

der Vision noch aus der Wildnis.

Ich weiß nicht warum, aber es drängte mich, diesem Wesen zu folgen. Zwar wußte ich nicht, wohin es verschwunden war, doch ich vermutete es am anderen Ende des Sumpfes. Denn dort hatte ich die letzten Geräusche gehört. Also bahnte ich mir einen Weg durch den Sumpf, wich dichten Dornensträuchern aus, hütete mich besonders vor den Schlammlöchern. Alle Furcht hatte mich verlassen, und ein Triumphgefühl beflügelte meine Schritte. Neugier hatte mich gepackt. Ich hatte nur noch den Wunsch, diesem Ding zu folgen. Vielleicht konnte ich es sogar erkennen, ihm womöglich noch einmal entgegentreten, um so meinen Sieg zu festigen und zu vertiefen.

Durch den Sumpf hindurch folgte ich weiter dem Stalker. Ich sah ihn nicht, aber mein Gefühl wies mir die Richtung. Ich spürte ihn dort vorne und ahnte seine böse Präsenz. Stets hielt er weiten Abstand, als hätten wir die Rollen vertauscht, als sei jetzt ich der Verfolger. Mit jeder Meile, die ich ihm folgte, wurde mein Selbstvertrauen stärker. Ich wußte, ich konnte ihn für immer aus diesen Wäldern vertreiben, wenn es mir nur gelang, ihn zu stellen oder ihn in seinem Versteck aufzuspüren. Ich würde ihn finden, selbst wenn ich ihn bis in die Geisterwelt verfolgen und dort vernichten mußte. Ich wollte ihn teuer bezahlen lassen für meine Angst, besonders dafür, daß er mich wie ein verschrecktes Kind aus dem Wald vertrieben hatte. Ich kam mir vor wie ein Krieger.

Mein Weg führte mich in Gegenden im Westen der Pine Barrens, die ich noch nie erkundet hatte. Ich spürte das Wesen, das sich weit vorn in der Finsternis bewegte. Wo immer es ging, herrschte durchdringende Stille, die in den nächtlichen Wald eine Schneise zog. Wo es sich aufhielt, war in der Luft ein Gestank nach verfaultem Fleisch und eine fröstelnde Kälte. Ich verfolgte es meilenweit, bis ich endlich aus dem Wald herauskam und über einen alten, jetzt mit Buschwerk bewachsenen Acker lief. Vielleicht gehörte er einmal zu einer Farm, denn am Ende des Ackers erkannte ich ein windschiefes Gebäude, vielleicht eine große Scheune oder ein Stall.

Langsam näherte ich mich diesem Bauwerk, denn dorthin führte mich mein Gefühl. Ich war vorsichtig. Oft hausen streunende Hunde in solchen alten Bauten, besonders wenn sie so abgelegen sind. Ich trat in das Dunkel der Scheune und strengte meine Ohren an; doch das einzige, was zu mir sprach, waren die Mäuse. Langsam gewöhnten sich meine Augen an die Dunkelheit, und ich sah den nächtlichen Himmel durch geborstene Dachsparren schimmern. Vor den größeren Löchern erkannte ich Fleischerhaken, die von den Sparren herabhingen. Es gab auch Ketten mit Fleischerhaken. Dies mußte einmal ein Schlachthaus gewesen sein.

Ketten klirrten am andern Ende der Halle, und ich machte einen Sprung. Eine Katze schrie jämmerlich, und meine Nerven beruhigten

sich. Ein unheimliches Gefühl herrschte an diesem Platz, und die klirrenden Ketten, die jaulende Katze machten die Sache nicht besser. Auch wußte ich, daß der Stalker hier gewesen war, denn sein Gestank hing in der Luft. Durch dichte Spinnweben erreichte ich eine Tür, die wieder auf ein verwildertes Feld führte. Die Nachtluft tat gut. Eine Befreiung von diesem staubigen alten Haus des Todes. Und so lief ich weiter - entschlossener denn je, dieses Ding zu finden, das mich plagte.

Über die Reste eines alten Lattenzauns kam ich auf einen Platz, wo einmal ein Farmhaus gestanden haben mochte. Dann aber entdeckte ich alte Grabsteine und rostige, gußeiserne Figuren. Als ich mich bückte, um diese Figuren im Widerschein des Nachthimmels zu betrachten, stellte ich zu meinem Entsetzen fest, daß es keine Putten waren, wie ich glaubte, sondern irgendwelche Teufelsfratzen. Die Münder waren weit aufgerissen, und lange Zungen hingen zwischen scheußlichen Zähnen hervor. Es schauderte mich, und ich lief weiter. Mir war sehr unbehaglich an diesem Ort.

Getrieben von meiner Besessenheit, dieses Etwas zu finden, rannte ich weiter. Es hatte mich durch Gegenden der Pine Barrens geführt, die ich noch gar nicht kannte, und jeder Platz war unheimlicher als der vorherige. Jetzt führte es mich durch dichten Wald und wieder auf eine Lichtung. Hier wurde mir schwindlig und schlecht, kaum daß ich die Lichtung betrat. Es roch widerwärtig nach dem Stalker.

Mir wurde unheimlich. Doch ich bekämpfte dieses Gefühl, verdrängte die Angst und ging bis zur Mitte der Lichtung.

Es war eine kreisrunde Lichtung, und in der Mitte schimmerte eine weiße Sandfläche. Dort im Mittelpunkt waren Steinblöcke zu einer Art Tisch aufgeschichtet. Vier Strahlen aus aneinandergelegten Steinen führten von diesem Tisch bis an den Rand der Sandfläche. Nichts wuchs dort im Sand, auch nicht zwischen den Ritzen der Steine, die alt und verwittert wirkten. Ich tastete die ganze Fläche ab, fand aber keine Fußabdrücke, sei es von Mensch oder Tier. Der Ort war so unheimlich, daß ich es kaum ertragen konnte. Ich mußte innehalten, bis ich mich halbwegs gefangen hatte. Dieser Kreis saugte alle Kraft und Energie aus meinem Körper. Ich mußte mich setzen.

Dort am Rand der steinernen Tischplatte sitzend, fiel mir in deren Mitte ein Haufen von Ästen oder Stöcken auf. Ich streckte die Hand aus - und merkte zu meinem Entsetzen, daß es nicht Stöcke waren, sondern geschwärzte Knochen. Sie waren alt und beinah zerfallen, aber noch immer erkennbar. Es waren Knochen von Hunden, Katzen, Schafen und Ziegen. Auch Zähne ertastete ich in dem Aschenhaufen. Ich schlotterte vor Angst. Halbblaut redete ich mir zu, daß dies eine alte Kochstelle sein müsse. Ich versuchte, den Sandkreis zu umschreiten, doch meine Beine versagten. Ich mußte auf allen Vieren kriechen, es schwindelte mir im Kopf, die dunkle Landschaft

fang an zu kreisen, und ich wurde ohnmächtig.

Ich weiß nicht, war es ein Traum oder absurde Realität? Denn ich erwachte im zuckenden Licht eines Feuers dort auf dem Sandsteintisch. Es war keine Kochstelle, sondern eine Art von Altar. Verschwommen sah ich am äußeren Rand des Kreises eine schattenhafte Gestalt, Hände wie Tierklauen, die sich zum Himmel reckten. So mächtig spürte ich jetzt das Böse, daß alle andern Gedanken in mir verstummten. Panik schüttelte mich, ich wollte schreien — aber der Schrei blieb mir im Halse stecken. Ich spürte direkt, wie das Böse, das dieser schwarze Schamane ausstrahlte, in mich einzudringen begann. Mit verzweifelter Auflehnung kämpfte ich gegen diese Macht.

All meine Energie schien mich verlassen zu haben. Ich fühlte mich tödlich verwundet, und meine Kraft versickerte in den fauligen Sand, um dort begierig verschluckt zu werden. Mein flackerndes Bewußtsein klammerte sich an eine schwindende Realität. Die Gestalt am anderen Ende wurde größer, deutlicher sichtbar, bedrohlicher. Mit einem letzten klaren Gedanken erkannte ich, daß ich hierher gelockt worden war. Der Stalker, dieses Etwas, hatte mich wieder einmal besiegt. Es war ihm gelungen, mich aus der Konzentration auf meine Vision herauszureißen, indem er mich mit meinen eigenen Waffen schlug: Meine Wut hatte er benutzt, um mich zu schlagen und in diese Falle des Bösen zu führen. Wie

verloren und gedemütigt fühlte ich mich!

Jetzt, da ich wieder der Gejagte war, hatte ich nur noch den Wunsch, diesen grausigen Ort zu verlassen. Aber ich konnte mich nicht bewegen. Wie festgenagelt lag ich am Boden. Ein Sog hielt mich fest und trank all meine Kraft. Je mehr ich mich freizukämpfen versuchte, desto mehr fühlte ich mich gelähmt. Mein Haß wuchs, und ich mühte mich weiter - aber vergebens. Der Sog des Bodens unter mir wurde nur stärker, je mehr ich kämpfte und haßte. Ich gab schon die Hoffnung auf und wollte mich unterwerfen - was oder wer immer es war, der mich verschlingen wollte.

Ich spürte den Sand unter mir auf der Haut, während der Boden mich immer stärker anzog. Plötzlich aber, als ich den Sand spürte, hatte ich Mitleid mit diesem gierigen Boden. Er war ja geschändet worden — durch eine Wunde des Bösen im Körper der Erde. Könnte ich doch mein Leben hingeben für diesen Erdboden, so dachte ich. Dann wäre mein Leben nicht umsonst gewesen. Bei diesem Gedanken schien der Boden seinen Griff zu lockern, und ich konnte mich bewegen. Solche Gedanken, das wurde mir klar, konnte das Böse an diesem Platz nicht ertragen. Also verströmte ich all meine Liebe auf diesen Platz und das gräßliche Böse, das mich umgab. Und nun gab der Boden mich frei, das Feuer flackerte und erlosch.

Völlig ausgepumpt und desorientiert wankte ich von diesem Feld. Nicht nur am Körper, sondern auch geistig fühlte ich mich

zerschlagen. Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich geistig so zerstört. Stolpernd kehrte ich also zurück, über den alten Friedhof, vorbei an dem einstigen Schlachthaus. Erst als ich auf vertraute Pfadspuren stieß, kam ich etwas zu Kräften. Die ganze Zeit aber verfolgte mich irgend etwas. Etwas tappte hinter mir durch das Dunkel. Bewußt konnte ich mich nicht mehr auflehnen, also eilte ich weiter, meinem Lager entgegen.

Mit jeder Meile, die ich hinter mir ließ, wurde die Gegenwart des Stalkers bedrückender. Wieder stieg meine Angst, und beinah geriet ich in Panik. Blindlings stürzte ich in den Sumpf, der an mein Lager grenzte, und kämpfte mich durch Schlingpflanzen, Schlamm und dichte Sträucher. Mit jedem Schritt fühlte ich den Dämon näherkommen. Offenbar wollte er mich von meinem Lager abdrängen - zurück zu Großvater. Nun konnte ich meine Angst und Panik nicht mehr beherrschen. Ich stürmte los - und landete platschend in einem tiefen Schlammloch. Bis zu den Schultern sank ich ein.

Von fern hörte ich höhnisches Lachen und das Geheul von Hunden. Wieder hatte das Wesen den Kampf gewonnen, und ich war nah daran, aus eigener Dummheit im Schlamm umzukommen. Nun aber beschloß ich, den Kampf mit allen Kräften aufzunehmen, die mir noch geblieben waren. Lieber wollte ich elend im Schlamm untergehen, als mich aus dem Wald und von meiner Vision

vertreiben zu lassen. Ein schriller Schrei drang durch die Stille, und ich hörte trappelnde Schritte in der Ferne. Die Geräusche des Sumpfes kehrten zurück, und wieder war alles ruhig. So erschöpft war ich, daß ich kaum aus dem Schlammloch kriechen konnte. Ich sank auf das Moos am Ufer und schlief ein.

An meinem Gebetsplatz erwachte ich vom Gesang der Vögel und zu einem strahlenden Sonnenaufgang. Getrockneter Schlamm klebte an meinem ganzen Körper, und doch schien der ganze Zwischenfall nur ein Traum gewesen zu sein. Meine Spuren vom Vorabend endeten hier an diesem geheiligten Platz. Sosehr ich auch suchte an diesem Morgen, ich fand keine Anhaltspunkte dafür, daß ich über den Bach hinausgekommen wäre, der sich durch den Sumpf schlängelte. Dieser Traum - oder die spirituelle Realität? - war so lebhaft gewesen, daß ich nicht wußte, wo die Wirklichkeit endete, wo der Traum begann. Ich wußte nur, irgendwie hatte ich über den Stalker triumphiert. Wohl war es kein Sieg, sondern eher ein Waffenstillstand - in gegenseitiger Achtung.

Den größten Teil dieses Tages wanderte ich durch die Gegend. Ich wollte Klarheit gewinnen über die Vorfälle der letzten Nacht, ja, auch des vergangenen Monats. Es war alles so schwierig, und vieles gehörte nicht zu dieser Realität. Entscheidend war nur, was ich aus diesem Traum, aus meiner vierzigägigen Visionssuche und auch von diesem Lager gelernt hatte. Weniger wichtig war die Art, wie ich

dies alles gelernt hatte. Es waren machtvolle Lektionen. Ich fühlte mich wieder frei und im Gleichgewicht. Die gute Medizin dieses Lagerplatzes war zurückgekehrt und wuchs in mir. Ich war heimgekehrt, und die Vision war mein.

Lange blieb ich an meinem Medizinplatz am Wasser sitzen. Ich konzentrierte mich auf meine Vision und all die Herrlichkeit der spirituellen Welt. Ich fühlte den Stalker im Dunkeln lauern, ignorierte jedoch seine Macht. Ein Weilchen versuchte er, mir mein Bewußtsein zu rauben, aber ich ignorierte ihn, bis er endlich im Abgrund der Nacht versank. Er konnte mir nicht mehr schaden und ich ihm auch nicht. Jeder von uns beiden lebte in seiner eigenen Welt. Er würde versuchen, Menschen von ihrer Vision abzubringen, und ich würde versuchen, Menschen zu dieser Vision hinzuführen. Aber nie konnte es Frieden geben zwischen uns. Denn jetzt pirschten wir einander als Ebenbürtige an.

Ein paar Tage blieb ich noch in meinem Camp, all das Gelernte zu vertiefen. Manchmal kann man das Böse bekämpfen und es besiegen. Manchmal kann man es nur in Schach halten. Ich hatte jetzt gelernt, nie Böses mit Bösem zu vergelten oder Haß mit Haß oder gar Furcht mit Furcht zu bekämpfen. Vielmehr hatte ich gelernt, mit meiner Liebe zu kämpfen - selbst gegen Dinge, die ich verachtete. Als ich zu Großvater zurückkehrte, sagte er nur: «Es ist unwichtig, was dir als Wirklichkeit erscheint und was als Traum. Entscheidend ist nur, was

du aus beiden lernst und was sie dich lehren können.»

Das heilige Gewand

Ich erinnerte mich an das Gewand, das Großvater am Ende meiner langen Visionssuche getragen hatte. Nie hatte ich ihn nach dem Gewand gefragt. Es war für ihn etwas sehr Persönliches, und wahrscheinlich war es heilig. Nicht oft fragte ich ihn nach heiligen Gegenständen. Wenn er es mich wissen lassen sollte, würde er sprechen und mir die Bedeutung und Macht erklären. Auch erinnerte ich mich, dieses Gewand an dem jungen Indianer gesehen zu haben, der mich zu dieser ersten vierzig-tägigen Quest veranlaßt hatte. Und ich erinnerte mich, den Mann in dem weißen Gewand dann während der Visionssuche noch öfter wiedergesehen zu haben. Am Schluß der vierzig Tage war Großvater mir in solch einem Gewand begegnet. Ich wußte, daß es eine besondere Bedeutung für mich haben mußte, denn es war mir so oft erschienen.

Lebhaft sah ich es vor mir. Es war aus naturgegebtem altem Hirschleder und lange geräuchert. Durch Kalk bekam es dann seine reinweiße Farbe. Es befanden sich Symbole der Erde, des Himmels und des Schöpfers darauf, auch Symbole der lehrenden Himmelsrichtungen. Manche dieser Symbole waren aufgemalt, andere waren aus Federn gemacht, wieder andere aus aufgestickten Perlen. Da war auch ein Fransensaum, und das Gewand wirkte alt und viel getragen. Immer wenn es mir in meinen Träumen, Visionen oder Gedanken begegnete, war ich voll Ehrfurcht - und sehr

neugierig.

Aber erst ein Jahr, nachdem ich dieses Gewand während meiner Vision gesehen hatte, verstand ich endlich seine wahre Bedeutung. Bei meiner ersten Begegnung mit dem Gewand in dieser physischen Realität wußte ich nicht, daß es meine Bestimmung war, ihm einmal zu begegnen. Inzwischen hatte ich erkannt, daß Großvater mir die Bedeutung des Gewandes nicht erklären konnte: ich mußte sie selbst herausfinden. Es war etwas, das man nur mit dem Herzen verstehen konnte. Eigentlich lockte mich Großvater sogar erst durch einen Trick in den Bannkreis von dessen Macht.

Ein verlängertes Wochenende lag vor mir, mit ein paar schulfreien Tagen, weil unsere Lehrer auf irgendeiner Tagung waren. Ich plante diese ganzen vier Tage im Wald zu verbringen, um meine Fertigkeiten zu üben. Ein Jahr war verstrichen seit meiner ersten Quest von vierzig Tagen, und immer noch hatte ich viel zu verarbeiten. Vier Tage allein, würde ich die nötige Zeit finden, um ohne Rick und Großvater zu erproben, was ich gelernt hatte. Großvater war nach Süden gegangen, um alte Freunde zu besuchen, und Rick machte einen Ausflug mit seinem Vater. Ich hatte viele neue Lektionen gelernt, die mich auf lange Zeit beschäftigen würden; jetzt aber brannte ich darauf, einiges in der Praxis zu beherrschen.

Ich kam ins Lager, als Großvater eben die Heilpflanzen einpackte, die er auf die Reise mitnehmen wollte. Ein Freund von ihm war

krank, und die Pflanzen würden ihm guttun. Ich half Großvater, seine Sachen zu packen, und überzeugte mich, daß die Pflanzen frisch und in Ordnung waren. Wir sprachen kaum bei der Arbeit, nur fragte er mich, was ich an diesem Wochenende vorhätte. Ich sagte, ich wolle all die Fertigkeiten üben, die ich in diesem Sommer erworben hätte. Auch wolle ich die Zeit der Stille nutzen, um meine letzte Visionssuche zu verarbeiten. Er lächelte und sagte: «Geh alles ohne Erwartungen an. Denn Erwartungen können alte ausgefahrene Gleise sein, die dich vom wahren Pfad des Lernens abbringen.» Er machte eine Pause und sagte dann: «In meiner Hütte habe ich etwas für dich zurückgelassen. Nur zum Anschauen. Lege es wieder zurück, wenn du fertig bist.» Mit diesen Worten machte er sich auf den Weg.

Ich wollte gleich hinlaufen und nachsehen, was Großvater da für mich hinterlassen hatte. Doch die Zeit wurde knapp, und ich mußte noch mein Camp einrichten. Ich mußte Nahrung und andere Dinge sammeln, die ich gleich am nächsten Morgen für meine Übungen brauchte. Also beschloß ich, meine Neugier hintanzustellen und erst mein Lager aufzuschlagen. Beim Bau einer Reisighütte, beim Feuermachen und Sammeln von Nahrung und anderen Dingen, die ich für meine Übungen brauchte, verging fast der ganze Nachmittag. Und als ich endlich Ruhe fand, war es bereits zu spät für irgendwelche Übungen. Ich war etwas enttäuscht, weil ich an diesem Abend nichts mehr tun konnte.

So kroch ich in Großvaters Hütte, um nachzusehen, was er da für mich zurückgelassen hatte. Doch in der Hütte war es dunkel. Und während ich in der Dunkelheit umhertastete, überkam mich ein unheimliches Gefühl. Ein ganz ähnliches Gefühl, als würde ich angepirscht und beobachtet - wie ich es bei meiner Begegnung mit dem Stalker erlebt hatte. Zwar hatte ich inzwischen gelernt, seine Anwesenheit zu ignorieren; aber es war mir doch unangenehm, wenn er sich vor meinem Camp herumtrieb. Als ich schließlich aus Großvaters Hütte kam, spürte ich diese Präsenz stärker denn je. Ja, so stark, daß ich ihn nicht mehr ignorieren konnte. Ich suchte die Umgebung des Lagers ab, doch dieses unheimliche Gefühl kam und ging immer wieder. Zuletzt, als ich mich halbwegs befreit fühlte von der Anwesenheit des Stalkers, legte ich mich schlafen.

Am nächsten Morgen war ich schon beim Erwachen wütend. Ich hatte verstanden, warum der Stalker sich vor dem Camp herumtrieb. Ich wußte, er wollte mich davon abhalten, meine Kenntnisse wie geplant zu erproben. Sofort machte ich mich an die Arbeit und flocht einen indianischen Wasserkorb, wie ihn die Apachen benutzen. Dies war eine Kunst, die ich beherrschen wollte. Ich hatte schon mehrere Körbe geflochten, doch ich war lange nicht so flink und geschickt, wie ich es mir wünschte. Immer wieder bei meiner Arbeit spürte ich diese Anwesenheit, ließ mich aber nicht ablenken. So verging dieser Tag, auch ein Teil des Abends, bis ich den fertigen Korb beiseite

legte und die Erscheinung verschwunden war. Ich war entschlossen, mich nicht mehr durch dieses Wesen erschrecken und von der Arbeit ablenken zu lassen.

Nach dem Essen lag ich am Feuer und konzentrierte mich, um über verschiedene Teile meiner Visionssuche mehr Klarheit zu gewinnen. Wieder spürte ich die Anwesenheit des Stalkers vor dem Camp - und diesmal stärker denn je. Neben dem unangenehmen Gefühl, beobachtet zu werden, gab es auch Geräusche und andere Störungen. Es waren gewiß keine natürlichen Geräusche, sondern Grunzen und Stöhnen aus der Unterwelt. Auch wehten Nebel über den Platz, die nach fauligem Fleisch rochen. Mehrmals war ich nah daran, wütend zu werden. Aber ich wußte, daß Zorn und Haß den Stalker nur stärker machten. Ich konzentrierte mich, so gut ich konnte.

Spät in der Nacht, als mir vor Müdigkeit und Erschöpfung fast die Augen zufielen, schob ich alle Gedanken an meine Visionssuche beiseite. Der Stalker war verschwunden. Ich saß noch ein Weilchen entspannt, beinah schlafend. Und dann fiel mir ein, daß Großvater etwas für mich dagelassen hatte.

Kaum war ich aufgestanden, um zu seiner Hütte zu gehen, war auch der Geruch des Stalkers wieder da. Es stank so scharf, daß es mich würgte und meine Augen tränten und brannten. Meine Wut regte sich, und schon fühlte ich den Stalker wachsen, als saugte er an

mir wie ein Blutegel. Und wieder verbannte ich ihn aus meinen Gedanken. Ich ging ans Wasser, um meine Augen zu waschen und meine Wut loszuwerden. Die Nacht war wieder friedlich, und so beschloß ich, am Wasser zu schlafen.

Den ganzen folgenden Tag blieb es ruhig. Ich ging auf Fährtensuche und folgte der Spur eines Nerzes. Den ganzen Vormittag blieb ich unbelästigt, während ich dem Nerz durch den Sumpf folgte. Der Nerz führte mich durch Erlenbrüche und Wasserläufe, über gefallene Baumstämme und durch den Schlamm, und endlich erreichte ich einen von Großvaters alten Visionsplätzen. Am anderen Ende des heiligen Kreises verzehrte der Nerz einen kleinen Fisch, und die nächsten Minuten verbrachte ich damit, ihn anzupirschen. Er fraß den Fisch auf und sprang ins Gebüsch jenseits des Sumpfes. Nach einem Gebet betrat ich Großvaters heiligen Platz — etwas, was ich sonst nicht zu tun pflegte. Irgend etwas hatte mich aber gerufen. Ich sah mich um und fand einen alten Richtungsstab von Großvater, der in der Mitte eingeritzt sein Zeichen trug. Das Zeichen könnte man so deuten: «Die Dinge sind nicht so, wie sie zu sein scheinen.»

Mir war, als sei mir eine subtile Botschaft zuteil geworden, als habe der Nerz mich zu diesem Visionsplatz geführt und Großvater absichtlich diesen Stab für mich zurückgelassen. Auf dem Rückweg ins Camp grübelte ich über all diese Dinge nach, verstand aber nicht,

wie sie zusammenpaßten mit dem, was ich hier und jetzt lernen wollte. Im Camp angekommen, begann ich nachzudenken, wie ich anderen Menschen meine Vision bringen könnte. Ich wußte, der moderne Mensch glaubt nur an die Macht von Leuten mit akademischem Abschluß oder hohem beruflichen Titel. Ich hatte nichts dergleichen vorzuweisen. Auch wollte ich nicht aufs College gehen oder gar in die Politik oder ins Geschäftsleben, wo ich eine einflußreiche Stellung erlangen könnte. Ich fürchtete, daß niemand hören wollte, was ich zu sagen hatte. Zumindest nicht ohne die Macht von Stellung und Titel, die diese Leute respektierten. Und ich verabscheute diese Macht.

Auch wußte ich, daß die Menschen es nicht lieben, wenn man ihnen predigt. Genau wie ich haßten sie alles, was nach Predigt klang. Auch Bittschriften, Demonstrationen oder sogar Revolten, das wußte ich, konnten wenig bewirken. Es mußte eine Möglichkeit geben, die Menschen auf eine Art zu erreichen, die ihr Herz öffnete, ihr Denken veränderte und sie zur Wirklichkeit der Erde führte. Man mußte das Herz der Menschen ansprechen, nicht ihren Verstand. Ich sah keine Möglichkeit, wie dies geschehen sollte - besonders, wenn ich es selbst tun mußte. Ich war kein Typ, der sich auf Menschen verstand, und Menschenmassen mied ich, wann immer möglich. Ich wußte nicht einmal, wie ich einen einzigen hätte erreichen sollen.

Mit solchen Gedanken und Fragen, die mir durch den Kopf

wirbelten, schlief ich ein. Der Stalker hatte mich den größten Teil des Tages und der Nacht in Ruhe gelassen, und alles schien friedlich. Ich schlief großartig, tief und traumlos. Am anderen Morgen erwachte ich und beschloß, das Camp zu verlassen und Quarzsteinchen zu sammeln, aus denen ich Pfeilspitzen fertigen wollte. Die besten Quarz- und Kiesbänke gab es in einer alten Sandgrube, nicht weit von der Zivilisation, und doch verirrte sich niemand dorthin. Jedenfalls brauchte ich diese Steine, wenn ich die neue Technik des Pfeilspitzen-Machens üben wollte, die Großvater mir diesen Sommer gezeigt hatte.

Ich schlich also zum Rand dieser Grube und versteckte mich zuerst unter dürrer Wurzelwerk. Ich wollte sicher sein, daß niemand da war, mit dem ich sprechen mußte. Als ich sah, daß die Sandgrube menschenleer war und nicht einmal Fußspuren zeigte, glitt ich in die kleinere der beiden Senken und begann Steine zu sammeln. Fast eine Stunde lang war ich beschäftigt und hatte auch ein paar schöne Steine gefunden, als ich einen Lastwagen hörte, der sich der größeren Senke näherte. Wie die Tiere es tun, flüchtete ich und versteckte mich oben zwischen den Wurzeln.

Der Motor wurde abgestellt, ich hörte eine Tür schlagen. Anscheinend war nur eine Person in dem Lastwagen. Jetzt hörte ich das Öffnen der Motorhaube und dann deutliches Klappern von Werkzeug. Möglich, so dachte ich mir, daß dieser Mensch eine

Panne hatte und seinen Wagen zu reparieren versuchte. Am Rand der Grube schlich ich mich näher, während der andere mit seiner Arbeit fortfuhr, und bald hatte ich ihn auch deutlich im Blick. Es war ein Lieferwagen, nun ja, und die Motorhaube war aufgeklappt. Unter dem Wagen sah ich die Beine seines Besitzers, der sich da offenbar zu schaffen machte.

Ich fand, dies sei eine gute Gelegenheit, meine Fähigkeiten als Späher zu testen und zu probieren, wie nah ich an den Lastwagen herankommen konnte, ohne daß der Mann mich bemerkte. Ich glitt also die Böschung hinunter und tauchte ins dichte Gebüsch, das am Fuß der Klippe wuchs. Von dort, das wußte ich, hätte ich gute Sicht auf den Fahrer und könnte mich überzeugen, was er da machte. Auch bot der Platz mir gute Deckung. Doch als ich mich durch die Büsche schob und nach dem Lastwagen spähte, war ich entsetzt. Der Fahrer machte einen Ölwechsel und ließ das Altöl direkt in den Boden laufen! Ich mußte ankämpfen gegen die Wut, die jeden klaren Gedanken verschlingen wollte. Nach einer halben Stunde hatte er auch die leeren Öldosen und seinen alten Ölfilter auf die Erde geworfen.

Ich hielt es nicht mehr aus und trat aus dem Gebüsch. Ich ging auf ihn zu und konnte auf einen halben Meter herankommen, bevor er mich bemerkte. Er sprang auf und ging in Verteidigungsstellung, wartend, ob ich ihn angreifen oder davonlaufen würde. Ich sagte:

«Schönes Auto», wobei ich das Wort Auto betonte. Jetzt ließ seine Wachsamkeit nach. Er wunderte sich, mich so weit draußen im Busch zu treffen, denn auch für ihn war die freie Natur eine Zuflucht. Er ging auf die Jagd und zum Angeln - vor allem, um der Hektik der Menschen zu entfliehen. So redeten wir ein Weilchen, vor allem über die Jagd, die Fischerei und den Wald. Mein Zorn legte sich, als mir klar wurde, daß der Bursche gar nicht vorgehabt hatte, die Erde zu verschmutzen; er wußte es einfach nicht besser! In der Stadt aufgewachsen, fing er eben erst an, das Leben der Wildnis kennenzulernen.

Während wir uns freundlich unterhielten, erzählte ich ihm Sachen über die Wälder, die er noch nicht wußte, und seine Einstellung schien sich zu verändern. Ich fragte ihn, ob er einen wirklich großen Hecht oder Barsch fangen wollte, und er sagte begeistert ja. Schon griff er sich die Angelrute von der Pritsche des Lieferwagens, und wir gingen die kurze Entfernung zu einem verborgenen Weiher abseits der Sandgrube. Der Mann war wirklich verblüfft. So nah parkte er an dem Weiher, und doch hatte er ihn - wegen der hohen Büsche — nicht entdeckt. Als wir am Ufer standen und auf den Teich hinausblickten, merkte ich, wie ergriffen der Mann von dieser Schönheit war.

Ich sagte ihm, er solle die Leine nicht weit vom Ufer auswerfen, gleich neben einem versunkenen Zedernstamm. Kaum war der Köder

gelandet, brodelte es an der Oberfläche, und ein beachtlicher Barsch hatte angebissen. Minutenlang kämpfte der Mann mit dem Fisch, vorsichtig darauf bedacht, daß die dünne Schnur nicht riß. Die Hände zitterten ihm vor Aufregung, als er den Fisch an Land holte. Obwohl er seit Jahren hier im Bezirk der Pine Barrens lebte, war dies der größte Barsch, den er je gefangen hatte. So aufgeregt war er, daß er kein Wort herausbrachte. Und auf dem Rückweg zu seinem Lastwagen stolperte er sogar. Er wußte mir nicht genug Dank zu sagen.

Er verstaute seine Angelrute und begann den Fisch auf der Heckklappe seines Wagens zu säubern. Er solle nur möglichst viel abfischen, sagte ich ihm, denn dieser Teich würde bald keine Fische mehr hervorbringen. Ich wußte nicht, woher die Worte mir kamen, denn es war, als würden mein Körper und Geist von einer äußeren Kraft gelenkt. Gleichzeitig spürte ich, daß uns der Stalker beobachtete, auch wenn der Mann nichts zu merken schien. Vielleicht, weil er noch in einem logischen Rahmen dachte, nicht in einem spirituellen. Er war nicht lange genug in der Wildnis gewesen. Als er mich sagen hörte, er solle den Teich tüchtig abfischen, sah er mich verblüfft an und fragte mich, was ich meinte.

Und jetzt erklärte ich ihm, daß das Öl, das er in die Erde hatte fließen lassen, und die Ölkannen und der Filter bald in den kleinen See gespült werden würden. Dann würde das Öl das Wasser

vergiften und viele der kleineren Fische töten. Wenn die kleineren Fische verschwunden wären, würden die großen Fische aussterben, und irgendwann wäre der Teich dann tot und steril. Der Mann sah mich erschüttert an. Ich spürte direkt, wie beschämt und betroffen er war. Ich glaube, er war sogar überrascht, daß ich nicht wütend war. Auch hatte ich diese Dinge nicht in böartigem Ton gesagt. Ich war selbst starr vor Staunen über das, was ich gesagt hatte.

So schnell, wie ich aufgetaucht war, verabschiedete ich mich wieder und verschwand über die Böschung. Fast eine Stunde wartete ich, hörte aber den Lieferwagen nicht wegfahren. Irgendwann wurde der Motor angelassen, dann schnell wieder abgestellt. Ich wurde neugierig, was der Bursche tun mochte. Vielleicht war er wieder Angeln gegangen, vermutete ich - meinen Rat befolgend, aber die tiefere Lehre vergessend.

Ein Fisch genüge ihm, hatte er gesagt, aber nun, so vermutete ich, wollte er sich mehr holen. Ich kroch wieder zum Rand der Sandgrube, sorgfältig darauf bedacht, kein Geräusch zu machen. Er würde vorsichtiger sein, jetzt, da er jemanden in der Gegend wußte. Ich lugte wieder durch die dünnen Luftwurzeln—und wieder war ich schockiert, was ich dort sah: Alle Öldosen und der Ölfilter waren aufgesammelt. Den Lastwagen hatte er etwas zurückgesetzt, und nun schaufelte er die verschmutzte Erde in einen alten Zehnlitereimer. Dann sah ich ihn zu einer Schonung junger Fichten gehen. Behutsam

grub er eines der Bäumchen aus und trug es zu dem Loch, das entstanden war, und pflanzte es dort ein wie in einem Garten. Da wurde mir klar, daß meine Worte ihn gerührt und sein Herz angesprochen hatten. Fast erschrak ich zu sehen, wie sehr, denn die Lektion schien tief in ihn eingedrungen zu sein. Im Höchsthalle hatte ich gehofft, er würde einfach wegfahren und nie wieder Öl auf die Erde ablassen. Ich konnte kaum fassen, daß er so gerührt war, um den Platz tatsächlich zu säubern.

Während Dunkelheit sich über das Land breitete, kroch ich zurück vom Grubenrand und machte mich auf den Weg zum Lager. Lange ging mir der Zwischenfall in der Sandgrube nicht aus dem Sinn, und plötzlich wurde mir klar, daß ich die Antwort gefunden hatte: «Lehren! Lehren!» schrie ich. Dies war die Antwort, wie ich meine Vision leben und sie den Menschen bringen konnte. Ich mußte einfach lehren und immer dann lehren, wenn sich die Gelegenheit bot. Die Antwort, nach der ich seit meiner Quest von vierzig Tagen gesucht hatte, war endlich gekommen. Mir war auch klar, daß der Stalker mich den ganzen Weg zurück ins Camp verfolgte, mich dauernd beobachtete und mich von meinen Gedanken abzulenken versuchte.

Zurück am Lagerplatz war ich zu aufgeregt, um etwas zu essen. Dennoch machte ich Feuer, um die Dunkelheit fernzuhalten. Erst jetzt besann ich mich, daß ich gar nicht nachgesehen hatte, was

Großvater für mich dagelassen hatte. Und schon morgen würde er wiederkehren! Also stand ich vom Feuer auf, machte mich auf den Weg zu seiner Hütte, aber kaum war ich vor dem Eingang angekommen, traf mich mit voller Wucht der scheußlichste Todesgeruch, den ich mir vorstellen konnte. Jetzt wurde mir klar, was das Zeichen auf Großvaters Richtungsstab mir sagen wollte: Dem Stalker war es gar nicht um meine Gedanken zu tun oder um die Übung meiner Fertigkeiten. Nein, dieser Dämon aus dem Reich der Geister oder der Phantasie wollte verhindern, daß ich fand, was Großvater für mich in seiner Hütte zurückgelassen hatte. Aus irgendeinem Grund wollte der Dämon verhindern, daß ich in die Hütte ging. Darum bekämpfte er mich.

Als ich die Hütte betreten wollte, führte der Stalker nicht mehr nur psychische oder geistige Energie ins Feld. Jetzt setzte er körperliche Gewalt ein. Es war, als versuchte ich eine unsichtbare Mauer zu durchdringen. Ich mühte mich und wurde immer wütender - aber der Dämon wurde nur stärker durch meine Wut, und die Mauer drängte mich zurück, bis an den Rand des Feuers. Endlich konnte ich meine Wut aber loslassen. Ich fiel auf die Knie und betete zum Schöpfer. Laut betete ich und bat, daß der Stalker Liebe, Mitleid und Heilung erfahren möge. Bei jedem Wort, das ich sprach, spürte ich den Dämon schrumpfen. Er entfernte sich, floh aus dem Camp, als liefe er um sein Leben.

Ich trat in Großvaters Hütte ein und suchte im Dunkel, fand aber nichts als eine große Rolle aus weißem Hirschleder, die am Dachpfosten hing. Vorsichtig holte ich die Rolle herunter - und wußte sofort, daß es dies war, was Großvater mich sehen lassen wollte; auch wenn ich noch nicht wußte, was es war. Ich trug die Rolle ans Feuer, um besser sehen zu können, und spürte die Gegenwart des Stalkers so stark und hartnäckig wie nur je. Ich ignorierte aber seine Anwesenheit und begann das weiße Hirschleder aufzurollen. Verblüfft hielt ich in meinen Händen das weiße Gewand, das ich während meiner vierzigägigen Visionssuche und später sogar an Großvater gesehen hatte. Sorgfältig untersuchte ich die aufgebrachten Symbole: es waren die Zeichen der lehrenden Wesenheiten von Erde und Schöpfung. Ich wußte, dies war das Gewand eines Schamanen, eines Ältesten und Lehrers.

Ich stand auf und begann das Gewand ganz zu entfalten. Jetzt aber schien der Stalker wilder denn je entschlossen, mich von meinem Tun abzulenken. Ohne zu überlegen, warf ich mir das Gewand über - und plötzlich war er verschwunden. Tiefen Frieden empfand ich und ein Gefühl ruhigen Wissens. Wieder erkannte ich, daß ich, um meine Vision zu leben, so viele Menschen wie möglich lehren mußte, bei jeder Gelegenheit. Ich mußte lehren, ohne zu predigen; denn Predigt würde nur ihr Herz verschließen. Mit diesem Gewand, dachte ich, könnte ich ein guter Lehrer werden. Das Gewand schien alle Magie,

alle Weisheit und Macht eines Lehrers in sich zu enthalten. Aber noch immer verstand ich nicht, warum Großvater dieses Lehrgewand aufbewahrte. Sicherlich, weil er ein Schamane war. Doch sein Lehren endete bei Rick und mir.

Gerade hatte ich das Gewand an seinen Platz zurückgelegt und war ans Feuer zurückgekehrt - da trat Großvater ins Camp. Er setzte sich und schenkte mir ein breites Grinsen. Ohne lange Begrüßung fing er an und sagte: «Ich trage noch das Gewand des Lehrers, weil ich dich und Rick unterweise. Auch lehre ich, wann immer mir jemand zuhören will. Ich gehe mit Heilpflanzen zu meinen alten Freunden, aber ich gehe erst recht als Lehrer zu ihnen. Wir lehren immer dann, wenn sich in unserm Leben die Gelegenheit bietet - genau wie du den Mann mit dem Lastwagen belehrt hast.»

«Wie kannst du wissen, daß ich ihm eine Lektion erteilt habe? Wo du doch nicht dabei warst?» fragte ich.

Großvater antwortete und sagte: «Wenn wir jemanden unterweisen, werden wir stets Teil dieser Person, und diese Person wird Teil von uns. Wir beide sind dann ein Geist und ein Denken und mit der Lebenskraft verschmolzen. Du warst dort, also war auch ich dort, nicht wahr?

Wir sind nie allein auf unseren Wegen, noch sind wir einsam, denn wir sind immer Teil der Wildnis und Teil aller unserer Lehrer. Auch die Welt des Geistes ist unsere Lehrerin, und darum werden wir Teil

dieser Welt, verschmolzen mit dem erweiterten Bewußtsein und <eins> mit allen Dingen. Dieser Dämon, der Stalker, ist teils Geist, teils Bewußtsein. Er ist jener Teil von dir, der davor zurückscheut, das Gewand eines Lehrers anzunehmen. Denn dieser Teil von dir liebt seine Freiheit. Deine Vision zu leben würde dir etwas von dieser kostbaren Freiheit nehmen und dir die Verantwortung aufladen, andere zu lehren. Lehrer werden wir, indem wir ein Teil von uns aufgeben und ein Teil von uns hingeben. So heilen wir die Erde, und das Gewand wird unser Leben.»

«Woher stammt das Gewand?» fragte ich.

Großvater erwiderte: «Das Gewand ist das Symbol eines Lehrers und enthält selbst keine Macht. Der Lehrer ist es, der ihm Macht verleiht, und nicht umgekehrt, daß das Gewand dem Lehrer Macht gibt. Einst gehörte es Urgroßvater Donner, der es mir hinterließ, und eines Tages werde ich es dir übergeben. Zuerst aber mußt du die Macht kennenlernen, die es symbolisiert.»

«Woher soll ich wissen, daß ich ein Lehrer bin?» fragte ich.

«Du weißt es, weil deine Visionen und <Die Vision> dich dorthin führen werden. Du bist auserwählt von der <Vision>.

Du hast gelebt, was du lehren wirst, und du hast die Askese des Alleinseins gelebt. Alle, die zu lehren versuchen, ohne daß sie die <Vision> und die Fähigkeiten hätten, sind falsche Propheten.»

Und Großvater zitierte ein altes Sprichwort:

«Derjenige, der weiß und dabei weiß, daß er weiß, ist weise. Folge ihm.

Derjenige, der weiß und dabei nicht weiß, daß er weiß, der schläft: Wecke ihn.

Derjenige, der nicht weiß und dabei weiß, daß er nicht weiß, ist ein Kind: Führe ihn.

Derjenige, der nicht weiß und dabei nicht weiß, daß er nicht weiß, ist ein Narr: Meide ihn.»

Wieder war ich überrascht, mit welcher Leichtigkeit Großvater aus so vielen philosophischen und religiösen Überlieferungen zu zitieren vermochte. Wahrscheinlich war dies ein arabisches Sprichwort, doch ich weiß nicht, woher er es kannte. Jedenfalls verstand ich, wie wichtig es sei, Fertigkeiten und Askese selbst erprobt und gelebt zu haben, bevor man versuchte, sie zu lehren. Denn jemand, der Dinge zu lehren versucht, die er selber nicht lebt, ist ein Narr. Ich verstand auch, daß man, um andere zu lehren, von der Vision geführt werden mußte, denn die Vision ist der wahre Pfad des Herzens.

«Was ist mit den Lehrern in meiner Schule?» forschte ich. «Sind auch sie alle durch die Vision zu Lehrern geworden?»

Großvater erwiderte: «Manche werden von der Vision geleitet, andere werden von ihrem Herzen geführt, und wieder andere waren gezwungen, Lehrer zu werden. Gewiß erkennst du den Unterschied in der Art, wie sie lehren. Das Lehren, das ich meine, ist nicht der

Unterricht in der Schule, sondern das Weitergeben geistiger Dinge - und solcher Fähigkeiten, die von geistiger Bedeutung sind. Du sollst nicht simple akademische Kenntnisse lehren, sondern Fähigkeiten und eine Philosophie, die das Herz der Menschen verändern. Dies ist der Grund, warum die meisten religiösen Führer durch Visionen des Herzens an ihren Platz gestellt werden, wo sie Gottesdienst tun.»

«Du sagtest, eines Tages würde das Gewand mir übergeben werden», sagte ich. «Wann werde ich dieses Symbols würdig sein? Oder werde ich es je sein?»

«Du wirst würdig sein, wenn du die physischen und geistigen Fähigkeiten übst, die du eines Tages lehren wirst. Doch Übung allein genügt nicht, denn du mußt diese Fähigkeiten viele Jahre lang leben, und sie müssen dein Leben werden. Du wirst erkennen, welche Lehrer in den Schulen dieser Gesellschaft aus der Vision heraus lehren. Du wirst ebenso wissen, welche Lehrer der Wildnis von der Vision herkommen und in der Wildnis gelebt haben. Alle anderen sind falsche Propheten, die ihre Fähigkeiten zwar geübt, aber nie gelebt haben. Sie kennen nicht die Philosophie dessen, was sie lehren.

Um die geistigen Dinge und die praktischen Dinge der Wildnis, die heilig sind, wirklich zu kennen, mußt du sie leben. Du mußt in die Wildnis gehen, alles andere ablegen und nackt diese Wildnis betreten. Du mußt zu den Steinen sagen: <Ich kenne euch. Bitte helft

mir, meine Werkzeuge herzustellen.> Du mußt zu dem Land sagen: <Nimm mich an, lehre mich, mir eine Hütte zu bauen und Feuer zu machen und Nahrung zu finden.> Nur wenn ein Mensch sich ganz der Wildnis hingeeben hat und mit leeren Händen zu ihr kommt; nur wenn er für lange Zeiten reiner Askese sein Leben in die Hände der Natur legt, wird er je wissen. Wenn er dies tut, es aus der Vision heraus tut, wird er ein Lehrer. Bis zu diesem Tag kann er nur lehren, was er bis dahin gelebt hat.>

Als das erste Licht sich am Himmel zeigte, ging Großvater aus dem Camp, um zu beten, und überließ mich meinen Gedanken. Ich verstand, was Großvater mir gesagt hatte. Ich mußte nicht nur meine Fähigkeiten üben, sondern sie auch lange Zeit selbst leben. Leben mußte ich die physischen Fertigkeiten und vor allem die geistigen Fähigkeiten. Es genügte nicht, an Wochenenden und im Sommer in die Wildnis zu gehen. Ich mußte die Wildnis leben, viele Jahre lang, ununterbrochen, bevor ich je lehren konnte. Ich wußte, dann würde ich eines Tages in den Tempeln der Schöpfung leben und wandern. Denn auf diese Weise würde meine Vision Wirklichkeit werden. Ich konnte meine Vision nicht leben, wenn ich nicht lange Zeit diese Fähigkeiten und diese Philosophie gelebt hatte.

Irgendwie war es tröstlich zu wissen, daß ich eines Tages fortgehen und all das leben mußte, was ich gelernt hatte. Ich wollte wandern und leben, wie es gelehrt worden war. Angst machte mir

allerdings, daß auch ich eines Tages das Gewand eines Lehrers anziehen und anderen Menschen meine Vision bringen mußte. Ich wußte, in der Wildnis zu bleiben hieß, nicht meiner Vision zu leben. Denn ich würde eines Tages, wie jedermann, verantwortlich sein für die Zerstörung der Erde, falls die Vision nicht lebendig geworden wäre. Das Leben eines Menschen hatte ich berührt und verändert, an diesem Tag, in der alten Sandgrube. Und ich hoffte, noch viele andere zu erreichen.

Falsche Propheten

Großvater hatte mich früh im Leben gelehrt, daß jeder Mensch ein Lehrer sein konnte. Nicht nur die Natur war Quelle unseres Wissens und Gegenstand unseres Studiums, sondern auch die ganze Menschheit. Er lehrte uns, auf zwei Arten nach Belehrung zu streben. Erstens gab es Lehrer, die uns durch ihr Beispiel und durch praktikable und funktionierende Fähigkeiten etwas zeigten. Diese Fähigkeiten waren immer wirksam, unter allen Umständen, und konnten als universell gelten. Zweitens gab es Lehrer, die uns lehrten, was wir nicht tun sollten. Durch Beobachtung ihres Handelns konnten wir erkennen, daß ihre Fähigkeiten zumeist nicht funktionierten oder nur in einer bestimmten Situation. Obgleich mit gegensätzlichen Methoden arbeitend, sind sie beide doch Lehrer und verdienen Respekt. Umgekehrt sollte man, wie Großvater mich lehrte, immer wenn man von jemandem etwas lernte, ihm als Gegengeschenk etwas vom eigenen Wissen geben. So schließt sich der Kreis des Lernens und Lehrens.

Ich war immer ein Schüler des Lebens, denn die ganze Schöpfung war mein Lehrer, auch die Menschen. Man muß eifrig nach Unterweisung streben und oft hinter die oberflächliche Bedeutung der Dinge blicken, tiefer suchen, um die Wahrheit zu finden. Ich ging oft außergewöhnliche Wege, um gute Lehrer zu finden. Alte Menschen haben mich stets fasziniert, darum besuchte ich alte

Männer und Frauen, die in den Pine Barrens lebten; auch solche, die in Pflege- und Altersheimen eingesperrt waren. Die Alten sind für uns eine Quelle unerschöpflichen Wissens und grenzenloser Inspiration, und doch wirft die Gesellschaft sie weg, wenn sie nicht mehr arbeiten können. Die amerikanischen Ureinwohner achten ihre Ältesten und räumen ihnen einen Ehrenplatz ein, um weiter von ihrem umfassenden Wissen zu lernen.

In viele Kirchen, Tempel und Synagogen habe ich mich geschlichen, nur um zu erfahren, was dort gelehrt wurde. Alles nahm ich auf, was ich erfuhr, ob gut oder schlecht, und studierte es gründlich. Aufmerksam hörte ich zu, ganz gleich, wer da sprach. Ich stellte mein Selbst hinten und lauschte reinen Herzens, ohne Vorurteil oder kritischen Einwand gegen die Unterweisung. Später, nach dem Ende der Unterweisung, nahm ich die Lehre mit in die Natur und entschied dort, ob ich die neuen Informationen brauchen konnte oder nicht. Oft, wenn ich glaubte, daß etwas unmöglich funktionieren könne, funktionierte es in der reinen Welt der Natur, und ich mußte es als Wahrheit annehmen.

Auf diese Art, hinter die Oberfläche der Natur und der Menschen blickend, konnte ich tieferes Wissen ansammeln als nur durch bloßes Hinsehen. Die Geisterwelt wurde mir zum gründlichsten Lehrer. Gleichgültig, ob der Geist oder Dämon gut oder böse war - wenn ich von ihm lernte, dann war es gut. Das Wichtigste war die Lehre und

ihr Verstehen; ganz gleich, wie man zu diesem Wissen gelangte.

Oft strebte ich nach Belehrung, und zwar durch eine Übung, die ich als «Suche im Gebet» bezeichne. Bei dieser Übung stellt der Suchende eine Frage an die Geisterwelt, um eine Antwort auf spiritueller Ebene zu empfangen. Leider konnten gute wie böse Geister auf die Frage antworten; doch mit einigem Nachdenken konnte man schlechte Medizin umdrehen und aus ihr lernen.

Eine Gebetssuche ist ganz ähnlich wie eine Visionssuche. Nur, daß die Quest aus einem anderen Grund unternommen wird. Die Gebetssuche wird auf die gleiche Art vorbereitet wie die Visionssuche. Man beschränkt sich auf einen engen Kreis, ohne Annehmlichkeiten, nur mit einem kleinen Krug Wasser. Das Ziel der Gebetssuche war nicht die Bitte um etwas Persönliches, sondern die Danksagung für alles Empfangene. In der Gebets-Quest kann man auch um Heilung für liebe Menschen bitten, nie aber für sich selbst. Das einzige, was der Suchende eventuell empfangen kann, sind spirituelle Antworten und Anweisungen. Tag und Nacht verharret er in dauerndem Gebet, ohne Pause oder Erholung. Indem der Suchende diese Zeit dem Schöpfer und den geistigen Wesen zum Opfer bringt, so glaubten wir, kann er für würdig befunden und seine Gebete erhört werden. Während die Visionssuche dem Suchenden Visionen schenkt, werden in der Gebets-Quest Gebete erhört.

Es war der erste Tag einer Gebetssuche, und ich betete eifrig um

Heilung für meinen Bruder. Jim hatte eine Knochenfraktur im Fußgelenk, die zusammenwachsen sollte. Darum mußte er beinahe sechs Monate lang einen Gipsverband tragen. Niemand wußte, ob er je wieder richtig gehen würde. Gewiß würde die Verletzung ihn lange von der Wildnis fernhalten, und dies machte ihm große Sorgen. Er liebte den Wald, und er besuchte gerne Großvater, auch wenn er nicht jeden Tag hinging. Die Folgen des komplizierten Bruchs konnten ihn hindern, jemals wieder die Entfernung von unserem Haus bis zu Großvaters Camp zurückzulegen. An diesem Tag betete ich also um Heilung, damit er wieder in die Wälder gehen und ohne Beschwerden laufen könne.

Bis weit in die Nacht betete ich, ohne mich von den Knien zu erheben oder den Blick vom Himmel zu wenden. Ich wußte, die Macht des Gebets und des Glaubens, getragen von Liebe, waren die mächtigsten Werkzeuge auf Erden. Und so zweifelte ich nicht daran, daß Jim wieder laufen können würde. Endlich entspannte ich mich und setzte mich wieder an meinem Gebetsplatz hin, um Wasser zu trinken und über Dinge nachzudenken, die mich seit meiner letzten Visionssuche noch immer beschäftigten. Ich wußte zwar, daß Lehren die einzige Möglichkeit war, meine Vision in die Gesellschaft zu tragen, doch hatte ich keine Macht, und ein Naturbursche aus den Wäldern würde keinen Respekt bei den Leuten finden.

Wie ich dort einsam im Dunkel saß und an meine mangelnde

Macht dachte, spürte ich etwas, das aus dem Sumpf zu mir herüberkam. Ich konnte nicht feststellen, was es war, denn manchmal bewegte es sich wie ein Tier, dann wieder wie ein Geist, und manchmal gab es Laute von sich wie ein Tier. Ich war verwirrt, auch ein wenig beängstigt. So wartete ich, daß dieses Wesen näherkäme; doch es war ein paar Meter vor meinem Platz stehengeblieben und bewegte sich nicht weiter. Manchmal hörte ich es atmen, aber es klang nicht wie der normale Atem eines Menschen oder eines Tieres. So versuchte ich nicht länger daran zu denken, kniete erneut nieder und begann wieder für meinen Bruder zu beten. Und dieses Wesen bewegte sich wieder.

Ich hörte auf zu beten, und es hielt inne. Jetzt war ich überzeugt, daß es wieder der Stalker sei. Anscheinend war er seit meiner vierzig-tägigen Quest immer zugegen gewesen, in einer oder der anderen Form, und hatte - wie immer - versucht, mich von meinen Gedanken abzulenken. Entschlossen begann ich wieder zu beten und schob alle Gedanken an dieses Etwas beiseite, ganz gleich, wie nah es kommen mochte. Ich war nicht bereit, meine Konzentration wieder von diesem Stalker stören zu lassen. Ich versenkte mich ins Gebet und sammelte all mein Denken und achtete überhaupt nicht mehr darauf, was ringsum vor sich ging. So verharrte ich stundenlang, wie mir schien, bis ich endlich wieder pausieren mußte, um Wasser zu trinken.

Als ich mich setzte und die Augen aufschlug, stand vor mir ein Mann - oder ein Geist. Welches von beiden, wußte ich nicht. Er trug ein halbwegs modernes Jackett und einen Schlips und einen dunklen Umhang über den Schultern. Er wirkte ziemlich gepflegt und sehr fehl am Platze, hier mitten in den Wäldern. So kam ich zu dem Schluß, daß es ein Geist sein müsse, kein Mensch aus Fleisch und Blut. Andererseits schien er weder gut noch böse zu sein; eher wohlwollend, wenn überhaupt. Wir sahen einander lange an, und ich glaube, ich muß überrascht und ängstlich dreingeblickt haben. Er lächelte nur, und ich spürte eine sonderbare Kraft von ihm ausgehen. «Wer sind Sie, und was wollen Sie?» fragte ich verlegen.

Er antwortete: «Hab keine Angst.» Doch mein Gefühl der Furcht und des spirituellen Vorbehalts verließ mich nicht.

Er sagte: «Ich bin gekommen, um dir auf deine Fragen zu deiner letzten Vision zu antworten.»

«Aber ich habe eigentlich gar keine Frage», entgegnete ich.

Nun sagte der Geist: «Ich dachte, du wolltest etwas über die Macht erfahren und wie du deine Vision durchsetzen könntest.»

Ich war entsetzt und sprachlos, vor allem, weil ich gar nicht um Macht gebeten hatte, auch nicht um Antworten aus der Geisterwelt.

«Dachtest du nicht an die Macht, die du brauchen würdest, um Menschen zu erreichen und sie zu verändern?» fragte er wieder.

Ich sagte, ich hätte um nichts Bestimmtes gebeten, nur um die

Heilung meines Bruders.

«Du dachtest dennoch an Macht», meinte er. «Also will ich dir zeigen, wie du diese Macht erlangen kannst. Und ich kann es dich rasch lehren.»

Ohne meine Antwort abzuwarten, hob der Geist an zu sprechen. Er sagte: «Wirkliche Macht kommt in der Welt der Gesellschaft vom Geld. Geld ist das einzige, was die Menschen respektieren. Und Geld ist das, was die Gesellschaft anbetet. Mit Geld kauft man Macht. Und die Menschen hören auf Leute mit Geld. Die Gesellschaft respektiert Leute mit der Macht des Geldes. Und durch die Macht des Geldes kannst du Menschen erreichen. Geld wird dir helfen, die nötige Macht zu gewinnen, um all das zu tun, was du tun möchtest. Geld ist Macht. Geld ist Respekt. Und Geld lehrt die Menschen, dir zuzuhören.»

Ich antwortete: «Geld ist nicht Macht, denn es ist einer der falschen Götter des Fleisches. Die Menschen respektieren das Geld nicht in ihrem Herzen. Darum ist Geld nutzlos für geistige Dinge. Christus besaß keine Reichtümer und auch Großvater nicht. Also hat Geld keine Macht.»

Der Geist hörte gar nicht zu, sondern sprach weiter: «Auch durch einen Titel bekommst du Macht, um Einfluß zu nehmen und zu lehren. Hast du einen Titel und eine gute Stellung in der Gesellschaft, dann werden die Leute dich beachten. Sie werden zuhören. Je höher

der Titel, je mächtiger die Position, desto eher werden die Leute auf das achten, was du zu sagen hast. Deine Macht kommt also von der Position, die du im Leben wählst.»

Darauf erwiderte ich: «Wie das Geld hat auch die Macht einer Position oder eines Titels nichts zu tun mit den Lehren des Herzens. Diese Dinge erreichen wohl Menschen von logischem Verstand, die im Fleisch und für das Materielle leben, doch erreichen sie nie das Herz und den Geist.»

Etwas perplex fuhr der Geist fort: «Ferner findest du Macht in körperlicher Kraft und intellektueller Stärke. Die Leute bewundern einen kräftigen Körper und einen starken Intellekt. Alle großen Führer und Lehrer brauchen Körperkraft und intellektuelle Stärke, um die Massen mit ihrer Botschaft zu beeindrucken.»

Ich widersprach: «Körper und Verstand sind nur äußere Erscheinungen. Sie haben nichts zu tun mit den höheren Dingen des Lebens. Wer wirklich hören will, wird nicht auf einen übergebildeten Intellekt oder einen überentwickelten Körper hören. Was die Massen brauchen, ist Aufrichtigkeit und Liebe. Es macht wenig Unterschied, in welcher Verpackung dies kommt. Der spirituelle Geist und der spirituelle Körper müssen stark sein. Dann wird alles andere folgen. Wahre Stärke liegt im Geist, und dieser ist es, der das Herz erreicht.»

«Auch Angst ist eine große Macht», erklärte der Geist weiter, «denn die Macht der Angst kann die Massen dazu treiben zu

akzeptieren, was immer du willst.»

Ich meinte darauf: «Angst mag die Massen treiben, doch Angst wird sie nie dazu treiben, etwas zu akzeptieren. Man kann niemanden dazu zwingen, aus Angst etwas zu tun oder zu verstehen. Angst ist nur ein Gefängnis des Körpers, nie aber für Seele und Geist.»

«Außerdem gibt es die Macht der Täuschung», beharrte der Geist. «Du kannst die Macht der Täuschung nutzen, um die Massen zu lenken, wohin du willst. Einmal dort angekommen, kannst du sie mit erneuter Täuschung nach Belieben dort halten.» '

«Verstand und Körper lassen sich täuschen, aber niemals das Herz», antwortete ich. «Nichts vermag das Herz oder den spirituellen Geist zu täuschen. Darum kann Macht nie aus der Täuschung kommen, denn das Herz wird sie durchschauen. Ebenso wie ich weiß, daß du mich durch Täuschung glauben zu machen versuchst, daß Macht die Antwort auf alle Fragen sei.»

Nun erregte sich der Geist: «Macht kann Dinge verändern. Sie ist die Kraft der Veränderung. Es gibt nichts, was die Macht nicht erreichen könnte.»

Ich entgegnete ungerührt: «Nur Liebe kann etwas verändern. Nur Liebe kann die Veränderung herbeiführen, die ich mir wünsche.»

Wütend drehte der Geist sich um, machte eine Handbewegung zu einem Busch und ließ ihn in Flammen aufgehen, wie um mir seine Macht zu beweisen.

«Mußt du etwas Schönes zerstören, nur um deine Macht zu zeigen? Was beabsichtigst du, wenn du auf diese Weise ein Leben vernichtest? Mir zu zeigen, daß du Macht hast? Wenn du mir nichts anderes zeigen kannst als den Tod eines Busches, dann bin ich nicht beeindruckt von deiner Macht. In einem sinnlosen und unnötigen Tod liegt keine Macht.»

Der Geist, der meine Feindseligkeit spürte, beruhigte sich und sagte: «In der Religion liegt Macht. Wenn man sich an die Spitze der Religion stellt, so ist das Macht. Religiöse Macht kann die Massen beherrschen. Und diese Macht kann dich Gott näher bringen.»

«Wenn Religion die Menschen erquickt, dann braucht es keine Herrschaft zu geben. Wenn es keine Herrschaft braucht, dann braucht es auch keine Macht. Nur der Schöpfer kann Macht verleihen - doch nur eine Macht zu laueren Zwecken. Keine Kirche, kein Tempel und kein religiöser Kult kann einem diese Macht geben.»

«Im Heilen liegt Macht», sagte der Geist. «Wenn die Massen sehen, daß der Heiler mächtig ist, werden sie ihm folgen. Sie werden hören, was er sie zu lehren hat. Indem du Macht durch Heilungen gewinnst, veränderst du auch die Massen.» «Im Heilen liegt keine Macht. Denn nicht der Heiler ist die Macht. Er ist nur eine Brücke. Die Macht fließt lediglich durch den Heiler hindurch, und er ist ein leeres Gefäß. Diese Macht des Heilens, von der du sprichst, ist gar keine Macht, sondern sie ist scheinbare Macht, eine

Zurschaustellung, die das Ego aufbläht. Das Ego aber läßt alle Macht verkümmern.» In sehr ärgerlichem Ton sagte nun der Geist:

«Du kannst Macht über Menschen einsetzen und sie zwingen, zu tun, was immer du willst. So kannst du die Änderungen erzwingen, die du herbeiführen willst.»

Ich antwortete ernst: «Nur die Macht der Liebe und der Vision können helfen, die Menschen zu verändern. Man kann niemanden zwingen, sich langfristig zu ändern, denn erzwungene Änderung führt zur Auflehnung. Wenn aber die Veränderung keine erzwungene ist, sondern aus den Herzen aller kommt, dann gibt es keine Auflehnung, denn es war ihre eigene Entscheidung.»

Der Geist rannte vor mir auf und ab, wütender werdend mit jedem Schritt, bis er schließlich brüllte: «Ohne Macht wirst du niemals deine Vision verwirklichen können.»

Ich erwiderte: «Die Macht wird aus meinem Herzen kommen, aus meiner Liebe und meiner Vision. Eine andere Macht brauche ich nicht. Deine Macht ist Illusion, bestenfalls vorübergehend und schwach.»

Der Geist sah mich an, Zorn in den Augen, und ich bekam es mit der Angst. Und tief aus meiner Seele sprach es zu dem Geist: «Geh jetzt an den Platz deiner Macht. Ich werde für dich beten, damit deine Machtgier dich nicht verschlingt.» Bei diesen Worten verschwand der Geist, und die Umgebung war wieder reale Natur.

Ich lachte über den Geist und seine Dummheit. Gewiß hatte ich etwas von ihm gelernt, aber ich hatte gelernt, was ich nicht tun sollte. Dies ist ein Denken von der Art, wie es die meisten in der Gesellschaft umtreibt, und ich vermute, daß dieser Unsinngeist die Verkörperung solchen Denkens war. So lachte ich noch ein Weilchen vor mich hin. Ich hatte gelernt, was ich nicht akzeptieren sollte. Denn Leute, die solche Macht suchen, werden schließlich von der Leere solcher Macht verschlungen.

Ich betete auch den nächsten Tag und die folgende Nacht und hoffte, die Macht der Liebe und des Glaubens - die wahre Macht - würde meine Gebete erhören. Es wurde still am Platz meines Gebets, und es tat gut, dort zu sein. Manchmal dachte ich noch an den Geist, der bis hierher vorgedrungen war. Und je mehr ich an ihn dachte, desto besser erkannte ich, daß seine Macht nur dazu diente, Fraktionen und Spaltungen in der Gesellschaft zu bilden. Tatsächlich herrscht solche Macht zur Zeit auf der Welt. Jetzt sah ich, warum es soviel Zerstörung auf der Erde gibt, warum es Kriege gibt, Angst, Haß und Hunger - und eine Welt, in der es sich nicht zu leben lohnt. Alles nur wegen der selbstsüchtigen Gier des Menschen nach dieser inhaltslosen Macht.

Ich kehrte zum Camp zurück und fühlte, daß meine Gebete mehr als erhört worden waren. Am Feuer saß Großvater, meine Rückkehr erwartend. Ohne von meinem Kommen Notiz zu nehmen, hob er an

zu sprechen: «Du wirst, wie ich dir sagte, vielen Lehrern begegnen. Guten Lehrern und schlechten Lehrern. Lernen können wir von beiden. Wie du gesehen hast, bist du eben einem schlechten Lehrer aus der Geisterwelt begegnet. Dieser war ein falscher Prophet, denn was er lehrt, funktioniert nicht. Du hast seine falschen Lehren durchschaut und wahrhafte Antworten gegeben. So hast du gelernt aus dieser Begegnung. Du hast gelernt, was du nicht tun sollst. Andere würden sich von seinen Worten und seinem großartigen Gehabe mitreißen lassen und seine Lehren fraglos akzeptieren.

Manche Lehren aber sind nicht so offenkundig falsch. Etwas einfach zu akzeptieren ist grundsätzlich gefährlich. Du solltest immer reinen Sinnes einem Lehrer lauschen und dann die Probe aufs Exempel machen, ob seine Lehren richtig oder falsch sind. Nichts sollte man als Gesetz oder Wahrheit akzeptieren, bis es sich in der Lauterkeit der Schöpfung erwiesen hat. Manche Dinge brauchen lange Zeit, um sie zu erproben und zu verstehen. Manche Dinge funktionieren nicht immer und sind nicht für jeden geeignet. Was für den einen Wahrheit ist, braucht für den anderen nicht Wahrheit zu sein. Jeder muß also seiner eigenen Wahrheit folgen. Am besten ist es, nach einfachen, universellen Wahrheiten zu streben, die jedermann anwenden kann. Alles andere kompliziert und vernebelt die echten Wahrheiten des Lebens. Hüte dich also vor falschen Propheten, denn sie entstellen die Wahrheit. Du wirst vielen

begegnen auf deiner Fahrt durchs Leben. Manche falschen Propheten sind leicht zu erkennen, andere tarnen sich. Sie kommen daher als Propheten, als religiöse Führer, Lehrer und Würdenträger. Hüte dich vor ihren Lehren, wenn diese deinem Herz widersprechen. Akzeptiere nichts, was von jemandem kommt, der nicht selbst gelebt hat, was er oder sie lehrt. Denn gefährlich ist es, auf jene zu hören, die keine Erfahrung haben. Nie kannst du etwas wissen, bevor du es nicht selbst in deinem Herzen erprobt hast.

Manche Lehren sind kompliziert und schwer zu verstehen. Sei immer bestrebt, sie zu vereinfachen, denn der Mensch hat die Neigung, einfache Wahrheiten zu komplizieren. Wie ich dir sagte, nimmt der Mensch die einfachsten Dinge des Lebens und versucht sie zu komplizieren, bis sie seinen Bedürfnissen entsprechen. Und diese Kompliziertheit hat den Menschen auch von der Natur und den spirituellen Dingen entfremdet. Wie du sehen wirst, sind die Philosophien und Religionen des Menschen am kompliziertesten und verwirrendsten. Das ist der Grund, warum wir immer nach Einfachheit streben sollten. Vereinfache die Dinge, und das Leben wird wirklich.»

Dies war, glaube ich, eines der großen Ziele in Großvaters Leben. Er schien auch bei den kompliziertesten Dingen nach Einfachheit zu suchen. Er wanderte durch dieses Land und hörte auf alles und jeden. Dann kehrte er zurück zur Natur und filterte die simplen Wahrheiten

heraus. Nach diesen Wahrheiten lebte er dann. Auch ich bin ein Sucher nach Einfachheit geworden. Ich glaube, ein Großteil menschlicher Zwietracht stammt aus unnötigen Komplikationen im Leben, in der Arbeit und in der Religion. Der Mensch bezahlt teuer für solche Komplikationen - und er bezahlt mit seinem Leben. Einfachheit ist der wahre Reichtum des Lebens.

Die Zukunft zeigt sich

Ich saß in meinem Visionskreis auf dem Berg der Prophezeiung. Es war der zweite Tag meiner beabsichtigten Visionssuche von zehn Tagen. Diese war so besonders wichtig für mich, weil mir die Entscheidung bevorstand, nach Südamerika zurückzukehren oder nach Alaska zu gehen. Ich neigte mehr zu Alaska, weil ich eigentlich noch nie dort gewesen war. Auf meinen Wanderungen war ich nah an die Grenze herangekommen, aber nie weiter. Ich wollte dort eine Blockhütte bauen und mich vom Lande nähren. Seßhaft zu werden, das klang mir sehr verlockend. Denn ich war beinahe zehn Jahre auf Wanderschaft und wurde des ständigen Unterwegsseins müde. Auch fehlte etwas in meinem Leben, obwohl ich die Ursache nicht erkannte. Dies letzte Jahr war mein Leben recht paradox verlaufen. Manchmal schien es so leer und manchmal so erfüllt. Gewiß, ich tat, was ich tun wollte, und ich lebte meinen Traum. Aber noch immer war ich mit meiner Vision nicht im reinen. Ich hatte keine Ahnung, wie ich sie leben sollte. Tatsächlich begann ich sie zu verleugnen. Ich glaubte, daß ich so vieles noch lernen müßte, daß es zu früh sei, in die Gesellschaft zurückzukehren. Ohnehin gab es in der Gesellschaft nichts Verlockendes für mich. Auch kam ich mit ihrer Realität nicht zurecht, wann immer ich dorthin zurückging. Ich hatte ja keinerlei Fähigkeiten, um einen Job zu finden. Meine Ausbildung beschränkte sich auf die normale Schulausbildung, und mit Menschen kam ich

nicht zurecht.

So saß ich und dachte über mein Leben nach. Ich hatte nichts vorzuweisen aus all den Jahren, die ich in der Wildnis verbracht hatte - wenigstens nicht in den Augen der Gesellschaft. Ich dachte an Großvater und an Rick, und wie sehr ich sie vermißte. Ich dachte an meine Kinderjahre, und wie ich damals die meisten Dinge gemieden hatte, die anderen Kindern Spaß machten. Mir schien, ich hatte mein Leben lang jeden Kontakt mit den Spielen der Gesellschaft vermieden. In der Schule tat ich gerade genug, um über die Runden zu kommen, und mit anderen Jungen gab ich mich nur soweit ab, daß sie mich nicht für einen Außenseiter hielten. Niemandem konnte ich von meinem Leben im Wald erzählen, auch nicht von meiner spirituellen Suche. Niemand hätte mich verstanden. Einsam war ich gewesen in all den Jahren, denn da war niemand, mit dem ich sprechen konnte.

Als alle anderen ihr Studium und ihre Karriere planten, plante ich den großen Ausbruch. Ich funktionierte nicht in der Welt dieser Gesellschaft, so sehr ich mich auch bemühte. Alle meine Versuche, zurückzukehren, hatten mit einer Niederlage geendet. Verbittert und voll Verachtung dachte ich an das Getriebe in der Gesellschaft. Ich verstand gar nicht, wie die Machenschaften der Menschen funktionierten, auch nicht die Logik hinter ihren Spielen. Ich hatte versucht, diese Spiele mitzuspielen, und war gescheitert. Denn mein

Herz war nie einverstanden. Für beinahe alle anderen war ich ein Hinterwäldler. Selbst meine Familie verstand eigentlich nicht, was mich umtrieb oder wer ich eigentlich war. Langsam fragte ich mich, wer ich sei und ob ich jemals die Wirklichkeit meiner Vision erleben würde.

So viel hatte ich zu sagen, so vieles zu lehren. Doch niemand wollte wirklich zuhören. Meine ganze Kindheit und zehn Jahre meines erwachsenen Lebens hatte ich auf Wanderschaft in der Wildnis verbracht, und jetzt fürchtete ich, daß alles umsonst gewesen war. Wenn ich nicht mitteilen konnte, was ich wußte, dann war so vieles verloren. So viele Fähigkeiten, die Großvater und seinem Volk und auch mir heilig waren, würden aus der Welt verschwinden. Ich wollte lehren, konnte mir aber nicht vorstellen, in die Zivilisation zurückzukehren. Selbst wenn es Menschen gab, die zuhören wollten, hatte ich höllische Angst vor dieser Rückkehr. Die Gesellschaft, die Städte und Dörfer der Menschen, das alles war mir so fremd wie die Wildnis einem normalen Menschen. Dort konnte ich nicht überleben, denn ich hatte nicht die Fähigkeiten, die dazu nötig waren.

So hatte ich mich beinahe zu der Entscheidung durchgerungen, daß ich noch nicht bereit sei zurückzukehren. Ich glaubte, dies sei die Art des Schöpfers, mir zu sagen, daß ich noch mehr lernen müsse. Immerhin war Großvater dreiundachtzig geworden, bevor er Rick und mich zu unterweisen anfang, und ich mit sechsundzwanzig

Jahren hatte noch einen langen Weg vor mir und eine Menge zu lernen. Die Erfahrung seßhaften Lebens in Alaska oder in den kanadischen Rocky Mountains, so glaubte ich, würde mir gut tun. Sie würde mein Wissen um die Wildnis abrunden und mir einen Platz schenken, den ich wirklich mein eigen nennen konnte. Sobald ich mich dort eingerichtet hätte, könnte ich Ausflüge in die Stadt machen und dort kunsthandwerkliche Sachen verkaufen, die ich herstellen würde. Auf diese Weise würde ich eine langsame Aufnahme in die Gesellschaft finden, ohne meine Überzeugungen zu kompromittieren.

In der Theorie klang das gut. Aber da war etwas, das meinem Herzen widersprach. Auf meinen Fahrten war ich durch viele Dörfer und Städte gekommen und hatte gesehen, wie die Zerstörung der Erde sich ausbreitet - wie ein inoperabler Krebs. Tief innen empfand ich die Mahnung; aber immer noch war mein Leben voll Auflehnung gegen die Vision. Ich glaubte, daß ich nichts tun könnte und daß meine Stimme niemals Gehör finden würde im Irrsinnstreiben der Gesellschaft. Ohnehin gab es keinen klaren Weg zu dem, was ich tun wollte, um meine Vision zu leben. Ich rechtfertigte meine Furchtsamkeit durch die Überzeugung, daß ich noch nicht genug gelernt hätte. Ich wiegte mich in der Überzeugung, ich hätte noch immer unbeschränkt Zeit. Was diesen Punkt betraf, so verleugnete ich die Vision, verleugnete die Prophezeiungen, leugnete auch damit

mich selbst.

Der zweite Tag dieser zehntägigen Visionssuche war sehr frustrierend. Wieder schien es mir, als hätten Natur und Schöpfer sich von mir abgewandt. Ich fand keine Antworten auf meine Fragen und kein Gehör für mein Gebet. Das Alaska-Problem wollte sich nicht lösen; denn je mehr ich darüber nachdachte, desto unwilliger war mein Herz. Südamerika kam nicht mehr in Frage. Gut schien mir einzig, ins Haus meiner Eltern zurückzukehren, auch wenn der bloße Gedanke an eine Rückkehr mir absurd erschien. Lauter Fragen wirbelten mir durch den Kopf, und vergeblich mühte ich mich um Antworten - bis zum Punkt der geistigen Erschöpfung.

Die ersten zwei Tage und Nächte der Quest hatte ich durchwacht, und jetzt, als es dunkelte, schlief ich rasch ein. Ich weiß nicht, wie lange ich geschlafen hatte, noch war mir bewußt, ob ich etwas träumte. Plötzlich erwachte ich vom Geheul eines Koyoten. Mit aufgerissenen Augen in die Dunkelheit starrend, versuchte ich mich zu erinnern, wo ich war und was ich hier tat. Ich hatte jeden Kontakt zur Realität verloren und mühte mich, ihn wiederzufinden. Ich spürte Bewegungen in der Ferne — nicht von einem Geist, sondern von Tieren. So war ich ein wenig enttäuscht, denn ich hatte gehofft, daß eines der Wesen mich aufsuchen würde. Der Mond war noch nicht aufgegangen. Ich versuchte, etwas zu sehen, doch es war absolut dunkel.

Als ich zum Himmel schaute, waren die Sterne zu meinem Entsetzen blutrot. Mir wurde klar, daß dies der Grund war, warum die Nacht so außerordentlich dunkel war. Angst pochte in meiner Brust, und ich spürte meinen Blutdruck steigen. Ich dachte nur noch daran, fortzulaufen. Ich mußte verschwinden aus diesen Pine Barrens, mich in die letzten Winkel der Wildnis flüchten, um mich zu retten. Die Pine Barrens, wenn auch dicht bewaldet und weitgehend unbekannt, waren zu nah bei der Welt der Menschen. Ich konnte nicht glauben, daß es so schnell passieren würde. Ich erinnerte mich daran, was die Prophezeiung gesagt hatte: daß ich ein Jahr Zeit haben würde, um in die Wildnis zurückzukehren, bevor das vierte Zeichen sich manifestierte. Als ich aufzustehen versuchte, schien alles Blut aus meinem Kopf zu weichen, und ich taumelte wieder zu Boden. Eine altbekannte Stimme rief aus den Büschen; ich blickte auf, um einen alten Mann dort stehen zu sehen. Er deutete mit dem Finger auf mich und sagte: «Was hast du getan, Großvater? Was hast du mir angetan?» Es war der alte Mann aus meiner Vision, der wiederkam und mich heimsuchte.

Heiser antwortete ich: «Nichts. Ich habe dir nichts angetan.»

Er erwiderte: «Nichts. Das ist es, was du getan hast: nichts. <Nichts> bedeutet, daß du deiner Furcht nachgibst und selbstzufrieden und gleichgültig geworden bist. Dies also ist dein Vermächtnis, dein Anteil an der Zerstörung. Durch deine Gleichgültigkeit, deine

Verleugnung und Angst hast du deine Enkel getötet.»

«Nein!!!» schrie ich. Doch meine Stimme hallte durch die leere Nacht.

Der Alte, möglicherweise mein Enkel oder Urenkel, war verschwunden. Aber blutrot leuchteten die Sterne noch immer. Mir wurde klar, daß es jetzt zu spät war, etwas zu tun. Das dritte Zeichen war gekommen, und ich hatte jahrelang meiner Furcht nachgegeben. Mich ekelte vor mir selbst, denn ich hatte meine Vision verleugnet, und jetzt war ich hier - auf dem Berg der Prophezeiung - und versuchte sie immer noch abzuwehren, immer noch meiner Furcht nachzugeben. So oft hatte ich eine Chance bekommen, und jedesmal hatte ich den leichteren Weg gewählt. Hätte ich nur nicht der Furcht nachgegeben, dann hätte ich dieses Unglück vielleicht verzögern können: wenigstens für einen Tag. Zumindest hätte ich es Versuchen sollen, ganz gleich, wie armselig mein Versuch sein mochte. Jetzt war ich ebenso verantwortlich für die Zerstörung wie alle anderen. Denn ich hatte nichts getan!

Ich fing an zu weinen und barg meinen Kopf an der sterbenden Erde. Ich schluchzte, denn jetzt war alles verloren. Das einzige, was mir noch zu entscheiden blieb, war, wie schnell ich dem drohenden Verhängnis entrinnen könnte. Ich hörte Schritte und hob den Kopf, und als ich zum fernen Horizont blickte, sah ich einen Koyoten auf die Lichtung herauskommen. Er verharrte einen Moment, dann folgte

ihm ein weiterer Schatten, deutlich als seine Gefährtin zu erkennen. Ihr folgten drei kleine Koyoten - offensichtlich eine Familie. Sie spielten unbeschwert auf der Lichtung und merkten nichts vom Feuer am Himmel. So glücklich und voller Leben waren sie. In ihrer Welt schien alles vollkommen.

Die Sehnsucht, die ich die ganze Zeit empfunden hatte, traf mich wieder mit voller Wucht. Ich bewunderte diese Familie. Ich fühlte die Leere in meinem Leben. Und im Innersten wünschte ich mir, auch ich hätte eine Familie. So schön wäre es, eine Gefährtin zu haben, mit der ich sprechen könnte, die mich verstand. Die liebevolle Verbindung mit einer Frau, die ich liebte, würde mein Leben beinahe vollständig machen. Und Kinder, mit denen ich spielen und die ich lehren könnte, wären das absolut Höchste. Ganz versunken in solche Gedanken, fühlte ich mich warm, ganz und heil. Alle Leere und Sehnsucht schienen für einen Moment verschwunden, und mein Leben war voller Inhalt.

So plötzlich, wie das Bild einer Familie vor mir aufgetaucht war, so schnell war es verschwunden. Übrig blieben einzig die blutroten Sterne. Selbst die Wolken und der aufgehende Mond waren rot. Die furchtbare Erkenntnis, daß ich niemals mehr eine Familie haben würde, riß mich davon. Nie würde ich es erleben: jetzt, da die Nacht der blutenden Sterne über mir angebrochen war. Selbst wenn ich jemandem begegnen sollte, konnte ich doch kein Kind großziehen in

einer Welt, die zum Untergang verurteilt war. Selbst wenn ich der Zerstörung schließlich entkam, indem ich mich in die Wildnis zurückzog, würden die ersten Jahre zu schwer sein für eine Familie. Nicht im Traum konnte ich daran denken, jemanden binnen eines Jahres für solch ein Unternehmen auszubilden.

So verlor ich mich für ein Weilchen in meine Gedanken und achtete nicht auf meine Umgebung. Mich plagten Schuldgefühle, nicht früher etwas getan zu haben, um dieses dritte Zeichen zu verhüten. Warum hatte der Schöpfer mich nicht gewarnt und aus der Wildnis geholt, wo das Ende doch so nahe war? Warum mußte es soweit kommen, bevor ich die Chance erhielt, endlich etwas zu tun? Ich war wütend auf mich und haderte mit der ganzen Schöpfung, die mich nicht früher gewarnt hatte. Wenigstens wußte ich jetzt, daß kein Kind von mir die Zerstörung der Erde miterleben und in einer kannibalischen Welt sterben mußte. Der Alte, der zu mir gekommen war, war nicht mein Enkel, auch wenn er mich für seinen Großvater hielt.

«Wir müssen bezahlen für die Sünden unserer Großväter», tönte da eine Stimme, und Großvater trat auf meinen Visionsplatz.

«Großvater», klagte ich, «warum wurde ich nicht gewarnt? Du hättest doch kommen können, auf dieselbe Art wie jetzt, um mich zu warnen! Auch die Zeichen der Erde hätten mich warnen können! Jetzt werde ich niemals erleben, daß meine Vision lebendig wird.

Jetzt habe ich keine Chance mehr, es wenigstens zu versuchen.»

Großvater lächelte und sagte: «Du bist gewarnt worden.» Weit ausholend, deutete er mit der Hand zum Himmel - und die Sterne nahmen wieder ihre normale Farbe flüssigen Silbers an. Aber Großvater war verschwunden. «Du bist gewarnt worden, du bist gewarnt worden», kam noch einmal die Stimme von Großvaters Geist. Dann war alles still.

Ich war entsetzt und zugleich erleichtert. Noch einmal war mein endgültiges Todesurteil aufgeschoben. Ich sollte eine Chance erhalten, meine Vision zu leben. Ich warf mich auf die Erde und weinte wie ein Kind. Ich betete zum Schöpfer und dankte der Schöpfung aus tiefstem Herzen. Ich war wiedergeboren, das Feuer meiner Visionssuche brannte wieder hell. Fragen gab es keine mehr; zumindest nicht die Frage, wohin ich gehen sollte. Die einzige Frage war, wie ich meine Vision leben könnte und wo ich anfangen sollte. Ich wußte nur, daß ich jemandem die Lehre bringen mußte, irgendwie und ganz gleich, ob es was änderte an den großen Problemen der Menschheit.

Das Bild der Koyoten-Familie kam mir wieder in den Sinn und damit auch das Gefühl der Einsamkeit. Gewiß war es ein großer Unterschied, ob man allein oder einsam war. Und jetzt war ich zum ersten Mal in meinem Leben wirklich einsam. Es war eine Einsamkeit, der durch schlichte Freundschaft nicht abzuhelfen war.

Was ich wirklich brauchte, waren eine Frau und eine Familie. Als Einzelgänger und Wanderer, das wußte ich, würde ich nie die Fülle des Lebens erfahren. Ich wußte nicht, wo diese Frau lebte und wie ich sie finden sollte. Mein Leben war so verschieden vom Leben anderer Menschen, und ich fürchtete, daß nur wenige Frauen bereit wären, mein Leben mit mir zu teilen. Die Vorstellung, eine Familie zu haben, war so hoffnungslos wie die Suche nach einem Weg, meine Vision zu leben. Ich wußte nicht, wo anfangen.

Dann erinnerte ich mich, daß Großvater mir einst gesagt hatte: «Wie die Liebe braucht die Vision keinen Plan, denn sie geschieht einfach. Sie wird vom Schöpfer gelenkt und manifestiert sich in der Schöpfung. Mach dir keine Sorgen, wie du deine Vision leben oder wie du deine Liebe finden wirst. All diese Dinge hat der Schöpfer geplant, und dein Herz wird den Weg klar erkennen. Du hast die freie Wahl; doch wenn du auf dein Herz hörst, bedarf es keiner Entscheidung. Dein Weg ist dein Herz. Folge ihm nur.»

Ich blieb noch die restlichen acht Tage meiner Visionssuche an dem Platz, dann ging ich nach Hause zu meinen Leuten. Von dort würde mein Weg direkt zu meiner Vision führen - und zu meiner Liebe. Ich habe herausgefunden, daß die schweren Irrtümer, die man im Leben begeht, immer dann eintreten, wenn der Mensch nicht seinem Herzen folgt. Wenn wir nicht auf unser Herz hören, wird das Leben kompliziert und häßlich. Doch wenn wir dem Herzen folgen,

sind wir verbunden mit dem Schöpfer. Logik und Vernunft sind armselige Alternativen zu einem Leben voller Liebe und Vision.

Die verschwundene Abigail

Es war Mitte Januar, und ich hatte gerade einen zehntägigen Survival-Kurs unter winterlichen Bedingungen hinter mir, als der Anruf kam. Lisa, die Sekretärin unserer Schule, führte das Gespräch und überbrachte mir die Botschaft. Ich habe das Telefon immer gehaßt, denn Telefongespräche waren so distanziert und unpersönlich. Ich mußte mein Gegenüber sehen, wenn ich mit ihm sprach. An diesem Tag hatte ich einen Spaziergang auf dem Farmgelände gemacht, hatte mich von dem Kurs erholt und dabei Fährten am Fluß gesucht. Ich war gerade mit einem spannenden kleinen Abenteuer beschäftigt, als mir die Botschaft überbracht wurde. Wieder ein vermißtes Kind! dachte ich. Dies wäre das sechste Kind in zwei Monaten - und knapp zwanzig Fälle, in denen ich als Fährtensucher zu Hilfe gerufen worden war. Ich war ziemlich erschöpft vom Unterrichten und lief wie benebelt umher. Unmöglich also, diesen Fall zu übernehmen. Ich würde einen meiner Schüler bitten müssen, als Fährtensucher für mich einzuspringen.

Vor zwanzig Jahren, so überlegte ich, hätte ich angenommen, das Kind habe sich im Wald verirrt. Jetzt aber konnte ein vermißtes Kind auch Kindesentführung bedeuten, und in mehr als der Hälfte der Fälle verhielt es sich so. Ich warf einen letzten Blick auf die Fährten am Flußufer und lief zurück zum Haus. In Gedanken ließ ich all die Aufträge als Fährtensucher an mir vorbeiziehen, die ich in den

letzten Jahren übernommen hatte. Die letzten fünf Kinder hatten sich entweder im Wald verirrt oder waren entführt worden. Alle wurden tot aufgefunden. Verbitterung stieg in mir auf. Ich konnte es nicht ertragen, noch einmal ein totes Kind zu finden. In meinem Leben hatte ich zuviel Tod gesehen, zu viele Fährten verfolgt, die in Hoffnungslosigkeit und Tod endeten. Auch konnte ich oft das Resultat einer solchen Suchaktion vorausfühlen; und in diesem Fall spürte ich Tod. Noch bevor ich im Haus angekommen war, empfand ich diese Hoffnungslosigkeit, und in meiner Erschöpfung konnte ich diese Vorstellung kaum noch ertragen. Unmöglich, den Fall zu übernehmen, dachte ich.

Die Wildnis tötet ein Kind oder einen Erwachsenen nicht aus Bosheit oder Schlechtigkeit, sondern ohne Absicht. Die Natur gehorcht einfach den Gesetzen der Schöpfung, und jemand, der fremd ist in der Wildnis, muß sterben. Eine Entführung hingegen ist eine Welt voll der schlimmsten Dämonen menschlichen Trachtens. Es ist eine Welt voller Haß, Bosheit, Besessenheit und Tod. Kein Kind ist mehr sicher, nicht einmal Teenager. Nach den dürftigen Informationen, die ich in diesem Fall hatte, konnte es entweder eine Entführung sein oder ein kleines Mädchen, das sich im Wald verirrt hatte. Mehr war der Information nicht zu entnehmen. Noch im Gehen graute mir vor den Telefonaten, die ich nun führen mußte. Mit den Eltern eines vermißten Kindes zu sprechen, mit den Angehörigen

eines vermißten Wanderers, ist immer schmerzhaft für mich. Und ich neigte dazu, ihre Qual auf mich zu nehmen. Ein Fährtenucher muß objektiv bleiben, unvoreingenommen und distanziert. Mein Herz hat mir nie erlaubt, distanziert zu bleiben. Schon der Gedanke an dieses vermißte Mädchen schmerzte mich tief.

Als ich ins Haus trat, war Judy düsterer Stimmung. Sie sah mich an, mit einem wissenden Blick. Oft hatte sie mich schon so bedrückt gesehen. Sie wußte, was in mir vorging. Der Schmerz um das vermißte Mädchen war auch ihr Schmerz, und in ihren Augen sah ich etwas Flehendes. «Wirst du sie suchen?» fragte sie. Ich zögerte lange, bevor ich antwortete.

Endlich sagte ich: «Ich will noch warten, bis ich mit den Eltern des Mädchens gesprochen habe - und mit der Polizei. Ich habe zu viele Tote gesehen. Und ich bin erschöpft vom Kurs. Ich glaube nicht, daß ich viel helfen kann. Das Mädchen ist seit Tagen vermißt, und wahrscheinlich gab es eine große Suchaktion. Gewiß sind die Spuren zerstört.» Ich wollte mich nicht festlegen und weitere Fragen vermeiden, bis ich Zeit gefunden hätte, mit den Eltern zu sprechen.

Die nächste Stunde lang mied ich das Telefon und versuchte, meine Gedanken von allem Negativen zu reinigen. Dies Zögern war jedoch nur eine zeitweilige Ausflucht, und endlich hielt ich es nicht mehr aus. Ich sagte Judy, ich würde einen meiner Schüler anrufen, der in der Nähe wohnte. Wahrscheinlich werde er das vermißte

Mädchen finden. Immerhin waren alle meine Schüler sehr erfolgreich im Aufspüren vermißter Kinder, und ich konnte sie guten Gewissens zu solchen Aufträgen ausschicken. Diesmal war es nicht anders.

Judy sah mich wissend an und sagte: «Du mußt hinfahren und ihre Spur suchen. Ich habe ein gewisses Gefühl in diesem Fall, und diesmal ist es etwas anderes. Ohnehin möchtest du am liebsten fahren, ich seh's an deinen Augen. Auch wenn du es dir selbst nicht eingestehen willst.»

«Aber...», fing ich an. Judy fiel mir ins Wort.

«Geh ans Telefon», beharrte sie.

So rief ich den Vater des kleinen Mädchens an. Ursprünglich hatte mich die Lehrerin des Mädchens angerufen, die meine Bücher gelesen hatte und einen meiner Schüler kannte. Die Lehrerin hatte zuerst den Vater und dann mich angerufen. Gleich beim ersten Rufzeichen meldete sich eine traurige und verwirrte Stimme: «Hallo.» Kaum hatte ich meinen Namen genannt, wurde er zuversichtlicher, als hätte ich ihm Hoffnung eingeflößt, ohne ein Wort zu sagen. Er klang aufgelöst und erschöpft. Wie immer bei Eltern eines vermißten Kindes hatte er seit Tagen nicht mehr geschlafen und taumelte zwischen Hoffnungslosigkeit und Verwirrung. Ich mußte ihm aufmerksam zuhören, denn er sprang im Gespräch von einem Thema zum andern. Mir war sofort klar, wie

sehr dieser Mann sein Kind liebte. Das war sehr wichtig. Ich hatte schon zu viele Suchaktionen erlebt, wo jemand sein eigenes Kind getötet hatte und nun versuchte, die Sache durch die erfundene Geschichte von einem vermißten Kind zu vertuschen. Dies war hier gewiß nicht der Fall.

Das Mädchen war, wie der Vater mir sagte, seit Dienstag vermißt. Jetzt war Freitag. Das Mädchen, berichtete er, sei von der Schule nach Hause gekommen und habe im Garten gespielt. Am Spätnachmittag sei seine Frau hinausgegangen, um nachzusehen. Zu diesem Zeitpunkt sei die Kleine zuletzt gesehen worden. Das Mädchen sei erst sechs, erzählte er, und ginge in die erste Klasse, in eine Förderschule für hochbegabte Kinder. Hinter dem Haus, sagte er, gäbe es Wald und ein Fließchen. Daß sie aber dorthin gegangen sei, wolle er nicht glauben. Das Mädchen habe noch nie den Garten verlassen, und er als Vater glaube nicht, daß sie sich im Wald wohlfühlte. Immerhin habe sie einen Schulaufsatz über den Fluß hinter dem Haus geschrieben. Der Aufsatz sei am Montag abgegeben worden; vielleicht sei das Mädchen also am Wochenende dort am Wasser gewesen.

Schlimmer wurde die Sache dadurch, daß Hunderte, vielleicht sogar Tausende als Suchmannschaften die Gegend durchkämmt und nichts gefunden hatten. Selbst die Bluthunde des Sheriffs waren am Fluß ratlos gewesen, nachdem sie scheinbar eine heiße Spur

gefunden hatten. Niemand hatte irgend etwas gefunden, und man ging davon aus, daß die kleine Abigail entführt worden sei. Eine Entführung, meinte der Vater, wäre jedoch sehr unwahrscheinlich - dort, wo sie in North Carolina lebten. Denn jeder kenne den anderen, und die Familie wohne am Ende eines langen Feldweges. Ralph, der Vater, vermutete, das Mädchen könne in ein altes Schmugglerloch gestürzt und nicht mehr freigekommen sein. Ralph flehte mich an zu kommen, und ich konnte mich nicht länger verschließen.

Ich ging zurück ins Wohnzimmer und schaute Judy an. Sie fragte nur: «Wann fährst du?»

Ich erzählte ihr von meinem Entschluß, mit dem Auto zu fahren. Ich wollte einige unserer Ausbilder mitnehmen, denn allein wollte ich nicht fahren, und die Trainer würden eine große Hilfe sein. Immerhin mußten wir uns durch das Spurengewirr der anderen Suchmannschaften hindurchfinden. Mein Wagen war groß genug, so daß zwei von uns abwechselnd fahren konnten, während zwei von uns schliefen. Wir würden nicht später eintreffen, als wenn wir das Flugzeug nähmen, und ich wollte möglichst bald losfahren. Judy rief Abigails Vater an und bat ihn, die Presse nicht von meinem Kommen zu benachrichtigen. Oft wurde mein Kommen sensationell in den Medien angekündigt, und falls das Mädchen entführt worden war, würde dies den Entführer nur tiefer in sein Versteck treiben.

Dann telefonierte ich mit Frank Sherwood, dem Chefausbilder

meiner Schule, und bat ihn, zu packen und sich in einer halben Stunde bereitzuhalten. Big Frank war in den neun Jahren, seit er bei mir war, bei vielen Suchaktionen als Fährtsucher dabeigewesen, und er kannte die Arbeit. Auch war er einer der besten Fährtsucher, die ich hatte. Dann rief ich Frank Rochelle an, den wir Little Frank nennen, und bat auch ihn, sich bereitzumachen. Er arbeitete seit seinem fünfzehnten Lebensjahr an der Schule und war inzwischen, nach vier Jahren bei uns, ein guter Fährtsucher. In letzter Minute erreichte ich auch Paul Torres, der fast die Hälfte meiner Kurse mitgemacht hatte und als Hilfstrainer an der Schule arbeitete. Ich fand, wir wären ein gutes Team: nicht nur bei dieser schwierigen Suche nach Spuren, sondern auch auf der Fahrt zum Schauplatz der Suchaktion. Es bestand gute Aussicht, das Mädchen lebend zu finden, und ich brauchte alle Fährtsucher, die ich auftreiben konnte. Normalerweise tastete ich mich allein durch das Spurengewirr der Sucher, aber diesmal würde ich die beste Hilfe bekommen.

Wir alle waren sehr erschöpft vom letzten Kurs, aber es gab keine Klagen. Endlich war der Wagen vollgepackt, und ich nahm Abschied von Judy und Tommy. Judy sagte: «Ich weiß nicht wieso, aber ich glaube, daß dieser Fall eine große Bedeutung für dich haben wird. Auch wenn ich nicht weiß, ob du Abigail lebend finden wirst.»

Tommy sagte nur: «Finde sie, Daddy», und lief weinend ins Haus.

Er wußte, daß ich fahren mußte. Eben erst war ich von zehntägiger Abwesenheit nach Hause gekommen, und schon wieder mußte er auf seine Zeit mit mir verzichten. Judy versicherte mir, daß er verstand, und so fuhren wir los, bevor es dunkel wurde. Mit etwas Glück konnten wir bei Tagesanbruch in North Carolina sein, gerade wenn es hell genug wurde, um Spuren zu suchen.

Ich weiß nicht, ob die anderen Männer schlafen konnten, aber ich fand überhaupt keinen Schlaf. Mein Gehirn war unentwegt aktiv, und meine Adrenalinpumpe lief auf Hochtouren. Ich fühlte mich wie ein alter Jagdhund, der die Fährte wittert - einfach zu aufgedreht. Dennoch schwebte ich in den Pausen, wenn wir uns am Steuer abgewechselt hatten, zwischen Wachen und Schlummer, zwischen Traum und Realität. Doch meine Gedanken waren vor Müdigkeit so wirr, daß ich kaum die Einteilung des Suchtrupps und die Arbeit im Gelände planen konnte.

Big Frank und ich hatten schon bei vielen solcher Suchaktionen zusammengearbeitet, aber für Little Frank und Paul Torres war es der erste Fall. Ich zweifelte nicht an ihren Fähigkeiten als Fährtsucher; nur wußte ich nicht, wie sie im Team arbeiten würden. Dazu braucht es einige Übung und Vorbereitung, und am Schauplatz der Suche hatten wir keine Zeit. Wir würden sehr schnell arbeiten müssen. Mein einziger Pluspunkt war, daß es die letzten Tage für die Jahreszeit ungewöhnlich warm gewesen war. Dies gab Abigail eine

bessere Überlebenschance. Auch der Zeitfaktor spielte eine Rolle. Denn es war ihre vierte Nacht im Wald, falls sie im Wald war.

Während der ganzen Fahrt kreisten meine Gedanken um all die Kinder, die ich gefunden hatte - besonders diejenigen, die ich tot aufgefunden hatte. Damals, vor mehr als zehn Jahren, als ich noch viel in der Wildnis lebte, war ich nicht so tief besorgt wie jetzt. Nicht nur deshalb, weil ich jetzt selbst ein Kind hatte, sondern weil ich nicht mehr in die Reinheit der Wildnis fliehen konnte. Dort in der Wildnis konnte ich mich früher von allen Einflüssen solcher Suchaktionen reinigen und mich auf andere Dinge konzentrieren. Jetzt hatte ich die Schule, und die Suche nach Vermißten machte einen wesentlichen Bestandteil meines Lebens aus. Ich war nicht abgestumpft, aber verbittert und böse. Ich verstand nicht, wieso jemand in der Wildnis sterben mußte. Auch diese Krankheit der Kindesentführung verstand ich nicht, die sich über das Land ausbreitete wie ein inoperabler Krebs. Von solchen Gedanken bewegt, die mir keine Ruhe ließen, erreichte ich mit meinen Männern den Schauplatz der Vermißtensuche.

Wir schlüpfen an den Kameras vorbei und begaben uns gleich in Abigails Haus. Das Wichtigste war einstweilen, mehr über Abigails Verschwinden zu erfahren und die Beamten des Sheriffs zu treffen. Unterwegs zum Haus erinnerte ich mich an manchen Fall aus meiner Jugend, als die Polizei meist mißtrauisch gegen hinzugezogene

Fährtsensucher gewesen war. Gewiß gab es auch heute noch überall Polizeibehörden, die nicht an die Fähigkeiten von Fährtsensuchern glauben wollten. Doch mein Ruf und der Ruf meiner Leute, die ich ausgebildet hatte, waren ein großes Plus. Oft wollen sich Polizisten allerdings nicht mit der Tatsache anfreunden, daß ein Außenstehender mehr erreichen könnte als sie. Darum neigen sie dazu, Hindernisse aufzubauen. Häufig mußte ich warten, bis alle Mittel der Polizei erschöpft waren. Und dann war es meist zu spät.

Zum Glück war dieser Sheriff bereit, alle Hilfe anzunehmen, die er bekommen konnte. Seine Leute interessierten sich für meine Möglichkeiten als Fährtsensucher. Einige von ihnen hatten sogar meine Bücher gelesen. Walter Burch, der Sheriff, war begeistert, daß ich den ganzen weiten Weg gekommen war. Aufmerksam hörte er zu, was ich zu sagen hatte. Er gab mir sogar einige seiner Männer mit, die mich beim Fährtsensuchen und bei der Koordination unserer Maßnahmen unterstützen sollten. Zwei von ihnen waren ganz ausgezeichnete Fährtsensucher, und sie leisteten einen großartigen Beitrag zu unserer Arbeit. Sie ließen mir völlig freie Hand und hielten uns, solange wir arbeiteten, die Presse vom Hals. Für diese Zusammenarbeit hätte ich mir keine bessere Gruppe wünschen können. Die Hoffnung stieg wieder.

Dann ließ ich mich ins Haus führen, um Abigails Eltern kennenzulernen und alle Einzelheiten ihres Verschwindens zu

erfahren. Abigails Vater wirkte mitgenommen und erschöpft. Ihre Mutter war am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Die Gefühle in der Familie eines vermißten Kindes sind schwer zu beschreiben. Alles ist so hoffnungslos, besonders, wenn ein Kind seit Tagen vermißt ist. Ich stellte also die üblichen Fragen nach Abigail, versuchte mir über ihre körperlichen und charakterlichen Merkmale klarzuwerden.

Solch ein «Persönlichkeitsprofil» kann die Suche erleichtern, denn manchmal muß der Fährtenucher sich ganz in die vermißte Person hineinversetzen: er muß denken und handeln wie sie. Auch ließ ich mir einen alten Schuh des Mädchens geben. Das Muster ihrer Trittsuren würde so etwas wie Abigails «Fingerabdruck» in der Erde sein. Man gab mir einen kleinen Slipper.

Ich hielt den Slipper in der Hand und untersuchte Größe und Muster der abgetretenen Schuhsohle. So viele Kinderschuhe hatte ich im Lauf der Jahre in der Hand gehalten, und ich erinnere mich an alle. Unter all den sechshundert Suchaufträgen, die ich in meinem Leben erhalten hatte, werde ich mich immer an diese kleinen Schuhe erinnern. Als ich Abigails Slipper in der Hand hielt, spürte ich ihre Verletzlichkeit - und Tränen stiegen mir in die Augen. Das kleine Mädchen hatte sich entweder im Wald verirrt, oder sie war entführt worden. Und dies war das letzte Glied in der Kette der Rätsel und der Anfang der Spurensuche. Bevor ich dem Vater weitere Fragen stellte,

mußte ich meine Fassung wiederfinden und diesen alten Slipper loswerden. Eine zu starke Gefühlsbeteiligung konnte ich mir nicht leisten, denn dies würde meine objektive Aufmerksamkeit beeinträchtigen. Also schob ich den Kinderschuh in die Tasche und ging hinaus auf den Hof.

Die Männer des Sheriffs sprachen fast eine Stunde lang mit Abigails Vater. Es stellte sich heraus, daß das Fließchen hinter dem Haus von chemischen Abwässern und einer Flut von Müll verschmutzt war. Auf seiner anderen Seite, eine Meile entfernt, befand sich eine riesige Müllkippe. Die Bluthunde hatten die Polizei am Vortag zum Fluß geführt und waren stehen geblieben vor dem Weg, der am Ufer entlang führte. Eine weitere Spur hatten die Hunde nicht gefunden. Auch Hunderte von Suchtrupps hatten nichts weiter entdeckt. Abigails Spur schien sich im Nichts aufzulösen. Nachdem auch Taucher den Fluß zweimal abgesucht hatten, lag die Vermutung nahe, Abigail sei einer Entführung zum Opfer gefallen.

Ich ließ meine Fährtensucher über den Hof schwärmen, und sie fanden mehrere gute Spuren. Wir verglichen Abigails Schuh mit den Tritts Spuren und erhielten einen brauchbaren Eindruck von ihrem Fußabdruck. Schwieriger wurde es, als wir vor dem Haus zu arbeiten versuchten und die Fernsehkameras zu surren angingen. Ich durfte nicht das Risiko eingehen, meinen Namen und meine Funktion bei der Presse bekannt zu machen. Falls Abigail entführt worden war,

wollte ich ihren Entführer nicht in Panik versetzen.

Zu diesem Zeitpunkt sah ich noch einen anderen Fährtsucher auf der Spur des Kindes, doch es war niemand von unserer Gruppe. Seine Arbeitsweise und sein Gang verrieten mir, daß er in meiner Schule ausgebildet war. Und jetzt erst erkannte ich ihn: Henry Brown hatte vor Jahren meine Kurse besucht und sich jetzt dafür eingesetzt, daß ich in diesem Fall hinzugezogen wurde. Mein Herz tat einen Sprung, denn ich hatte nun einen weiteren fähigen Fährtsucher, der sich unserer Gruppe anschloß. Einen Mann, der erstens die Gegend gut kannte und zweitens die Situation mit den Augen eines ausgebildeten Fährtsuchers beurteilen konnte. Kurz, Henry war jemand, der so dachte wie wir. Noch einmal keimte in mir Hoffnung auf.

Länger als eine Stunde suchte ich am Fluß und versuchte mich durch Hunderte von Suchspuren hindurchzufinden, die am Ufer entlang führten. Endlich fand ich Abigails Spur, und ein Irrtum war ausgeschlossen. Die Spur stammte vom letzten Wochenende und bewies, daß das Mädchen am Fluß gewesen war. Ich erinnerte mich an den Schulaufsatz, den sie über ihr Fließchen geschrieben hatte. «Ich weiß einen Platz am Buffalo Creek», das war der erste Satz ihrer kleinen Geschichte. Jetzt hatten wir die Bestätigung, daß sie hier gewesen war. Weiter oben am Fluß und immer noch in Sichtweite des Hauses fand einer meiner Fährtsucher eine weitere

Spur. Ich konnte sie auf Montag datieren. Und schließlich fand ich noch eine Spur, die ich auf Dienstagnachmittag datierte - etwa um die Zeit, als das Mädchen vermißt gemeldet wurde. Neben ihrer Spur fanden sich auch Fußabdrücke eines Mannes, entstanden etwa um die gleiche Zeit.

Nun wurde mir klar, daß Abigails Vater im Irrtum sein mußte, wenn er sagte, sein Kind habe nicht die Natur geliebt. Die Spuren rund um das Haus bewiesen, daß Abigail sich für alle Pflanzen und versteckten Winkel im Garten interessiert hatte. Ihre Spuren waren auch der Beweis für ihre kleinen Exkursionen zum Fluß - am Sonntag, am Montag und schließlich am Dienstag. Sie war schon oft hier gewesen und schien das Fließchen sehr gut zu kennen. Die Männerspur aber, die wir neben der ihren fanden, warf ein paar ernste Fragen auf. Im allgemeinen akzeptiert ein Spurenleser nur das, was die Spuren beweisen; und es ist immer falsch, gewisse Dinge zu vermuten. Jetzt aber sah ich den Fall mit anderen Augen. Denn hier war jemand gewesen - und zwar um die gleiche Zeit wie das kleine Mädchen. Ob sie einander gesehen hatten oder nicht, das blieb eine offene Frage.

Ich begann am Fließchen nach anderen Spuren zu suchen und fand einige am Oberlauf, einige andere am Unterlauf des Gewässers. Zu diesem Zeitpunkt glaubte ich, daß es für eine Sechsjährige unmöglich sein müsse, das Wasser zu überqueren. Es war

stellenweise tief und reißend, und nur einige herausragende und glitschige Balken boten eine Art Übergang. Der Fluß war trübe und verschmutzt, weil er an der Müllhalde vorbeifloß. Er stank nach chemischen Säuren, daß einem die Augen tränkten. Bis auf den Grund konnte man nirgends sehen, selbst dort, wo das Wasser nur wenige Zentimeter tief war. Ufer und angeschwemmtes Balkengewirr waren von Abfällen verschmutzt, die stellenweise das Wasser ganz verdeckten. Da fanden sich auch Autoreifen, Blechbüchsen, Plastik, Styropor, Waschmaschinen und anderer Haushaltsmüll. Es war mehr eine Kloake als ein Fluß, hatte Abigail aber dennoch fasziniert. Vielleicht konnte sie über den Unrat hinwegsehen und die verborgene Schönheit entdecken. Mir jedenfalls gab dieser kleine Fluß ein sehr unangenehmes Gefühl.

Nun entdeckte ich einzelne Trittsuren, die am Dienstag entstanden sein mußten. Die meisten Fußabdrücke waren von den Suchtrupps zerstört, doch unsere erfahrenen Fährtsucher ließen sich auch durch ganz zertrampelte Stellen nicht abweisen. Es war nicht die schwierigste Fährte, die ich jemals verfolgt hatte. Auch war ich nicht sonderlich in Sorge, denn es war ganz normal, einen Fall zu bearbeiten, wo die Spuren einer vermißten Person von Suchern zerstört worden waren. Von jemandem, der kein Fährtsucher war, konnte ich solche Aufmerksamkeit nicht erwarten. Abigails Spur führte im großen Bogen vom Fluß durch ein dichtes Stück Wald bis

zurück zum Garten. Dann verschwand sie wieder.

Nun schien es drei Möglichkeiten zu geben: Entführung, gefangen, aber lebendig in einer alten Schnapsbrennerhöhle, oder das Mädchen lag im Fluß. Wir begannen die Gegend am Oberlauf abzusuchen, denn weiter unten war ich im Kreis herumgetappt. Ich fand zwei Fußabdrücke von ihr, oben am Wasser und hinter einem Haus. Das war alles. Auch diese Spuren stammten vom Wochenende. Neben der Spur fand sich ein frisch aufgegrabener Erdhaufen, und uns alle beschlich ein sonderbares Gefühl. Frisch aufgegrabene Erde konnte ein Grab bedeuten, und wir wollten keine Möglichkeit außer acht lassen. Als wir nachgruben, fanden wir mehrere Hunde und andere Tiere - verbrannt und mit abgeschnittenem Kopf. Einer der Polizisten sah mich an und bemerkte knapp: «Scheint so, daß Teufelsanbeter diese Kadaver verscharrt haben.»

Mir schauderte bei der Vorstellung, daß Abigail sich am Wochenende in dieser Gegend aufgehalten hatte. Jetzt kam mir eine weitere Möglichkeit in den Sinn: Dieser Haufen verkohlter Tierkörper konnte darauf hindeuten, daß sie doch entführt worden war. Dies, glaubte ich, konnte womöglich die männlichen Fußabdrücke neben den ihren erklären, die vom Dienstagnachmittag stammten. Wir konzentrierten die Suche auf dieses Gebiet, fanden aber keine weiteren Anhaltspunkte. Dann trennten wir uns von diesem Ort, nicht aber von unseren düsteren Gedanken, und folgten

dem Fließchen bis zu Abigails Haus. Wir brauchten jetzt eine Besprechung mit dem Sheriff und den übrigen Verantwortlichen, um unsere Funde vorzulegen und unsere nächste Suchaktion zu planen. Bei dieser Besprechung war die ganze Suchmannschaft anwesend: Sheriff Burch, Major Linthicum, Sergeant Forrest, die Deputies Jim Zimmerman und Jim Church sowie meine Fährtsensucher.

Ich sagte ihnen meine Meinung über die gefundenen Spuren. Abigail hatte sich gut ausgekannt am Fluß. Sie war mehrmals dort gewesen, und ihre Fußabdrücke verrieten, daß sie wußte, wohin sie ging. Ich erzählte, wie ich im Kreis herumgelaufen war, erzählte von den verkohlten Hundekadavern und auch, daß keiner der Fährtsensucher weitere Spuren gefunden hätte. Ich äußerte meine drei Vermutungen: daß das Mädchen in einer Grube gefangen saß, daß sie entführt worden war oder im Fluß lag. Die Gegend, auch der Fluß, war allzu gut abgesucht worden. Also mußte sie irgendwo versteckt sein. Alle Spuren, die ich gefunden hatte, waren Spuren unbeschwerten Kinderspiels. Sie verrieten keinerlei Furcht oder Erschöpfung. Immerhin waren die meisten Spuren durch die bisherige Bergungsaktion zerstört worden.

Während wir noch saßen und sprachen, brachte jemand Abigails kleine Mütze herein. Doch die Mütze war jenseits des Fließchens gefunden worden. Dort hatte kaum jemand nachgesucht, denn niemand, auch ich nicht, wollte glauben, daß Abigail das Wasser

überquert haben könnte. Wir eilten hinaus zu der Stelle, wo die Mütze gefunden worden war - und dort endlich fand ich eine Spur, eine Spur vom späten Dienstagnachmittag. Weil kaum jemand hier gesucht hatte, hatte ich nun meine erste unzerstörte Spur, die mir bewies, daß Abigail zum damaligen Zeitpunkt noch immer spielend die Flußufer erforscht hatte. Ich ließ alle Suchtrupps aus dem Wald abziehen, damit die brauchbare Spur nicht zerstört würde. Die Fährtensucher und ich folgten der Spur nun - in verzweifelter Stimmung - bis zu einem verlassenem Haus. Wir versuchten der hereinbrechenden Dunkelheit zuvorzukommen. Der letzte Fußabdruck, den ich fand, war in dem Haus. Auf der anderen Seite des Hauses waren die Spuren durch die Suche am Vortag zerstört worden.

Wir beschlossen, die Suche abzubrechen und ins Lager zurückzukehren. Es war ausgeschlossen, in der Nacht weiterzusuchen. In manchen anderen Fällen hätten wir die Spur auch die Nacht hindurch verfolgt; doch das Spurengewirr der Suchtrupps machte es fast unmöglich, der Spur im Dunkel zu folgen. Auf dem Rückweg, am Fluß entlang, überraschte uns volle Dunkelheit. Es war eine unheimliche Nachtwanderung, denn die Entfernungen schienen verzerrt; das Gebell streunender Hunde in der Mülldeponie hallte in meinen Ohren, und ich konnte das Grauen nachempfinden, das dieses kleine Mädchen verspürt haben mochte, als sie sich verirrte. Die

letzten Spuren, die ich gefunden hatte, verrieten Erschöpfung. Schlimmer noch, Abigail wußte, daß sie sich hoffnungslos verirrt hatte. In jener Nacht mochten die gleichen Geräusche sie gequält haben.

Es war mir schwergefallen, mich von der Spur loszureißen. Es bestand ja immer noch die Chance, daß sie irgendwo am Leben war. Falls sie am Leben war, würde sie eine weitere kalte Nacht im Wald verbringen müssen. Aber ich konnte nichts daran ändern. Ich brauchte Schlaf. Der Überlebenskurs, den ich gehalten hatte, und zwei schlaflose Nächte forderten vom Körper ihren Tribut. Lieber wollte ich mich frisch und gestärkt auf die Suche begeben. Denn jetzt hatten wir eine gute Spur, der ich bis ans Ziel folgen konnte.

Aber auch in dieser Nacht sollte ich keinen Schlaf finden. Denn Bilder von der kleinen, im Wald erfrierenden Abigail drehten sich mir im Kopf. Falls wir sie anderntags finden sollten und sie diese Nacht gestorben war, wäre ich verantwortlich dafür. Meine körperliche und psychische Schwäche hätte ihren Tod verschuldet. Damit würde ich leben müssen, wie schon viele Male zuvor. Denn selbst Körperbeherrschung nützt wenig, wenn der Punkt der Erschöpfung einmal überschritten ist. Wenigstens war diese Nacht nicht so kalt. Falls sie noch am Leben war, hatte sie noch eine Chance. Falls sie noch am Leben war — dies war die Schlüsselfrage. Und ich begann zu zweifeln. Immer wieder kehrten meine Gedanken

zu jenem Fließchen zurück, wie angezogen von einer unsichtbaren geistigen Kraft.

Am anderen Morgen eilten wir gleich hinaus zu diesem alten Gebäude. Kaum war es hell genug, fingen wir an, uns durch das Spurengewirr der Suchtrupps hindurchzutasten. Wir fanden immer wieder verwischte Spuren, die uns verrieten, daß Abigail zur Müllhalde unterwegs gewesen war. Big Frank rief herüber, er habe deutliche Fußabdrücke gefunden, direkt am Fuß der Müllkippe. Wir liefen hin, und noch bevor ich die Abdrücke genauer gesehen hatte, wußte ich, daß es Abigails Spur war. Das Mädchen war am Dienstag spät abends hier gewesen. Um diese Zeit mußte der Mond schon aufgegangen sein, und ihre Spur führte geradewegs zum Gipfel der Müllhalde hinauf. Ihre Abdrücke verrieten jetzt deutlich Angst und Verwirrung. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie sich bereits hoffnungslos verirrt. Sie war erschöpft und wie von Sinnen vor Angst.

Nur mit Mühe hatten die Männer des Sheriffs die Pressekameras und die Zuschauer vom Gelände fernhalten können. Aber sie hatten gute Arbeit geleistet, und nur wenige Neugierige kamen vorbeispaziert. Als wir Abigails Spur den Müllberg hinauf verfolgten, erkannte ich ihre wachsende Panik und dann, am Gipfel des Hügels, die ersten Anzeichen eines Schockzustands. Ihre Spur verriet, daß sie häufig gestürzt war, sich in engen Kreisen bewegt hatte und über Hindernisse gestiegen war, die gar nicht vorhanden

waren. Dann führte die Spur zurück zum Fluß. Mir wurde übel vor Beklommenheit, denn jetzt gab es keinen Zweifel mehr, daß sie ins Wasser gefallen war. Little Frank, Paul, Jim Church und Jim Zimmerman führten die Suche wie erfahrene Experten. Ich brauchte ihre Befunde nur zu bestätigen. Viel besser so, dachte ich, als solch eine Spur allein zu verfolgen.

Vielleicht hatte Abigail in jener Nacht noch einen Schimmer von Hoffnung gesehen. Denn ihre Spur verlief nun gerade und führte direkt zu einem Steinhafen. Dort gab es Anhaltspunkte dafür, daß sie eine Weile auf den Steinen gesessen und im Mondlicht den Fluß betrachtet hatte. Vor diesem Steinhafen befand sich im Wasser ein wüstes Gewirr angeschwemmter Balken und auf der Oberfläche eine dicke Schicht schwimmender Abfälle. Von Jim wußte ich, daß die Taucher bei ihrer Suche im Fluß nicht bis zu dieser Stelle gekommen waren. Ich stieg die Steilböschung zu diesem Balkenverhau hinab - und auf dem letzten Stückchen Sand ganz dicht am Wasser fand ich die letzte Spur. Hier hatte Abigail gestanden. Ich legte den kleinen Kinderschuh neben die Spur, und er paßte. Tränen quollen mir aus den Augen. Den Rest wußte ich.

Ich balancierte auf diese Balken hinaus, und dort fand ich Kratzer in der nassen Borke, auch einen schlammigen Teilabdruck von Abigails Schuh. Dann war alles vom gurgelnden Wasser fortgespült. Ich stand da und starrte auf die dichte Müllschicht auf dem Wasser,

stellenweise bis zu einem Meter stark. Lange blieb ich dort auf dem Balken stehen, kämpfte die Tränen nieder und warf einen Blick nach hinten zu Big Frank. Er nickte nur zustimmend mit dem Kopf. Worte waren nicht nötig. Ich hatte die letzte Spur gefunden. Das übrige mußte ich den Tauchern überlassen. Sie würden sie finden — aber ich mußte ihnen sagen, wie und wo.

Wir gingen zurück bis zum Rande der Abfallhalde, stiegen über Unrat, tote Hunde und Katzen und durchquerten den dichten Wald, der an die Mülldeponie grenzte. Endlich wieder in Abigails Haus, setzten wir uns zu einer Besprechung zusammen. Hunderte und Aberhunderte von Rettern und Suchern hatten unsere Rückkehr erwartet. Jetzt wollten sie wieder hinaus und weitersuchen. Um Ralphs Fragen auszuweichen, ging ich gleich hinüber zu dem Wohnmobil, das als Basis der Suchaktion diente. Die Presse wußte jetzt, wer ich war, und stellte drängende Fragen. Sehr nett und hilfsbereit waren diese Leute gewesen; aber die Nachricht, die ich zu dieser Besprechung mitbrachte, konnte ich nur dem Sheriff und den Verantwortlichen mitteilen. So berichtete ich dem Sheriff, daß Abigail in den Fluß gefallen sei. Ihre Leiche sei wahrscheinlich in jenem Gewirr von Müll und Holzbalken eingeklemmt. Ich äußerte die Vermutung, daß sie Dienstagnacht diesen Balkenhaufen entdeckt und sich gedacht hatte, es müsse leicht sein, dort über den Fluß zu kommen. Sie hatte sich geirrt. Der Sheriff meinte, daß seine Taucher

dieses Gebiet schon durchsucht hätten. Ich sagte ihm aber, sie hätten nicht weit genug flußabwärts gesucht. Er fragte mich um meine Meinung, was Abigails Tod verursacht habe - und jetzt entstand ein langes Schweigen. Es sei nicht Panik gewesen, sagte ich, obwohl sie in Panik geraten war. Ich sagte dem Sheriff, daß Abigail schwimmen konnte; auch sei das Wasser nicht kalt genug gewesen, um einen Schwimmer zurückzuhalten - selbst eine Schwimmerin von sechs Jahren. Ich sagte, der Müll hätte sie getötet, indem er sie einklemmte und festhielt und nicht mehr freigab. Im Grunde, erklärte ich, hätte die moderne Gesellschaft Abigail umgebracht, weil sie ihren Abfall in den Fluß geworfen hatte. Nicht die Natur war es, die Abigail getötet hatte, sondern der Müll des Menschen.

Außerdem sagte ich dem Sheriff, daß es womöglich keine schlechte Idee wäre, alle Suchtrupps noch einmal auszuschicken, um die Gegend zu durchkämmen. So könnte man vielleicht Aufschluß erhalten, warum Abigail sich verirrt hatte. Natürlich würden sie das Mädchen nicht finden, denn es lag im Wasser, eingeklemmt unter Abfällen. Wir stiegen aus dem Wohnmobil, und der Sheriff und ich teilten den Leuten unsere Entdeckung mit. Dann schickten wir die Masse der Suchtrupps noch einmal in den Wald, und der Sheriff setzte sich mit den Tauchern in Verbindung. So konnten wir wenigstens die Suchmannschaften vom Schauplatz des Todes fernhalten. Ich trat kurz vor die Kameras und Mikrofone der

Reporter, und dann begann ich die Rückreise vorzubereiten.

Jim Zimmerman und Jim Church schienen etwas enttäuscht über unseren schnellen Aufbruch. Sie baten uns, noch etwas zu bleiben. Ich sagte ihnen aber, daß unsere Arbeit hier abgeschlossen sei; mehr könnten wir nicht ausrichten. Ich konnte es nicht mit ansehen, wie schon wieder die Leiche eines Kindes aus einem nassen Grab gezogen wurde. Zuviel hatte ich davon in meinem Leben gesehen. Ich verabschiedete mich von Ralph und Vicky Blythe, Abigails Eltern, wollte aber nicht auf ihre ängstlichen Fragen antworten. Wahrscheinlich ahnten sie es. Denn Ralph sagte: «Wir wollen es endlich wissen, so oder anders. Es wird schmerzhaft sein. Aber alles ist besser als diese Ungewißheit.» Ich umarmte sie beide und sagte ihnen, daß ich für sie beten würde. Bald genug würden sie es erfahren.

Auch dem Sheriff und seinen Leuten sagte ich Lebewohl. Sie alle hatten meine Arbeit sehr unterstützt. Sie waren eine der tüchtigsten und doch mitfühlendsten Gruppen, mit denen ich je zusammengearbeitet hatte. Dem Sheriff sagte ich, wie ich mich freuen würde, falls einige seiner Männer an Kursen in meiner Survival-Schule teilnehmen könnten. Er war einverstanden. Ich dankte auch allen Suchern und Rettern, die ich in der Nähe sah. Auch sie waren tüchtig und voller Anteilnahme gewesen - und hatten ein Stück ihrer Lebenszeit hingegeben, um anderen wirklich zu helfen.

Ich spürte die Liebe, die die Menschen dieser Gemeinde füreinander empfanden. Sie hatten etwas von sich selbst gegeben.

Wir stiegen ein, und in rascher Fahrt verließen wir North Carolina. Kein Wort wurde unterwegs gesprochen. Denn Worte waren nicht nötig. Wir alle wußten, was die Taucher finden würden, wenn sie diesen nassen Müllhaufen absuchten. Wieder fand ich keinen Schlaf, und darum blieb ich den größten Teil der Strecke am Steuer. Ich bemühte mich, alle Gedanken an diese Spurensuche und an Abigail zu verdrängen, denn ich konnte den Tod eines weiteren Kindes nicht mehr ertragen. Wäre sie doch am Leben geblieben! dachte ich. Hätte man mich doch am Dienstag schon gerufen, als sie vermißt gemeldet war! Ich weiß, ich hätte sie finden können. Ohne die Spuren der Suchtrupps, das weiß ich, hätte ich ganz einfach nur ihrer Spur nachzulaufen brauchen. Wäre... Hätte... Aber dies war nicht die Realität.

Während die Nacht sich hinzog und die Meilen hinter uns blieben, kreisten meine Gedanken um ihren Tod. Sie hätte am Leben bleiben können, hätte sie nur ein wenig Survival-Training gehabt. Mit solchen Kenntnissen hätte sie Nahrung und Schutz vor der Witterung gefunden, um wenigstens bis zum nächsten Morgen durchzuhalten. Wäre nur dieser Müll nicht bei den Balken gewesen, dann hätte Abigail die Chance gehabt, sich selbst zu befreien. Der Müll hatte sie umgebracht. Der Wohlstandsmüll der modernen Zivilisation, die

verschwenderische und gleichgültige Haltung der Menschen. Was mich am meisten beunruhigte war, daß ich zum erstenmal in meinem Leben mit ansehen mußte, wie die - von unserer Gesellschaft verschuldete - Umweltzerstörung unmittelbar ein Kind ermordet hatte! Die Gesellschaft hatte sie ermordet. Daran gibt es keinen Zweifel.

Dann dachte ich an meine Schule, an die Hoffnungslosigkeit meines Strebens, die Einstellung der Menschen zur Natur verändern zu wollen. Wohin ich auch blickte auf dieser Fahrt, überall sah ich Müll, Umweltverschmutzung und Irrsinn. Meine Schule, meine Bücher und meine Kurse schienen ungeeignet, etwas daran zu ändern. Je mehr ich darüber nachdachte, desto weniger Nutzen sah ich in meiner Schule. Wenn ich nach Hause käme, so gelobte ich, würde ich Pläne machen, die Schule zu schließen und mit meiner Familie in die kanadischen Rocky Mountains zu ziehen - weit weg von all diesem Irrsinn. Dort wenigstens würde mein kleiner Sohn nicht dieses bodenlose Meer von Müll und Abfällen kennenlernen. Der Vorsatz, die Schule zu schließen, und dieser Müll, der Abigail umgebracht hatte, lagen mir schwer auf dem Herzen. Ich versank in eine tiefe Depression. Wir sind eine Gesellschaft, die ihre Enkel tötet, um ihre Kinder zu nähren - und jetzt töten wir schon unsere Kinder.

Mit meiner Schule hatte ich versucht, dem Irrsinn Einhalt zu

gebieten. Doch jetzt erschien es mir hoffnungslos. Unmöglich konnte meine kleine Stimme die Massen erreichen und sie lehren, daß es einen besseren Weg gab. Dann dachte ich an all die anderen Kinder, getötet durch Umweltgifte und die Gesellschaft - wenn auch nicht auf so offenkundige Weise. Wie viele Kinder, dachte ich, sterben jedes Jahr an Krebs, unmittelbar verursacht durch Schadstoffe! Und wie viele Kinder werden von Kriminellen entführt, die das Produkt des Irrsinns dieser Gesellschaft sind. Dies sind die lautlosen Mörder. Die Schwierigkeiten erschienen mir so gewaltig, so unüberwindlich. Und es schien keine Lösung zu geben.

Die Menschen mußten sich ändern, bevor die Gesellschaft sich ändern konnte. Und ich sah nicht, wie ich mit meiner Schule die Menschen erreichen sollte.

Am anderen Morgen, in aller Frühe, kamen wir endlich zu Hause an. Ich setzte meine Begleiter ab und fuhr zu meiner Familie. Ich erzählte Judy die ganze Geschichte, sagte ihr aber nichts von meinem Vorsatz, die Schule zu schließen. Aus meiner Stimmung erriet sie, daß dieser Fall mich sehr tief getroffen hatte, tiefer als alle anderen. Sie sagte: «Ich hatte dir gesagt, dieser Fall würde anders sein. Sieh dich nur an, er frißt an deiner Seele. Keiner der Fälle, die du bisher übernommen hast, hat dich so schwer erschüttert.» Noch ein paar Stunden lang ließ ich den Kopf hängen, schob das Telefongespräch mit den Eltern hinaus, bis ich mich etwas gefangen hätte.

Schließlich rief ich an, und Ralph war selbst am Apparat. Ich sagte ihm meinen Namen, und er fing an zu schluchzen. Er sagte: «Danke, danke.» Mit gebrochener, zitternder Stimme fuhr er fort: «Man hat sie aus dem Fluß gezogen, kurz nachdem Sie gestern abend abgefahren waren. Man hat sie genau dort gefunden, wo Sie gesagt hatten.»

Ich konnte nicht mehr. Ich brach zusammen und weinte mit Ralph zusammen am Telefon. All meine Wut und Empörung schienen hervorzubrechen, und doch versuchte ich ihn zu trösten, so gut ich konnte. Dennoch wußte ich: Hier gab es keinen Trost. Er sagte: «Bitte, hören Sie nicht auf mit Ihrem Werk, mit Ihrer Arbeit. Es war ein Segen für uns alle, daß Sie sich die Mühe machten, uns zu helfen. Es gibt nur noch wenige Menschen wie Sie" auf dieser Welt, und wir danken Ihnen.»

Dann sagte er noch, wie sinnlos Abigails Tod doch gewesen sei, wie vergeblich. Absurd und sinnlos sei sie gestorben. Ich versprach Ralph, daß Abigails Tod nicht vergeblich gewesen sei. Denn ich würde eines Tages ihre Geschichte aufschreiben, sie in einem meiner Bücher erzählen, und falls ihre Geschichte dazu beitragen konnte, einem anderen Kind das Leben zu retten - dann lägen Kraft und Segen in ihrem Tod. Ich sagte ihm auch, daß ich Abigails Geschichte als Lehre verwenden würde, in meinen Kursen an der Schule. Der Vater dankte mir aufrichtig und sagte: «Ich wünschte nur, Ihr Wissen

wäre ein wenig früher zu uns gelangt. Dann hätte es nicht so viel Müll in dem Fluß gegeben. Jetzt fängt man an, wie ich höre, den Fluß zu säubern. Doch erst mußte mein Töchterchen sterben, bevor die Leute zur Besinnung kamen.»

Ich ging aus dem Haus und wanderte ein Weilchen umher. Denken konnte ich nicht mehr vor Erschöpfung, doch meine Gefühle waren bei Abigails Familie. Mich peinigte dieser verzweifelte Entschluß, meine Schule zu schließen. Ich hatte Angst davor, denn ich würde dann nicht mehr meiner Vision leben. Doch wem konnte meine Vision noch helfen? Abigail jedenfalls hatte sie nicht mehr helfen können. Sonst wäre das Kind heute noch am Leben. Während ich um Antwort rang, spürte ich wieder den würgenden Griff der Depression. Dieser Fall war unbegreiflich, selbst in der Geisteswelt. Und tief in mir klaffte ein tiefes Verlustgefühl. Auch ich hatte Abigail verloren. Fast wie ein eigenes Kind.

So kam ich aus dem Wald, und am Rand unseres Gartens traf ich auf Judy. Sie sah mich wissend an und sagte: «Du denkst daran, die Schule zu schließen, weil du glaubst, daß du die Menschen nicht erreichen kannst. Nun, was ist mit all den Briefen, die in der Schule ankommen? Du hast das Leben dieser Menschen berührt und verändert. Was, glaubst du, machen deine Schüler eigentlich, wenn sie zurückkehren in die Gesellschaft? Werden sie dann nicht Krieger der Erde? Tragen sie nicht dazu bei, etwas zu verändern? Das

Problem ist nur, daß du die Resultate all dessen nicht siehst. Die Macht ist bereits Teil des Geistes-der-in-allen-Dingen-wirkt. Und bald werden viele Veränderungen folgen. Alles braucht seine Zeit. Du kannst jetzt nicht fliehen vor deiner Vision. Dein Herz wird es nicht zulassen. Wohin könntest du fliehen? Falls du nach diesen elf Jahren als Lehrer auch nur einen Menschen erreicht hast - genügt das denn nicht?»

Darauf wußte ich keine Antwort. Eine Antwort war auch nicht nötig. Judy hatte recht, und ich war im Irrtum. Sie fuhr fort: «Abigails Tod sollte dir eine Lehre sein und deiner Vision noch mehr Kraft geben. Du solltest dich nicht geschlagen geben. Abigail hat dich so vieles gelehrt. Du aber bemitleidest dich, weil du die Lektion nicht erkennen willst. Diese Lektion sollte dich lehren, noch härter zu arbeiten, um jene Dinge zu bekämpfen, die Abigail getötet haben, die andere Kinder töten werden - und eines Tages vielleicht deine eigenen Kinder töten werden. Ein wahrer Krieger flieht nicht. Er lernt aus Rückschlägen und greift wieder an. Das ist der Krieger, den ich geheiratet habe.»

Alle Teilnehmer meiner Kurse kennen jetzt Abigails Geschichte. Auch dieses Buch ist in ihrem Andenken geschrieben. Obwohl ich nicht oft davon spreche, ist Abigail noch immer meine Lehrerin, die meine Lehrtätigkeit und meine Vorträge beseelt. Sie hat mich angetrieben, noch mehr Menschen zu erreichen, noch mehr Kinder

zu unterweisen. Wo ich auch gehe, lebt sie in meinen Gedanken. Denn ihr Tod ist ein physisches Vorzeichen jener Dinge, für deren Veränderung ich kämpfe. Sie, ein kleines Mädchen von sechs Jahren, wird stets eine meiner größten Lehrerinnen bleiben. Ich hatte Ralph damals die Wahrheit gesagt: ihr Tod wird nicht vergebens gewesen sein.

Das Wildnisbewußtsein

In der erdrückenden Enge der Gesellschaft zu leben, und zwar so zu leben, daß wir die Vision verwirklichen, dies ist der wichtigste Teil der Visionssuche. Es ist die schwierigste Zeit im Leben eines Menschen, und es scheint schier unmöglich, auf dem Pfad zu bleiben. Es ist ein einsamer Pfad, denn es gibt keine Tempel oder Gemeinden, die Unterstützung bieten würden. Wenige nur sprechen die Sprache der Wildnis, und jene, die im Bewußtsein der Wildnis leben, stehen allein in einem Land, das nicht ihre Sprache spricht und sie nicht versteht. Allzu leicht wäre es, in die Wildnis zurückzulaufen, denn dort herrscht Friede und Wirklichkeit. Es wäre auch leicht, Teil der Gesellschaft zu werden, in der wir leben müssen. Denn nachgeben heißt, keine Konflikte zu haben. Um der Vision zu leben, dürfen wir nicht in die Wildnis fliehen. Andererseits können wir nicht eine Gesellschaft gutheißen, die wir verändern wollen. Wir sind Seiltänzer, leben zwischen zwei Welten.

Wir leben auf Messers Schneide. Es gibt jedoch einen Weg, in der Beengtheit der Gesellschaft zu leben und dort die Vision einer besseren Welt zu leben, ohne in eine Falle oder in die Isolation zu geraten. Diese Art zu leben nenne ich das Bewußtsein der Wildnis. Es macht wenig Unterschied, ob jemand in der Stadt leben muß, in einem Dorf oder auf dem Land oder ob jemand in einer Fabrik arbeitet, im Krankenhaus oder auf der Baustelle. Das Geistige ist die

höchste Freiheit, und wir sind nicht eingesperrt in unserer Wohnung, an unserem Arbeitsplatz. Wir haben im Leben die freie Wahl - vor allem die freie Wahl, wie wir denken und wie wir die Welt betrachten. Und diese Wahl, dieses Denken erst entscheidet, ob wir das Leben freudvoll und glücklich erfahren oder in kraftloser Resignation.

Wir aber, die wir die Vision haben, eine Veränderung dieser Welt zu bewirken, wir haben keine andere Wahl, als in dieser Gesellschaft zu arbeiten, um eine solche Veränderung herbeizuführen. Wir haben genug von Umweltverschmutzung und Krieg und Haß und Vorurteilen und von der unentwegten Zerstörung der Erde. Wir blicken über die Fallen des Fleisches hinaus in eine Welt spirituellen Reichtums. Uns gibt das Leben mehr als jene Arbeitsmoral von neun bis fünf Uhr; unser Leben ist mehr als ein gehorsamer Tanz nach der Uhr, nach dem Diktat des Geldes und seichter Freizeitvergnügungen. Wir lassen uns führen von einer starken Vision, die die Menschen zur Erde zurückführen kann: zu den wirklichen Grundwerten und näher zum Geist. Jene, die eine Vision haben, wissen, daß sie nicht fortlaufen und sich verstecken können. Denn es gibt keine Winkel mehr, um sich zu verstecken. Wir wissen, daß wir unsere Vision in die Gesellschaft tragen müssen, sonst sind wir verantwortlich für die Zerstörung der Erde.

Jeder nach seinen Fähigkeiten, nach seiner Art, arbeiten wir daran,

die Dinge zu verändern. Meinen Schülern sage ich, daß sie es sind, die Großvaters Vision aus meiner Schule hinaustragen in die Welt. Sie sind es, die in vorderster Front stehen und vor die unwissenden und gleichgültigen Massen hintreten müssen. Wenn sie meine Schule verlassen und nichts tun, dann stirbt die Vision. Doch wenn sie nur einen einzigen Menschen erreichen, dann lebt die Vision. Jeder hat die Fähigkeit, andere zur Erde zurückzuführen und zum Schöpfer. Dazu brauchen wir nicht unsere Arbeit, unsere Wohnung, unsere Familie aufzugeben, wie die Jünger es taten, um Jesus zu folgen. Jeder von uns hat jeden Tag Gelegenheit, einen anderen zu erreichen, ihn etwas zu lehren. Mit jedem Menschen, der zur Erde zurückkehrt, wird die Vision einer besseren Welt stärker, und der Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt wird verändert. Es gibt keinen Zweifel daran, daß wir die letzten Tage der Erde erleben — der Erde jedenfalls, wie wir sie kennen. Unsere eigene Mutter haben wir den falschen Göttern des Fleisches geopfert. Wir alle brauchen nur für vier Dinge im Leben zu arbeiten: für dauerhaften Frieden, grenzenlose Freude, unendliche Liebe und ein Ziel über unser Selbst hinaus. Die Gesellschaft lehrt, daß wir diese Dinge außerhalb von uns selbst suchen sollen, während diese Dinge in Wahrheit nur in uns zu finden sind. Die Habgier dieser Gesellschaft, ihre erbarmungslose Jagd nach den falschen Göttern des Fleisches und des Materiellen - das ist es, was die Erde zerstört hat und weiterhin zerstören wird. Wahrlich, wir sind eine

Gesellschaft, die ihre Enkel tötet, um ihre Kinder zu nähren. Und was diese Einstellung betrifft, sehe ich wenig Veränderung.

Viele von uns, aus allen Bereichen des Lebens, aus allen Philosophien, Kulturen und sozialen Schichten stammend, erkennen, daß wir dabei sind, die Erde zu verlieren. Auch wenn wir manchmal verschiedener Meinung sind, kämpfen wir doch zusammen im größten Kampf der Geschichte. Wir müssen die Schlacht gewinnen, sonst ist alles verloren, und Großvaters Prophezeiungen werden wahr. Es gibt kein Davonlaufen, kein Ausruhen für jene, die im Kampf stehen. Einst hat jemand gesagt: «Auf dem Felde des Zögerns lagen die verkohlten Knochen unzähliger Millionen, die sich am Vorabend des Sieges niederlegten, um auszuruhen - und ruhend den Tod fanden.» Es gibt kein Ruhen noch Rasten für uns, die wir die Erde lieben und unsere Kinder und Enkel lieben. Es gibt kein Davonlaufen für jene, die wirklich lieben, denn Liebe ist die größte Macht. Wir alle sind Glieder der Lebenskraft dieser Welt. Und wenn ein Glied krank ist, sind alle krank.

Zum Glück sehe und fühle ich ein Wiedererstarren spiritueller Gesinnung, und die Menschen suchen Verbindung zur Erde. Dies ist nicht nur eine flüchtige Mode, sondern eine beständige Unterströmung der heutigen Gesellschaft. Die Menschen lassen sich zunehmend aufrütteln. Neue Gesetze werden erlassen, es gibt Demonstrationen, und die verschiedensten Gruppen versuchen die

Erde zu schützen. Dies genügt aber nicht, denn wir müssen anfangen, alle Menschen zu erreichen, und zwar rasch. Wir müssen nicht das Denken der Menschen ansprechen, sondern ihr Herz. Damit die Gesellschaft sich ändert, muß jeder einzelne sich ändern. Die Gesellschaft muß lernen, auf ihren unersättlichen Lebensstil, auf ihre Habgier und ihre Vorurteile zu verzichten, um die wahren Schätze jenseits des Fleisches zu erkennen. Bevor aber dieser Kampf gewonnen ist, müssen noch viele von uns die Wildnis verlassen, um für die Vision zu leben. Das Leben in dieser Gesellschaft braucht uns nicht zu verschlingen. Es braucht uns nicht abzubringen von unserem Weg.

Vor allem müssen wir erkennen, daß Ablenkung der mächtigste Dämon ist, der uns in dieser Gesellschaft bedroht. Verzweifelt, wenn auch unbewußt, ist die Gesellschaft bemüht, uns durch ihre vielen Ablenkungen und Zerstreungen von unserem Pfad und von unserem spirituellen Bewußtsein abzubringen. Diesen Ablenkungen dürfen wir niemals Macht über uns geben. Denn die Arbeit für die Vision braucht unser ganzes Herz. Viele Ablenkungen schleichen sich ganz unbemerkt in unser Leben ein. Andere überfallen uns mit dröhnendem Lärm. Manche versuchen sogar, uns irre zu machen an unserem Glauben, an unserem Ziel. Da hilft, wie immer, nur Achtsamkeit. Wir können uns nicht den Luxus leisten, unsere Wachsamkeit einschlafen zu lassen. Täten wir es, so könnte es sein,

daß wir zu Fall kommen und nie wieder aufstehen. Wir müssen diese Ablenkungen erkennen - und sie ignorieren, sie bekämpfen oder vertreiben.

Ich habe erlebt, wie gute Leute — auch ich selbst — sich von ihrer Vision ablenken ließen. Viele sind in die Falle getappt, sie sind falschen Göttern nachgejagt und haben das Spiel der Gesellschaft mitgespielt. Durch unermüdliches Probieren, durch Versuch und Irrtum, habe ich gelernt, nicht das Spiel mitzuspielen, sondern es zu ignorieren. Denn es ist ganz belanglos für ein Leben in der Vision. Das Spiel der Gesellschaft mitzuspielen heißt, unsere Überzeugung zu verraten und die Wirklichkeit des geistigen Lebens zu entstellen. Der beste Weg, so habe ich festgestellt, um den Fallstricken dieses Spiels zu entgehen, ist, sich abseits zu halten und es aus der Ferne zu beobachten, sich nie zu beteiligen - denn Beteiligung heißt, einen Teil des Selbst zu opfern. Vielen mag es nicht gefallen, daß du das Spiel nicht mitspielst. Und du wirst einer Welt verständnisloser Kritiker gegenüberstehen. Vergiß aber nicht: Kritiker sind häufig Menschen, die selbst nichts tun. Leute dagegen, die kritisiert werden, sind meistens die «Macher» und haben keine Zeit, andere zu kritisieren.

Spielregeln und Kritik kommen oft auch von Leuten, die für die Heilung der Erde zu arbeiten glauben, die aber keine wahre Vision haben. Diese Pseudo-Visionäre und falschen Propheten kritisieren

hauptsächlich. Sie lehren Fähigkeiten, die sie selbst niemals erlebt haben. Diese Leute sollte man meiden, aber nie kritisieren. Auch wenn ihre Arbeit meist machtlos ist, arbeiten sie doch für eine bessere Welt. Diese Leute sollten wir einfach gewähren lassen, besser noch, sie ignorieren. Auch ihr ewiges Kritisieren und Beschwerden kann zu einem Dämon der Ablenkung werden.

Hüte dich also vor falschen Propheten und Lehrern. Vielleicht versprechen sie dir spirituelle und andere Fähigkeiten, die sie aber selten vermitteln können. Es gibt viele solcher Leute, die nur darauf warten, sich der Verirrten und Suchenden in der Gesellschaft anzunehmen. Sie machen große Versprechungen, doch ihre Anhänger tragen niemals brauchbare Kenntnisse oder Einsichten davon. Viele dieser Leute sind selbstberufene Heiler und Lehrer. Doch nie haben sie ein Leben der Askese gelebt, noch haben sie ihre Fähigkeiten in der Reinheit der Wildnis erprobt. Wie Großvater sagte: «Diese falschen Propheten erkennt man an ihrer mangelnden Bewußtheit. Denn Bewußtheit ist die Pforte zur geistigen Welt.» Deine Vision gehört dir allein. Du brauchst keinen schnellen Weg zur Erleuchtung - denn es gibt keinen schnellen Weg.

Die Gesellschaft kann uns auch lehren, gleichgültig und selbstzufrieden zu werden. Dann ignorieren wir schließlich die Zerstörung der Erde und manches andere, was falsch ist in dieser Gesellschaft. Im Irrsinnstakt der Gesellschaft eilen wir durchs Leben

und schauen nicht mehr nach links und rechts. Unsere Gleichgültigkeit erzeugt Untätigkeit, die wiederum zur Lähmung von Körper, Seele und Geist führen wird. Verschließt man die Augen vor einem Problem und versucht es zu ignorieren, so ist dieses Problem noch lange nicht aus der Welt geschafft. Im Gegenteil: dem Dämon der Gleichgültigkeit Macht zu verleihen bedeutet, auch den Schwierigkeiten Macht über uns zu verleihen. Gleichgültige Menschen geben keine guten Krieger ab, denn sie haben ihre Vision verloren, oder ihre Vision wurde durch die Gleichgültigkeit verdunkelt.

Unsere Wirklichkeit ist, daß wir unsere Vision leben und sie mit anderen Menschen teilen müssen. Auf diese Art wird unsere Vision schließlich lebendig werden. Sich in der Wildnis zu verstecken heißt, sich vor dem höheren Selbst und vor der Vision zu verstecken. Die wahre Visionssuche beginnt, wenn wir die Wildnis verlassen, um Menschen zu lehren. Nicht nur andere auszubilden gehört dazu, sondern auch unser Streben, dem Pfad der Vision treu zu bleiben, wenn alles um uns im Chaos, im geistigen Tod und in Zerstreuungen versinkt. Dies aber muß nicht Schmerz und Leiden bedeuten. Denn unsere Zahl nimmt zu, und wir werden stärker. Trennende Grenzen werden niedergerissen, und da sind immer mehr Menschen, die wir erreichen können. Und immer begleitet uns die Macht des Wildnisbewußtseins.

Wir, die wir jeden Tag unsere Vision leben, müssen in unserem Innern eine geistige Insel schaffen. Dort möge das Wildnisbewußtsein wohnen, das uns davor bewahrt, in den Irrsinnstaukel der Gesellschaft hineingerissen zu werden. Auch wenn wir in einer Welt nahe der modernen Zivilisation leben müssen, können wir uns solch eine innere Insel schaffen, wo unser bewußtes und spirituelles Denken stets in der Reinheit der Wildnis und des Geistes verweilen kann. In Zeiten der Not können wir immer zurückkehren zum spirituellen Bewußtsein, das unmittelbar mit aller Schöpfung verbunden ist. So können wir, nur durch einen Wandel im Denken, wieder ein Teil der Wildnis werden, sogar im Zentrum einer Großstadt. Wir sind Teil der Schöpfung, und zugleich ist die Schöpfung ein Teil von uns. Es gibt kein Innen und Außen, keine Spaltung des Selbst, sondern nur ein vollkommenes <Eins-Sein>. Dann verschmilzt die geistige Insel mit der Wildnis.

Auch müssen wir in Zeiten der Not die Wildnis aufsuchen, ganz gleich, in welcher Form sie uns begegnet. Es kann ein längerer Aufenthalt in einer großen Wildnisregion sein oder nur eine Wanderung durch ein unberührtes Gebiet, die unsere geistige Kraft erneuern und unsere Seele heilen, oder es kann sogar ein Grashalm sein, der aus einem Spalt im Betonpflaster einer Großstadt wächst. Alles sind Pforten zurück zur Erde, zurück zur Reinheit der Schöpfung. Natur umgibt uns überall, ob in der Stadt oder im Vorort;

wir müssen nur lernen, einzutreten durch die Pforte, die sie uns bietet, und so den Rückweg zu finden. Alle Propheten, Visionäre und Lehrer mußten in Abständen in die Lauterkeit der unberührten Natur, in die Wildnis zurückkehren. Wie alles andere muß auch dies in unser Leben eingeplant sein, und wir müssen uns auch an diesen Plan halten, denn nur dann finden wir Erneuerung, Antwort auf unsere Fragen und Richtungsweisung für unsere Vision.

Vor allem müssen wir lernen, unsere Vision so zu leben, daß es nichts als diese Vision in unserem Leben gibt. Unsere Familie, unsere Freunde müssen Teil unserer Vision werden, und ihre Vision muß mit der unseren verschmelzen, um eine noch mächtigere Vision zu schaffen. Diese Vision müssen wir in aller Selbstlosigkeit leben. Und solche Liebe zu Mensch und Schöpfung ist der Ausgangspunkt unserer Arbeit. Nur für sich selbst zu arbeiten ist eine seichte und leere Art zu leben. Die Hand auszustrecken und anderen zu helfen, selbst wenn es uns Kraft kostet, heißt, die Vision der Liebe zu leben. In Selbstlosigkeit zu arbeiten heißt, eine der wahren Bedeutungen des Lebens zu finden: die Bedeutung der Liebe.

Dieser Weg ist nicht leicht. Dann und wann strauchelt jeder. Aber wir schütteln uns, lernen aus unseren Fehlern, lachen ein bißchen und fangen von vorne an. Gewiß arbeiten wir alle für die Vision einer besseren Welt, für ein Leben in engerer Verbindung mit dem Reich des Geistigen. Mit unseren Anstrengungen wollen wir den Krieg

beenden, die Umweltverschmutzung beenden, das ewige Töten beenden, ja, die Zerstörung der Erde beenden, wie wir sie bislang kennen. Alles kann nur besser werden, wenn wir alle uns anstrengen, wenn wir lieben und lachen. Dies war nicht nur Großvaters Vision, auch ist es nicht nur meine Vision, sondern es ist die Vision und das Streben eines jeden, der die Erde heilen und die ganze Schöpfung lieben will: auch den Menschen.

Der Weg zurück aus der Wildnis

Der Weg war lang und schwierig. Wohl der unmöglichste Weg, den ich in meinem Leben gegangen bin. Es ist wahrhaft die schwerste Aufgabe, der eine Frau oder ein Mann sich stellen muß. Denn es ist die eigentliche Suche bei jeder Vision. Es ist ja so leicht, Überzeugungen zu verraten und vom Pfad der Vision abzuweichen. Es ist allzu leicht, sich im Trubel der Gesellschaft zu verlieren und das Herz zu verleugnen. Viele Male bin ich gestrauchelt, und viele Male bin ich durch mein eigenes kritisches Denken oder durch die Gesellschaft besiegt worden. So verschieden sind die Gesetze der modernen Zivilisation von den Gesetzen der Schöpfung. Denn es sind wahrlich zwei getrennte Realitäten.

Ich habe festgestellt, daß Menschen mit ihrem Kopf, ihrer Brieftasche und ihrem Ego denken. Die Götter dieser Gesellschaft heißen - wie ich finde - Sex, Macht und Geld. Da bleibt wenig Platz für etwas anderes. Die heutige Gesellschaft ist ein Dämon, der den einzelnen von allem trennt, wofür es sich zu leben lohnt. Sie frißt die Menschen; und die Menschen werfen ihr Leben, ihr Glück und ihre geistige Dimension in diesen Rachen. Auch ist die Gesellschaft ein Gefängnis; denn sie fesselt die Menschen, damit sie ein Leben der Verzweiflung leben, nur um irgendwie über die Runden zu kommen. Die Gesellschaft bewertet Glück nach der Ansammlung irdischer Güter, und die Menschen vergeuden ihr Leben mit dem Sammeln

solcher Güter. Nie scheinen sie die Chance zu haben, ihr Leben einmal zu genießen. Denn dauernd müssen sie arbeiten, um den Besitz all dessen zu wahren, was sie angesammelt haben.

Ich finde, daß es keine Kunst ist, in der Gesellschaft zu leben und unbemerkt in der breiten Bevölkerung aufzugehen. Schwierig wird es erst, wenn man versucht, eine Vision zu leben, die dem Denken dieser Gesellschaft fremd ist. Es gibt eben Menschen, die glauben nicht an Krieg oder Haß. Es gibt Menschen, die glauben nicht, daß das Leben nur von neun bis fünf Uhr dauert und daß es im Leben nicht mehr gäbe als nur die Ansammlung materieller Güter. Es gibt Menschen, die glauben, daß die Erde geheilt werden sollte; daß es mehr im Leben gibt als Fleisch und Materie. Es gibt Menschen, die glauben, daß das Leben hinieden viel besser, reicher und erfüllter sein könnte und daß wir das Leben in engerer Verbindung mit dem Schöpfer und mit der Schöpfung leben sollten. Es gibt viele Menschen, die glauben, daß es der wahre Sinn des Lebens ist, einen besseren Platz für ihre Kinder und Enkel zu schaffen: Einen Platz, wo klares Wasser fließt, wo gesunde Wälder wachsen und wo das Leben von grenzenloser Liebe, dauerndem Frieden, unendlicher Freude und hohen Zielen erfüllt ist. Aus Angst verzichten viele darauf, ihre Vision zu leben. Sie verleugnen ihre Vision. Wenn die Gesellschaft sich jemals ändern soll, dann muß jeder einzelne seine Vision leben. Erst dann wird der Geist-der-in-allen-Dingen-wirkt der

menschlichen Zerstörungswut Einhalt gebieten. Diesen Weg müssen wir alle gehen. Wenn nicht für uns selbst, dann für unsere Kinder und Enkel.

Über den Autor

Tom Brown begegnete seinem Lehrer Stalking Wolf, einem Schamanen vom Stamm der Apachen, bereits mit acht Jahren. Seine ersten Erfahrungen beschrieb er in seinem Bestseller «The Tracker» (Der Fährtsensucher) sowie den Folgebänden «The Search» und «The Vision». Dazu verfaßte er noch eine Reihe von praktischen Naturführern und Büchern zum Thema des Überlebens in der Wildnis. Seine weltbekannte Überlebensschule vermittelte Tausenden von Teilnehmern eine neue Sicht der Natur und unseres ganzen Planeten.

Auf der Höhe seines Ruhms zog er sich für ein Jahr in die Wildnis zurück und vertraute - nur ein Messer mit sich tragend - den erworbenen Fähigkeiten, die er in seiner Überlebensschule und in seinen Büchern lehrte.

Das vorliegende Buch ist das erste einer Trilogie über die geistige Suche. Weitere Bücher von Tom Brown in deutscher Übertragung im Ansata-Verlag sind vorgesehen.

Wenn Sie mit Tom Brown in Kontakt treten oder an einem seiner Kurse teilnehmen möchten, hier seine Anschrift:

Tom Brown, Tracker, Inc. P.O. Box 173

Asbury, N.J. 08802-0173, USA